
C 8041 C
Heft Nr. 47 · 14. Jahr · Hamburg, 19. November 1961 · 60 Pfennig
stern
Schweiz: 80 Rappen · Schweden: skr 1,00 inkl. oms.
Zum erstenmal erzählt:
Die Ulbricht-Geschichte
152 SEITEN



Das höchste Glück

dieser Erde liegt auf dem Rücken der Pferde – erst recht im Spätherbst, und wenn man so gut aussieht wie das Mannequin Gudrun Stascheit

FOTO: SEELIGER / GUHL

stern

erscheint im Verlag Henri Nannen GmbH Hamburg 1, Pressehaus, Telefon: 32 10 91 Fernschreiber: 021 11 83, Telegrammadresse: sternillus, Postscheckkonto: Hamburg 84 80

CHEFREDAKTEUR
Henri Nannen

STELLVERTRETER DES CHEFREDAKTEURS
Reinhart Holl, Karl Heinz Krüger

REDAKTEURE
Ulrich Blumenschein, Günter Dahl, Heinz Hartmann, Galina Hellwege, Werner Hildenbrand, Jürgen von Kornatzki, Erhard Kortmann, Wolfgang Löhde, Robert Pendorf, Hans Reichardt, Christoph Troll, Egon Vacek, Kurt Wolber

STERNREPORTER
Chefreporter: Joachim Heldt

Claude Deffarge, Rolf Gillhausen, Ernst Grossar, Dieter Heggemann, Fred Ihrt, Gerd Heidemann, Hartmut Jetter, Stefan Moses, Carl-Heinz Mühmel, Gerhard Ponemunski, Rudolf Rossberg, Max G. Scheler, Eberhard Seeliger, Gordian Troeller, Lothar K. Wiedemann, Kurt Will

LEITER DER TEXTREDAKTION
Victor Schuller

Dokumentarberichte: Niklas von Fritzen
Romane und Feuilleton: Günther Wolf

Redakteure: Anton Geldner, Dr. Doralies Hüttner, Arnim v. Manikowsky, Ernst Petry, Leo Sievers

Vertragsautoren: Dieter Bochow, Hans Herlin, Henry Kolarz, Marion von Möllendorff, Hans Nogly

BILDERDIENST
Günther Beukert

IMPRIMATUR
Kurt Bacmeister

GRAPHISCHE GESTALTUNG
Franz Kliebhan, Herbert Suhr

Illustrationen: Martin Guhl, Günter Radtke
Farbatelier: Walter Scevola

DOKUMENTATION UND ARCHIV
Ernst-Artur Albaum, Lieselotte Dröge, Eberhard Fehringer, Paul Walter

KORRESPONDENTEN INLAND

BERLINER REDAKTION: Harold Kosel, Berlin-Charlottenbg., Wilmersdorfer Str. 42, Tel. 32 43 77

BAYERN: Otto von Loewenstern, München 2, Arcostr. 5, Tel. 55 53 63, Fernschreiber: 052 32 04

NORDRHEIN-WESTFALEN: Sepp Ebelseder, Düsseldorf, Heinrichstr. 106, Telefon 62 63 85

RHEIN-MAIN-GEBIET: Gerhard F. Baatz, Frankfurt/Main, Feyerleinstraße 9, Telefon 55 70 67

SÜDWESTDEUTSCHLAND: Reinhard Ueberall, Stuttgart-Bad Cannstatt, Brenzstr. 14, Tel. 54 23 95

KORRESPONDENTEN AUSLAND

LONDON: Peter G. Wichman, North London, 5 Latimer Road, Barnet, Tel. BARnet 9946

MAILAND: Hans Hausmann, Viale Piave 22, Tel. 79 93 12

NEW YORK: Yvonne Spiegelberg, New York 28, N. Y., 1349 Lexington Avenue, Tel. SA 2 77 00

PARIS: Edmond Lutrand, Paris VIe, 15 rue de l'Echaudé-Saint-Germain, Tel. MEDicis 09-10

ROM: Klaus Ruehle, Associazione della Stampa Estera, Via della Mercede 55, Telefon: 67 48 54

Verantwortlich für Bilder: Reinhart Holl, für Serien: Victor Schuller, für den übrigen Inhalt: K. H. Krüger, für Anzeigen Karl Hartner, sämtlich in Hamburg. Preis des Heftes 0,60 DM frei Haus, dazu örtliche Zustellgebühr. Abonnements durch Verlag und Post. Bezugspreis 2,71 DM im Monat + Zustellgeld. Stern darf nur mit Verlagsgenehmigung in Lesezirkeln geführt werden. Anzeigenpreisliste Nr. 24 vom 1. 10. 61. Bank: Brinkmann, Wirtz & Co, Hamburg 1, Satz: Gruner Druck GmbH, Hamburg, Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe in Holstein. Printed in Germany.

AUSLANDSPREISE:

Belgien	bfrs. 9,–	Portugal	Esc. 8,50
Dänemark	dkr. 1,40	Spanien	Pts. 18,–
Griechenland	Dr. 9,–	Schwed.	skr. 1,– i. oms.
Großbritannien	sh 1/9	Schweiz	sfr. 0,80
Frankreich	N. F. 0,90	Südafr. Union	Rand 0,20
Italien	Lit. 120,–	Australien	austr. sh 2/6
Luxemburg	lfrs. 9,–	Asien	US $ 0,30
Niederlande	hfl. 0,70	USA + Kanada	US$ 0,30
Norwegen	nkr. 1,40	restl. Übersee	US $ 0,30

BRIEFE AN DEN STERN

HALTUNGSSCHÄDEN

(Zu Walter Gongs Betrachtungen über den Bonner Koalitionszirkus; Stern Nr. 44)

Ein Bravo für Walter Gong, der aussprach, was gewiß sogar mehr als 11,5 Millionen (auch viele FDP-Wähler) denken und wünschen – nämlich eine Beteiligung der SPD. Die Bonner Auch-Demokraten sollten mal in England in die Lehre gehen!

Weingarten/Württ. PAUL GROSS

Hat es überhaupt noch einen Sinn, zur Wahl zu gehen? Das Wahlergebnis hat doch gezeigt, daß das Volk ebensoviel CDU- wie SPD-Minister will und höchstens ein oder zwei von der FDP. In Hamburg bildet die SPD mit der FDP die Regierung, und die CDU ist in der Opposition. Die Praxis zeigt, daß dies zum Besten unserer Stadt ist. Man sollte doch endlich das dumme Gerede lassen, daß es sich bei der SPD um die „rote" Richtung handelt.

Hamburg EBERHARD WENDT

Wenn der FDP-Bundesvorsitzende Dr. Mende denkt, daß er als Ritterkreuzträger kein anatomisches Kreuz mehr zu haben braucht, da dieser Zustand ihm das Umfallen leicht mache, so irrt er sich sehr. Die Wähler werden ihm bei der nächsten Gelegenheit die Quittung präsentieren.

Mühlheim HEINZ FLECK

Der „Gong" wurde vernommen, allein es fehlt die Hoffnung!

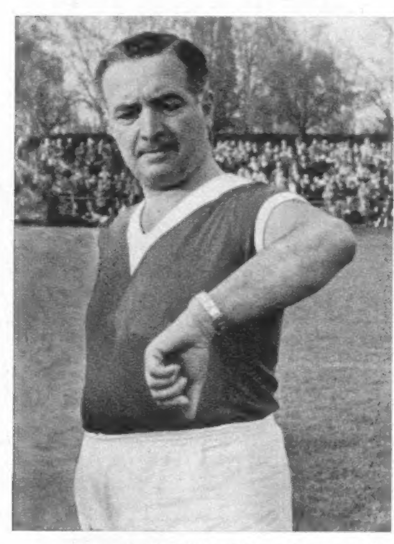
Dorsten i. W. KARL MÜLLER

Wie können wir Wähler uns vor dem Wahlbetrug der FDP schützen? Schließlich habe auch ich diese Partei gewählt, weil ich die Gefahren, in die uns der starrsinnige Greis in Rhöndorf bringen wird, erkannt habe.

Hamburg WALTER W. MÖLLER

Der Bonner Kuhhandel zeigt deutlich, daß diese Figuren kein Recht haben, sich Politiker zu nennen. Nicht die Aufgabe und die Verantwortung reizen sie, sondern die einträglichen Ministerposten.

Düsseldorf FERDINAND SCHMITZ



Koalitionskämpfer Mende: die letzten Spielminuten

Pfui Teufel, Dr. Mende! So viel Mangel an Rückgrat hätte ich bei einem Ritterkreuzträger nicht vermutet.

München JOSEPH SCHÖNBERG

Sagt doch dem Alten in Bonn, er solle noch ein paar Ministerposten schaffen, damit auch der Pförtner der FDP-Zentrale in die Regierung aufrücken kann; vielleicht als Minister für politische Unvernunft. Solche „Politiker" spielt sogar der Greis noch leicht an die Wand und kann dann allein weiterregieren.

Bern/Schweiz FRANZ HÖFER

Eine sonderbare Demokratie, in der die Meinung von fast 12 Millionen SPD-Wählern völlig ignoriert wird. Der einzige Trost ist, daß man sie dann für die Folgen der Politik in dieser kritischen Zeit nicht wird verantwortlich machen können.

Berlin WERNER SCHMIDT

GELDSUCHT

(Zu der Meldung über die hohen Nebeneinnahmen leitender Gewerkschaftler; Stern Nr. 43)

Warum sollen denn Gewerkschaftler nicht in Aufsichtsräten vertreten sein und die Belange ihrer Mitglieder verfechten? Wenn sich die Arbeitgebervertreter in den Aufsichtsräten für diese Tätigkeit honorieren lassen, aus welchem Grunde sollten dann die Vertreter der Arbeitnehmer auf die ihnen zustehenden Rechte verzichten? Zumal sie ja dank ihrer Überzeugungstreue und ethischen Verpflichtung hiermit noch soziale Aufgaben erfüllen können.



DGB-Richter

Köln-Deutz ELLY MEISSNER

Es ist richtig, daß die genannten Gewerkschaftsfunktionäre Aufsichtsratsposten innehaben und Aufwandsentschädigungen erhalten. Es handelt sich jedoch bei diesen Geldern nicht um „Nebeneinkünfte", denn die Aufwandsentschädigungen werden, dazu haben sich die Gewerkschaftsfunktionäre verpflichtet, der Stiftung „Mitbestimmung", die vor allem einer Studienförderung dient, zugeführt.

Schwabach RICHARD ROMETSCH

Ich bin seit über vierzig Jahren gewerkschaftlich organisiert und bekomme jetzt als Rentner alle Vierteljahr ein Almosen von netto DM 7,60 frei Haus von der Gewerkschaft.

Hamburg H. BRINK

ABWEHR-STOFF

(Zum Stern-Kriminalroman „Der Tod packt seinen Koffer")

Als leidenschaftlicher Krimi- und Thrillerleser muß ich Mr. Wallace durchaus ein Lob spenden. Wenngleich seine Hauptfigur, der junge Abwehrmann Bill Tern, eine gewisse Ähnlichkeit mit James Bond, dem berühmten Helden des englischen Bestsellerschreibers Ian Fleming (Casino Royale) hat.

Düsseldorf DIETER L. FREYTAG

Weiter auf Seite 6



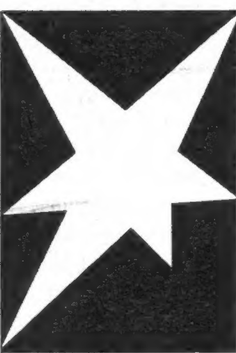
Eine fortschrittliche Leistung zeigt den Weg:

Rauchen Sie Simona! Diese feinaromatische, hochklassige Filter-Zigarette hat den Vorzug der neuzeitlichen Entwicklung. Ihre Nikotinminderung im Rauch ist eine fortschrittliche Leistung im besten Sinne! In Ihrem Sinne! Sie macht es Ihnen leicht, sehr viel für sich zu tun.

10 Pf

Simona

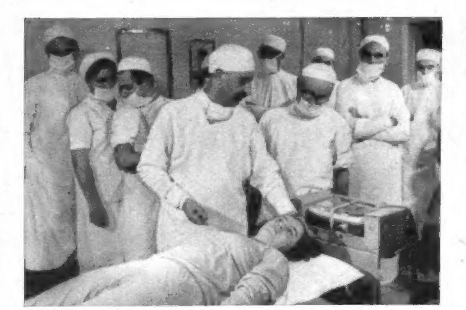
HEFT Nr. 47
IM 14. JAHR
14. NOV. 1961
BIS 20 NOV. 1961

DER STERN IN DIESER WOCHE









Im Stern steht mehr

In jedem Stern



Romane und Serien



Stern am nächsten Dienstag

Amerika gräbt sich ein und baut strahlensichere Bunker. Aber kann man sich überhaupt vor Atombomben schützen?



Wer gehorcht, ist selber schuld

Ein Gefreiter wurde verurteilt, weil er einen Befehl nicht verweigerte

Dem Schneematsch auf der Autobahn Bremen-Hamburg und der falschen Reaktion eines unerfahrenen Kraftfahrers ist es zu danken, daß unlängst eine für fast alle deutschen Uniformträger höchst problematische Frage praktisch beantwortet wurde: die Frage des Befehlsnotstandes. Das Problem ist zwar im Grunde so alt wie das Militär, ernste Bedeutung erlangte es aber erst nach dem letzten Weltkrieg, als zahllose Leute, widerrechtlicher Untaten beschuldigt, sich mit der Behauptung verteidigten, sie hätten auf Befehl gehandelt und gar nicht anders gekonnt.

Verständlich, daß dieses Problem den Neubauern deutscher Wehrhaftigkeit zu Neurosen verhalf. Denn schließlich, wo käme eine Armee hin, in der es dem einzelnen Soldaten überlassen bliebe, zu entscheiden, welchen Befehl er befolgen will und welchen nicht — weil er ihn für widerrechtlich, unsittlich oder für unzumutbar hält! Ohne Gehorsam keine Armee! Einerseits. Andererseits — wo eine Armee hinkommt, in der nur gehorcht wird, ganz egal, was befohlen ist, das haben wir erlebt und wollen wir nicht wieder erleben.

Was tun? Nun, man tat, was zu tun war: Man schrieb in das Wehrstrafgesetz einen Paragraphen, der dem Soldaten erlaubt, den Gehorsam zu verweigern, wenn er einen Befehl für nicht rechtens hält. Ein zweiter Paragraph verbietet den Vorgesetzten, Befehle zu erteilen, die der Menschenwürde unzuträglich sind oder gar eine strafwürdige Tat zum Inhalt haben.

Theoretisch ist also alles bestens geregelt — nur, das war es auch früher schon; die einschlägigen Vorschriften für die Wehrmacht lauteten ganz ähnlich. So war bisher nicht abzusehen, ob die guten Vorsätze verwirklicht werden oder abermals nur Theorie bleiben würden. Es ist ja auch wirklich ziemlich schwierig, in Friedenszeiten Befehle zu erteilen, die den Soldaten zwingen, etwas Strafbares zu tun.

Jedoch ein Oberleutnant einer in Bremen stationierten Fla-Einheit hat es im Januar dieses Jahres fertiggebracht. Und seit kurzem wissen wir — nicht aus dem Munde eines Theoretikers, sondern aus der Feder eines Richters —, daß der Soldat die Ausführung eines unzulässigen Befehls nicht nur verweigern kann, wie's im Gesetz steht, sondern unter Umständen sogar verweigern muß,



Fortsetzung von Seite 5

wenn er nicht bestraft werden will. Den Befehl, der Anlaß zu dieser Entscheidung eines Gerichts war, gab jener Bremer Oberleutnant im Januar auf der Autobahn Bremen-Hamburg seinem Fahrer, einem erst kurze Zeit mit einem Führerschein behafteten Gefreiten. Der Gefreite zockelte mit mäßigem Tempo hinter einem Lastwagen her; der Oberleutnant, der neben ihm im Jeep saß, hatte es eilig. Also befahl er seinem Fahrer, endlich den Laster zu überholen, und als der Gefreite darauf zunächst nicht reagierte, wiederholte der Oberleutnant diese Aufforderung. Diesmal gehorchte der Gefreite, schob sich auf die linke Seite der Fahrbahn, hörte von hinten gereiztes Hupen, riß den Jeep erschreckt nach rechts zurück und gab der Bremse einen gewaltigen Tritt – mit dem Ergebnis, daß der Jeep sich zunächst querstellte, dann auf die Gegenfahrbahn hinüberschleuderte und dort einen veritablen Massenzusammenstoß auslöste, der zwar keine Toten forderte, aber mannigfache Knochenbrüche und

BRIEFE AN DEN STERN

Man kann Ihnen nur gratulieren. Endlich einmal ein wirklich witziger, origineller und sehr moderner Krimi. Allerdings ist mir die Zuständigkeit jener berühmten Geheimdienstabteilung MI 5 unter Big Joe nicht klar. Ist das ein anderer Name für Secret Service?

Frankfurt/Main SIEGFRIED BÖHM

Secret Service ist nicht identisch mit MI 5. Secret Service arbeitet eng mit dem Außenministerium zusammen. Die gleichberechtigte Abteilung MI 5 ist dem Innenministerium zugeordnet. Beide unterstehen, wie die speziellen Abwehrdienste der Marine, der Luftwaffe, der Armee, der Raketen- und Atomforschung einer zentralen Dienststelle, dem Joint Intelligence Bureau. Aktionen in England, die in die Zuständigkeit der Abteilung MI 5 fallen, werden in Zusammenarbeit mit der Special Branch von Scotland Yard erledigt. – Red.

Es ist unmöglich, von Bryan Edgar Wallace gefesselt zu sein.

Fürth/Bay. KLAUS KÜHNLEIN

SCHULD-SCHEIN

(Zu dem Bericht über die Anklage, die gegen den Wolfsburger Oberbürgermeister Dr. Nissen erhoben wurde; Stern Nr. 43)

Die „komfortable Nissenhütte" ist die Wohnung eines Kinderreichen, die neben sechs Kindern insgesamt zehn Personen beherbergt. Das Haus wurde mit öffentlichen Mitteln gefördert und dementsprechend auch einfach erstellt. Das Grundstück wurde mir von der Stadt nicht verkauft, sondern ein Erbbaurecht gewährt. Weder die Fußgängerbrücke noch der Asphaltbelag der Zufahrtstraße sind Geschenke der Stadt an ihren Oberbürgermeister.

Daß Sie als einzige Zeitung über die Problematik einer Anklage ge-

Gehirnerschütterungen zur Folge hatte, ganz zu schweigen von verbeultem Blech.

Mein Oberleutnant hat's befohlen, entschuldigte der Gefreite vor dem Winsener Schöffengericht sein falsches Fahrverhalten. Doch das Gericht belehrte ihn: Wer am Steuer eines fahrenden Autos sitzt, dem hat niemand etwas zu befehlen, kein Oberleutnant und kein General. Das habe der Gefreite auch wissen müssen und können, und folglich hätte er den Überholbefehl des Oberleutnants verweigern müssen, wenn ihm das Überholen zu riskant schien. Da er das nicht getan habe, trage er auch die volle Verantwortung für die Folgen seiner Fahrerei. Der Gefreite wurde verurteilt. Milde zwar, in Anbetracht der Umstände, aber immerhin.

Es ist also Ernst, diesmal, mit dem Recht auf, ja sogar der Pflicht zur Befehlsverweigerung in bestimmten Fällen. Aus theoretischem Stoff für Unterrichtsstunden ist durch dieses Urteil Wirklichkeit geworden, und das ist gut so.

Weniger gut ist freilich, daß die zweite Hälfte der Geschichte fehlt: Auf der Anklagebank in Winsen saß nämlich nur der Gefreite, der den unzulässigen Befehl ausführte, nicht aber der Oberleutnant, der den fatalen Befehl gab. Das war nicht Schuld des Gerichts – er war nicht angeklagt, und das Anklagen ist Sache der Staatsanwaltschaft. Was den zuständigen Staatsanwalt veranlaßt hat, den Oberleutnant ungeschoren zu lassen, obwohl das Wehrstrafgesetz auch für eine Anklage gegen ihn eine klare Grundlage bietet, ist unerfindlich und zur Zeit auch nicht festzustellen – der Staatsanwalt ist auf Urlaub.

Es wäre gut, wenn er seine Entscheidung noch einmal überdenken würde – denn wenn es nicht erlaubt ist, unzulässige Befehle auszuführen, dann ist es jedenfalls noch sehr viel weniger erlaubt, unzulässige Befehle zu geben. Auch das sollte durch ein Urteil von der Theorie in die Praxis umgesetzt werden. Dann könnten wir uns der angenehmen Hoffnung hingeben, daß das Problem des Befehlsnotstandes, das in der Vergangenheit mit düster-blutigen Schatten verhangen war, in der Zukunft keine sonderliche Bedeutung mehr haben wird. **Robert Pendorf**

---

gen einen Ratsherrn berichten, den man im strafrechtlichen Sinne auf einmal als Beamten betrachtet, hat mich und sicher auch Tausende von Kommunalpolitikern, die in gleicher Weise betroffen sein könnten, gefreut. Diese Dinge zu prüfen, wäre schon früher die Aufgabe der Politiker gewesen, bevor sie einem zweifellos darin überforderten Gericht zugemutet werden.

Die Unterstellung, ich hätte meine eigene Partei geprellt, indem ich sie



Dr. Uwe-Jens Nissen

zu spät über die gegen mich erhobene Anklage unterrichtet hätte, kann man Ihnen nicht abnehmen, da Sie mit Ihren Rechts- und Gerichtserfahrungen wissen, daß eine Abschrift der Anklage sofort auf dem Verteilerwege allen möglichen Stellen der kommunalen Aufsicht zugeleitet wird. Sie tragen alle die Mitverantwortung mit mir für etwas sehr Menschliches, nämlich einfach die Anwendbarkeit des Paragraphen 42 übersehen zu haben.

Die Niederlegung des Oberbürgermeisteramtes war ein ganz persönlicher Entschluß, der nirgendwo rechtlich festgelegt ist. Ich tat ihn, obwohl die Gesellschaftsnormen sich ein wenig verändert haben, seitdem angeklagte Staatssekretäre, Botschafter und Referenten es nicht mehr für nötig halten, frei von der Bürde ihres Amtes, vor einem öffentlichen Gericht zu erscheinen. Die Niederlegung bedeutet daher nicht Schuldanerkenntnis, sondern ist eine Vernunftsentscheidung, damit Wolfsburg während des möglicherweise langen und strapaziösen Weges einer juristischen Grundsatzerklärung nicht ohne Stadtoberhaupt bleibt.

Wolfsburg Dr. med. Uwe-Jens Nissen

„BEKANNTMACHUNG"

(Zum Brief eines Lesers, der das vielfach veröffentlichte Uhren-Weiss-Inserat „Einstweilige Verfügung" beanstandete. Die Redaktion hat bereits darauf hingewiesen, daß diese Anzeigen im Stern nicht erschienen sind; Stern Nr. 44)

Werbung mit Gerichtsurteilen – das hat noch gefehlt. Ein Glück, daß der Stern sich für so etwas nicht hergegeben hat.

Hamburg Heinrich Ander

Wo bleibt die Verpflichtung zur kaufmännisch richtigen Linie bei den sogenannten Preisbrecher-Pionieren, die durch solche „Bekanntmachungen" dem Käufer Sand in die Augen streuen?

Dortmund-Hörde Hans Albers

In kaufmännischen Kreisen wird es als sittenwidrig und daher als unlauteres Verhalten im Sinne des § 1 des Gesetzes gegen den unlauteren Wettbewerb angesehen, wenn die eigene Werbung mit einer Urteilskritik verbunden wird. Es bleibt jedermann unbenommen, gegen eine Maßnahme des Gerichts mit den zur Verfügung stehenden Rechtsmitteln vorzugehen; wer aber in werblichen Mitteilungen die Rechtmäßigkeit der getroffenen Entscheidungen in Frage stellt, mißachtet um geschäftlicher Vorteile willen die Würde des Gerichts. Diese Argumente treffen auch auf die Bekanntmachungen der Firma Weiss zu. Sie erwecken außerdem den irreführenden Eindruck, daß es sich um eine amtliche Verlautbarung handelt.

Hamburg 20 Dr. Werner Bosse

Diese Inserate erweckten den Eindruck, als ob ein ganzer Berufsstand nicht leistungsfähig, vertrauenswürdig und reell sei.

Gießen Carl Schmidt

leute machen geschichten

Juan Peron, 66, im Jahre 1955 gestürzter Diktator Argentiniens, tat das Ende seiner politischen Zukunftshoffnungen durch die Absicht kund, Isabelita Martinez, 23, zu ehelichen. Perón, der in Madrid lebt, hatte ursprünglich verkündet, daß er seiner toten Gattin, dem argentinischen Volksliebling Evita, auf ewig treu verbunden bleiben wolle. Da Perón weiß, daß eine neue Ehe ihn bei den alten Anhängern Evitas die letzten Sympathien kostet, zog er auch rein äußerlich den Schlußstrich unter alle Hoffnung auf eine triumphale Rückkehr. Perón will in Spanien als Hotelier einer Kette von Luxushotels Lebensinhalt finden.









Sarah Churchill, 44, trinkfrohe Tochter des britischen Ex-Premiers, brachte ihren Freund, den Schauspieler Mauro de Vecchio, in peinliche Verlegenheit. Sie konnte nur mit Gewalt daran gehindert werden, in einem römischen Lokal Striptease zu zeigen. Ihr Bruder Randolph (rechts) wurde zu gleicher Zeit wegen seines trinkfrohen Gebarens aus Hollywood ausgewiesen. Ein Vetter der beiden, der 71jährige Viscount Alexander Churchill, hat inzwischen dafür gesorgt, daß die Trinksitten der beiden künftig in der Familie bleiben können. Er hat kürzlich in London eine Bar eröffnet (Mitte).

Harry S. Truman, 77, demokratischer Ex-Präsident der USA (1945 – 1953), erfreute bei einem Besuch in Washington Präsident Kennedy, dessen Frau Jacqueline und eine Schar hochmusikalischer Gäste im Salon des Weißen Hauses mit munterem Flügelgeklimper.



Konrad Adenauer, 85, alter Neu-Kanzler, gewährte in einer Sitzung der CDU/CSU-Fraktion interessante Einblicke in seine Auffassung von Pressefreiheit. Der Sternverleger und CDU-Bundestagsabgeordnete Dr. Gerd Bucerius hatte gefordert, daß endlich eine Frau Eingang in das neue Bundeskabinett finden müsse. Als die Fraktion den vorläufigen, später dann aber wieder umgestoßenen Beschluß faßte, eine Frau – die ledige Oberkirchenrätin Elisabeth Schwarzhaupt – solle das Familienministerium übernehmen, erklärte Konrad Adenauer mit Blickrichtung auf Bucerius: Zuallererst müsse sich dieser weibliche Minister eingehend mit dem „Stern" des Parteifreundes Bucerius beschäftigen. Der Kanzler ließ offen, ob diese Befassung der neuen Ministerin den Untersuchungen der Stern-Serie über die Beziehungen der Menschen untereinander oder vielmehr den politisch oft mißliebigen Meinungen des Blattes gelten solle.

Ilja Ehrenburg, 70, Sowjetschriftsteller mit fatalem Ruf aus Kriegszeiten (Vergewaltigungsaufruf: „Zerbrecht den Rassenhochmut der germanischen Frauen, Sowjetsoldaten"), bewies persönlichen Mut in der französischen Zeitschrift „Cahiers française". In einem 13seitigen enthusiastischen Artikel über Pablo Picasso schreibt Ehrenburg unter anderem: „Er hat auch viele Feinde. Einige nennen ihn einen verderblichen Bourgeois." Zu den Sowjetmenschen, die den französisch-spanischen Maler als „verderblich" betrachten, gehört Ehrenburgs Parteiboß Nikita Chruschtschow.

Zoltan Kodály, 79, Nestor der ungarischen Komponisten und langjähriger Freund Bela Bartóks, erregte den Mißmut der ungarischen KP. Bei einer offiziellen Veranstaltung, auf der er zu 1000 Arbeitern sprechen sollte, verweigerte Kodály brüsk die Vorlage des Manuskripts seiner Rede. Am Rednerpult erklärte er sodann: „Es ist nicht meine Gabe, Reden zu schreiben. Ich schreibe lieber Musik. Ich werde daher etwas vorlesen, das aus der Feder eines anderen stammt." In Anwesenheit hoher KP-Funktionäre las Kodály sodann aus dem Neuen Testament die Kapitel von der Christenpflicht der Nächstenliebe.

Heidi Dichter, 22, deutsches Mädel aus Kiel (Sternserie „Der Scheich hat seine Schuldigkeit getan"), hat mit ihrer Vorliebe für Muselmanen nun auch ihre Schwester Bärbel angesteckt. Nach Heidis Hochzeit mit dem Kuweit-Scheich Abdullah Djaber as-Saba gab Schwester Bärbel keine Ruhe, bis auch sie einen Muselmann gefunden hatte. Sie heiratete den jungen libanesischen Studenten Sami Stambouli. Einziger Unterschied zwischen den beiden Schwestern: Heidis Scheich ist reich, Bärbels Student arm.

Wassilij Stalin, 40, Sohn des von Chruschtschow postum zum Parteifeind gestempelten ehemaligen Sowjet-Diktators J. W. Stalin, wurde Opfer der anti-stalinistischen Säuberung. Auf dem Weg der Sippenhaftung ließ Chruschtschow Stalin jun. vom Luftwaffengeneral zum Major degradieren.

Georg Kreisler, 38, Dichter, Komponist und Sänger schauriger Lieder („Der Himmel ist blau, die Lüfte sind lau, geh'n wir Tauben vergiften im Park"), erregte das Mißfallen der Stadtväter von Gelsenkirchen. Georg Kreisler und seine Frau Topsy Küppers hatten in einer Rundfunksendung Gelsenkirchen als „Grubengas-Paradies" besungen, in dem viele weder richtig lesen noch schreiben könnten. Gelsenkirchens Stadtväter reagierten auf rheinisch-humorige Art. Sie schrieben einen wütenden Protestbrief an den Rundfunkintendanten.

Johannes von Leers, 59, NS-Professor a. D., Ex-Spezialist für Rassenkunde und Autor des antisemitischen Schmierwerkes „Juden sehen dich an", will aus dem Exil in Kairo, wo er sich Professor Dr. Omar Manin von Leers nennt, heim ins Reich kehren. Ehefrau Gesine von Leers sprach jüngst im Auswärtigen Amt zu Bonn vor, ob ihrem Nazi-Gatten bei der Einreise in die westdeutsche Demokratie Strafverfolgung drohe. Antwort des AA: Nein. Leers, der 1950 nach Argentinien emigrierte und dort als gefeierter Nationalsozialist weitere Hetzschriften gegen die Juden verfaßte, hofft, mit Hilfe früherer Freunde als Versorgungsberechtigter nach dem Gesetz zu Artikel 131 anerkannt zu werden, da er doch zuletzt – unter Hitler – Professor in Jena gewesen sei. Im Erfolgsfall würde Leers, der in seinem Buch „Adolf Hitler" seine „mythische Blutsverbundenheit mit dem Führer" rühmte, eine vierstellige Pension erhalten.

Hermann Cuhorst, 62, Vorsitzender des Sondergerichts Stuttgart von 1937 bis 1944 und Alt-Nationalsozialist (NSDAP-Beitritt am 1. 12. 1930), kämpft vor dem Verwaltungsgerichtshof von Baden-Württemberg um die ihm durch ein Spruchkammerverfahren („Hauptschuldiger") aberkannten Beamtenrechte. Begründung: Ein Prozeß vor dem Nürnberger Militärgericht schließe ein Spruchkammerverfahren aus, da niemand wegen derselben Tat zweimal vor Gericht kommen dürfe. In Nürnberg war Cuhorst von dem Vorwurf der Verbrechen gegen die Menschlichkeit aus Mangel an Beweisen freigesprochen worden. Ursache des Freispruchs: Die Akten des Sondergerichts Stuttgart, in denen 120 Todesurteile niedergelegt waren, verbrannten bei einem Bombenangriff auf Stuttgart und lagen somit dem Nürnberger Gericht nicht vor.

Richard Stücklen, 45, Philatelistenärgernis als Bundespostminister, hat sich nun auch den Zorn der „Deutschen Soldaten-Zeitung" zugezogen. Die Gazette beanstandet den Plan, Albert Einsteins Kopf auf einer Briefmarke abzubilden, da er „der letzte ist, dem das Recht zukommt", von der Bundespost geehrt zu werden, und strapaziert in diesem Zusammenhang Vokabeln wie „Skandal" und „abartig". Begründung: Einstein habe in der Emigration sein deutsches Vaterland verraten.

Josef Rachbauer, 46, Pfarrer in Mühlheim/Tirol, wird möglicherweise den österreichischen Behörden bei der Aufklärung der dortzulande rapide zunehmenden Kirchendiebstähle behilflich sein können, nachdem er jetzt mit der Polizei in engen Kontakt getreten ist. Rachbauer wurde unter der Beschuldigung verhaftet, insgesamt 19 Heiligenfiguren aus seinem eigenen Gotteshaus entwendet und verhökert zu haben.



Sie hat alles, was eine Filter-Cigarette
weit über den Durchschnitt hebt:
Erlesene Tabake, würzig-reines Aroma,
sympathische, natürliche Frische –
die neue **MURATTI PRIVAT**

20 Stück DM **1,75**



ANNEMARIE WEBER

Annemarie Weber hat als Berliner Journalistin sich unter anderem mit ihrem Berliner Feuilleton im Rundfunk einen Namen gemacht. Ihr erster Roman, „Korso", ist im Nannen Verlag erschienen

Herren zwischen Bombe und Manhattan

Vor einigen Wochen hatten wir in Berlin den Europa-Kongreß der Herrenhutmacher mit einer famosen Modenschau. Da gingen mutige Männer mit den auffälligsten Kopfbedeckungen auf einem Laufsteg einher, sie schwenkten die Hüte, grüßten ins Publikum und untereinander, und wir begriffen: Der Herr von heute, so wünscht es die Hutmode, trägt nicht nur wieder Hut, sondern er putzt sich mit Hut. Mit mehreren, mit vielen Hüten deckt er sich sogar ein, von morgens bis abends verschieden und nuanciert für alle vorkommenden Gelegenheiten. Gewagte Farben sind nicht mehr gewagt, feminine Bandgarnituren nicht mehr feminin. Zu Geputztes ist nicht mehr zu geputzt. Weiches, Schmeichelndes, Schmückendes sei, so notierten wir, gerade recht für den modischen Herrn.

Die vier verschiedenen neuen Hutformen, die in glanzvoller Premiere auf den Herrenhutmarkt geworfen wurden, heißen Comet, Maskott, Manhattan und Robin. Das sollte man sich einprägen, denn es gehört beinahe zum soliden Gegenwartswissen.

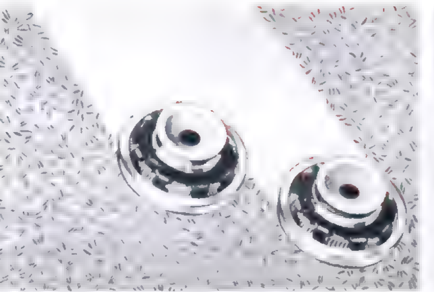
Die Grundformen gibt es aber wieder in den verschiedensten Abwandlungen und mit variabelsten Garnierungen, so daß einen die mathematisch zu begründende Furcht beschleicht, eine Milliarde verschiedener Hutarten leicht ausrechnen zu können. Und schon sind die Männer von den neuartigen Angeboten wirklich verwirrt. Sie bleiben vor der Auslage der ehrwürdigen Hutgeschäfte am Kurfürstendamm stehen, über die sich der Herrenmut zum Herrenhut wie ein einziges Lächeln breitet: Seiden, gemusterte Bänder, Federgestecke, Filz und Mohair in allen Farben, mit Paspeln und Einfassungen, rauhes und glattes Material, geschüsselte, geklappte und halbgeschüsselte Krempen.

Auf der Straße sieht man diese Hüte indessen eben noch nicht häufig. Auch noch nicht auf dem Kurfürstendamm, höchstens hat mal „einer vom Film" so einen weißen rauhen Filz auf, ohne Band, nur mit Federgesteck, oder einen grünglänzenden Mohair mit beige-braun gemustertem und breit drapiertem Seidenband. Die Dame, die im Herrenhutgeschäft die Kunden berät, geht gelassen abwartend mit den neuen Schöpfungen um. Sie selbst findet sie sehr schön, aber manchmal muß sie mit ihrer Meinung bei den Herren zurückhalten; denn die sind doch vorwiegend noch konservativ. Nur aufprobieren können Sie diese neuen Dinger ja mal! Haha, nein, dazu habe ich keinen Mut, verrät der halb belustigte, halb geängstigte Blick des Herrn im Spiegel. Mütterlich nimmt die Verkäuferin ihm den Putz wieder ab. Es war ein „Robin", ein Räuberhut nach Robin Hoods Vorbild; frohen Sinn und männliche Beherztheit soll er ausdrücken. Form „Comet" entspricht energischem Karrieregefühl, von hinten nach vorn aufsteigend, ja, das geht, aber, bitte, nicht den mit dem so breiten, noch dazu dreifarbigen Band. Es ist nicht dreifarbig, es ist nur ombriert, aber nein, der Herr wagt es noch nicht, oder soll er doch? Seine Frau geht unruhig um ihn herum, so lange braucht sie nicht zum Hutprobieren.

Jener Kunde aber, der mit seinem Sohn kommt, um ihn durch die Anschaffung eines Hutes als erwachsenen Mann und Herrn kenntlich zu machen, wagt nichts einzuwenden, als der einmal ermutigte Knabe zwischen einem „Manhattan", hinten hochgeschlagen, vorn geklappt, mit kontrastierender Einfassung, und einem Räuberhut „Robin" schwankt. Der Vater wird einen korrekten „Maskott" nehmen, in Grau, mit grünem breitem Band, der junge Mann aber wählt einen richtigen schmucken Kopfputz, Räuberhut mit schillernden kleinen Federn.

Zum Schluß stellte der Papa noch eine Frage: Kommt der steife Hut wirklich wieder? Jawohl, der Bowler-hat ist modisch aktuell! Der klassische steife Hut, die Melone, die Bombe, das Praliné hat wieder Zukunft! Ohne jeden Firlefanz ist dieser seriöseste aller Hüte, der so seriös ist, daß nur wirklich wagemutige Herren ihn tragen. Erblickt man ihn, möchte man ihn als schlechthin den „Hut an sich" bezeichnen, während alles andere als Sport-Hut, Putz-Hut, Lust-Hut erscheint, ist der Bowler einfach der Hut-Hut! Und mit einem solchen Nonplusultra, sogar in Grau, verläßt nun ein Kunde den Laden, eine Spezialanfertigung trägt er auf dem Kopf. Aber er bemüht sich, recht natürlich damit auszusehen. Und das ist's freilich, was den Herrn ausmacht.

schärfer rasieren





Richtiger Bart wächst in Wirbeln! Wessen Bart wächst schon so artig in Reihen, daß man ihn wie ein Kornfeld mähen könnte? Richtiger Bart wächst in Wirbeln. Deshalb erreicht man mit den kreisenden Philips Schermessern eine unübertroffene bartgerechte Rasur. Mit dem patentierten Philips System rasiert man alle Barthaare so, wie sie wirklich wachsen – kreuz und quer. Und Sie rasieren schärfer: Die Schutzstege der Schersiebe haben jetzt Gegenschliff, damit die wirbelnden Messer jedes Haar noch dichter an der Wurzel erfassen können.

Richtiger Männerbart braucht einen Philips!

Entweder: Den millionenfach bewährten Philips 120 R mit Scherkopf-Automatic, mit Reise-Etui zu **DM 59,–**

oder: Den Philishave 800, dessen gelenkige Scherköpfe sich jeder Form automatisch anpassen, mit Metallkassette zu **DM 84,–**



Fortschritt für alle

...nimm doch **PHILIPS**



Abschied von


der „Europa“
In dieser Woche überquert das
viertgrößte Passagierschiff der
Welt zum letztenmal den
Nordatlantik. Die ehemalige
„Europa“ des
Norddeutschen Lloyd,
die seit 1950 als „Liberté“
unter französischer Flagge
fährt, wird außer Dienst gestellt.
Ein großes Kapitel der
Seefahrtsgeschichte geht
damit zu Ende.
Kapitän i. R. Peter Petersen
aus Bremen
war dabei, als das Schiff vor
31 Jahren bei seiner
Jungfernfahrt
das „Blaue Band“ gewann.
Der Stern lud ihn jetzt ein,
seine „Europa“ noch einmal
zu besuchen.
Es wurde eine
Reise in die Vergangenheit

EIN BERICHT VON
HEINZ HARTMANN UND
LOTHAR WIEDEMANN





Das war die Glanzzeit der „Europa", erinnert sich Kapitän Petersen. „Alles, was Rang und Namen hatte, fuhr damals in den dreißiger Jahren mit uns – es gab ja noch keine Flugverbindung nach Amerika. Beim Pferderennen auf dem Sonnendeck, im Rauchsalon, in der Bar saßen die Prominenten, von Gerhart Hauptmann bis Sven Hedin, von Henry Ford bis Lauritz Melchior, von Marlene Dietrich bis Pierpont Morgan. Randolph Hearst gab in manchen Nächten 1000 Dollar für sich und seine Gäste aus. Bei den Wetten, die jeden Abend darüber veranstaltet wurden, welche Strecke das Schiff am nächsten Tag zurücklegen werde, wurden noch höhere Summen umgesetzt"



Bei der Jungfernfahrt am 19. März 1930 unter Kommodore Nicolaus Johnsen eroberte der 50 000 Tonnen große Ozeanriese auf Anhieb das „Blaue Band" von seinem Schwesterschiff, der „Bremen", die es im Jahr zuvor errungen hatte. Die „Europa" benötigte für die 3517 Seemeilen lange Strecke zwischen dem Kap Lizard an der Kanalküste und Ambrose-Feuerschiff vor New York bei einer Geschwindigkeit von fast 28 Knoten genau vier Tage, 17 Stunden und 24 Minuten. Die erste Trägerin des „Blauen Bandes" war 1819 die amerikanische „Savanah". Sie hatte 26 Tage für die klassische Rennstrecke gebraucht





Max Schmeling und sein Trainer Max Machon reisten oft mit der „Europa". Deutschlands Sportidol war damals dabei, seinen gegen Sharkey errungenen Weltmeistertitel im Schwergewicht gegen Stribling zu verteidigen. „Ich kannte die beiden Maxe sehr gut", erzählt Petersen zu diesem Bild aus seinem Album, das ihn als 43jährigen Leitenden I. Offizier zeigt. „Auch Olga Tschechowa wird sich noch an mich erinnern. Sie fuhr zusammen mit ihrem Ufa-Kollegen Hans Junkermann, der hier gerade Sekt eingießt, und dem hinter ihr am Schwimmbassin sitzenden Ehepaar Johannes Riemann nach Hollywood. Ich habe noch eine Ansichtskarte aus Los Angeles von ihr, auf der mir Olga am 1. November 1930 schrieb, es gefalle ihr gar nicht dort, und sie sehne sich nach dem Tag, an dem sie mit unserem schönen Schiff wieder nach Hause fahren könne"

In den dreißiger Jahren an Bord der „Europa“: Eine Seefahrt, die ist lustig . . .



„Europa“ – vom ersten bis zum letzten Tag





Ein schwarzer Tag für die „Europa“ war der 26. März 1929. Auf der Hamburger Werft von Blohm & Voß geriet sie noch vor ihrer Fertigstellung in Brand. Die Feuerwehren mußten Tausende von Tonnen Wasser in den 285 Meter langen Schiffsleib pumpen, so daß er auf den Grund des Hafenbeckens sank. Von den Flammen verschont blieben lediglich die Maschinen- und Kesselanlagen und das Achterschiff. Der Schaden, der entstand, ließ die Baukosten auf die für jene Zeit enorme Summe von 75 Millionen Reichsmark anschwellen



Der bärtige Kommodore Johnsen war bei allen beliebt. I. Offizier Petersen bewunderte ihn als Vorgesetzten, Lloyd-Direktor Glässel, der ihm die Hand schüttelt, schätzte ihn als glänzenden Seemann. Kronprinz Wilhelm von Preußen, der links hinter Johnsen steht, verbrachte manche Stunde mit ihm. Aber die Tage des Kommodore waren gezählt: An den Folgen einer Blinddarmentzündung starb er im Dezember 1932 in einem New Yorker Hospital. Petersen als seinem Stellvertreter fiel es zu, die „Europa“ mit ihrem toten Kommodore zurück nach Bremerhaven zu führen

29 Jahre später stand Peter Petersen bei ihrer letzten Reise von Le Havre nach New York noch einmal auf der Brücke seiner einstigen „Europa“. Der französische Kommandant, Charles Ferrenbach, überreichte ihm aus diesem Anlaß eine Erinnerungsmedaille. Petersen fand noch manches vor, was auch die späteren Herren des Schiffes nicht verändert hatten: die Ruderanlage der Bremer Atlas-Werke, die Ladebäume, die Schiffsuhren



Eine zweite Blütezeit erlebte die „Europa" bei der französischen Compagnie Générale Transatlantique. Nachdem sie bis 1939 der Stolz des Norddeutschen Lloyds war, wurde sie nach Kriegsausbruch unter schweren Tarnmatten versteckt. Unbeschädigt überstand sie die Zeit bis 1945. Danach stellten sie die Amerikaner als Truppentransporter P 177 wieder in Dienst. 1948 wurde die „Europa" den Franzosen übergeben. Die Instandsetzungsarbeiten, bei denen erneut ein Brand ausbrach, dauerten 30 Monate. Sie kosteten ebensoviel wie der Neubau zwei Jahrzehnte vorher. Am 12. August 1950 startete sie als „Liberté" zu ihrer zweiten Jungfernreise nach New York. Zeit ihres Lebens überquerten auf ihr rund eine Million Passagiere den Atlantik. Nun ist sie zu langsam und zu teuer im Ölverbrauch geworden. Der Ozeanriese wird außer Dienst gestellt und vermutlich verschrottet. Seine Zeit ist um

Mit 32 Ja



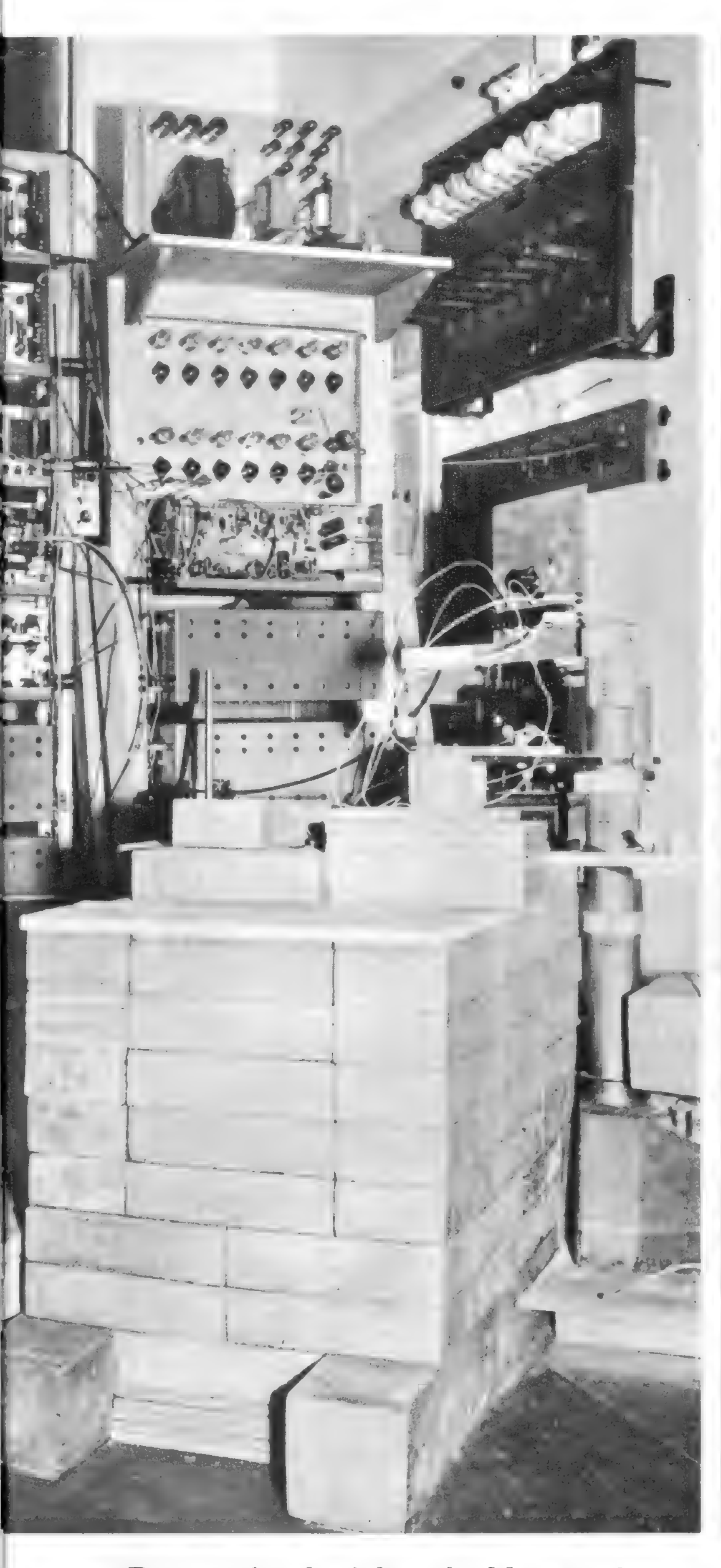


Der Vater des Gedankens

Dem Münchner Hochschulprofessor Heinz Maier-Leibnitz hat es der junge Nobelpreisträger zu verdanken, daß ihm die Entdeckung des sogenannten „Mössbauer-Effektes" gelang. Durch ihn können die Physiker unvorstellbar kleine Zeitabschnitte messen (eine Sekunde, geteilt durch zehn Milliarden) und so u. a. experimentell beweisen, daß Einsteins Theorie von der Lichtablenkung durch die Masse richtig ist. Als Prof. Maier-Leibnitz die außergewöhnliche Begabung seines Schülers erkannte, lenkte er ihn bewußt auf ein Gebiet der Atomphysik, das noch der Erforschung harrte. Dem in Experiment und Theorie gleichermaßen gründlichen Mössbauer traute sein Lehrer, der 1941 als erster Deutscher künstlich radioaktive Isotope für medizinische Zwecke hergestellt hatte, große Entdeckungen zu

hren einen Nobelpreis

Der deutsche Physiker Dr. Rudolf Mössbauer erhielt die höchste Auszeichnung der Wissenschaft



Der entscheidende Versuch

Mit dieser Apparatur fand Mössbauer im Heidelberger Max-Planck-Institut jenen kernphysikalischen Effekt, der heute seinen Namen trägt. In der Kammer aus Bleiquadern rotierte ein radioaktives Element, das seine Strahlen durch einen schmalen Schlitz nach draußen sandte. Die dabei gewonnenen Erkenntnisse veröffentlichte Mössbauer 1959 unter der dem Laien nichtssagenden Überschrift „Kernresonanzabsorption von Gamma-Strahlung in Iridium 191". Dieser Bericht von nur fünf Seiten, gespickt mit mathematisch-physikalischen Formeln, erregte in Fachkreisen so großes Aufsehen, daß bereits 200 weitere wissenschaftliche Arbeiten darauf fußen und Mössbauer den Nobelpreis erhielt. Er ist der 15. deutsche Physiker, der damit ausgezeichnet wurde

Familie Mössbauer privat

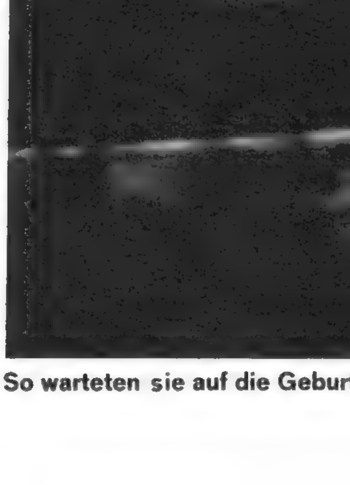
Ihre Heimat ist München; dort ist Mössbauer Assistent am Hochschulinstitut von Prof. Maier-Leibnitz. Elisabeth Mössbauer (28) war vor der Heirat Graphikerin. Der Sohn Peter (4) wurde an der Isar geboren, die Tochter Regine dagegen vor neun Monaten in Kalifornien. Dort, an der Universität Pasadena, dem Mekka der Physiker, arbeitet Mössbauer zur Zeit auf Grund eines Stipendiums, das ihm das Bundesatomministerium gewährte. Unter seinen Kollegen am Atomreaktor in München-Garching erzählt man sich, daß der einfallsreiche Experimentator Mössbauer im privaten Leben ziemlich unpraktisch sei: Er könne nicht einmal eine elektrische Steckdose reparieren. Das hat er nun auch nicht mehr nötig: Der Nobelpreis bringt ihm 96 000 Mark

Froh und unbeschwert, mit der schadenfrohen Miene eines Junggesellen, der zur Hochzeit eines anderen fährt — so war Tony vor ein paar Jahren noch zu sehen. Jetzt hat er Sorgen, die selbst den geplagtesten Ehemännern erspart bleiben

Viel Lärm um Margarets Sohn

Der Schandfleck der Familie?

Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr. Besonders, wenn man, wie Antony Armstrong-Jones, als bürgerlich geborener Bohème-Fotograf, eine Prinzessin heiratet. Und wenn man dann gar als frischgebackener Graf Vater eines Sohnes wird, der von Geburt an die fünfte Stelle der Anwärterliste auf den britischen Königsthron einnimmt, dann ist der Ärger gar nicht abzusehen. Während die einen das Baby bejubeln und die Königin beglückwünschen, weil sie Tony zwei Adelskrönchen verpaßte, finden andere diese Ehre „dumm und unverdient". Und nicht wenige packt ein Graus, weil das Kind eines „Bürgerlichen dunkler Herkunft" einmal die Krone tragen könnte. Dabei stammt Tony, man höre und staune, aus der gleichen Familie wie Margaret, also der feinsten Englands. Übrigens — ganz so fein ist diese Familie nun auch wieder nicht



So warteten sie auf die Geburt



Tony und Margaret im schottischen Schloß Birkhall, wohin sich die beiden vor dem Sturm geflüchtet hatten, der um das Baby losbrach, noch ehe es da war

Der Ahnherr war ein Ehrenmann

König Eduard I. regierte von 1272 bis 1307, gilt als der größte und gerechteste König des englischen Mittelalters und war in erster Ehe mit Eleanor von Castilien verheiratet. Ihre einzige Tochter wurde Tonys Urahnin. Eleanor starb, bevor sie einen Sohn bekommen hatte. Mit der zweiten Ehe hatte Eduard Pech. Sie brachte ihm zwar den ersehnten männlichen Nachwuchs. Indes – sein Sohn und Nachfolger war ein Schwachkopf. Die weiteren Nachkommen verübten Schandtaten, die der Familie wenig Ehre machten



Und wenn dann der Kopf fällt —

sage ich hoppla. So schadenfroh reagierte Heinrichs VIII. Tochter Elisabeth I., als ihr die schottische Königin Maria Stuart in die Hände fiel und sie Maria köpfen lassen konnte. Maria war Elisabeth ein Dorn im Auge, weil sie eine Tudor-Enkelin war und Thronrechte in England hatte. Zum Gram der kinderlosen Elisabeth war nicht zu verhindern, daß Maria Stuarts Sohn Jakob als rechtmäßiger Erbe Nachfolger der Mörderin seiner Mutter wurde

Des Babys Ahnen: Familie mit dunklen Punkten



Graf und Gräfin von Knips,

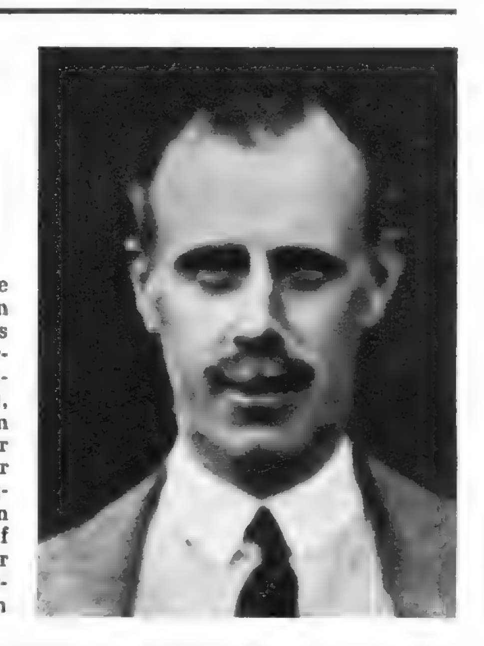
so hieß es spöttisch, als Tony Margaret in ihrem 29. Lebensjahr aus dem Wartestand erlöste. Schon vorher hatten Margarets Versuche, eine Ehefrau zu werden, Aufsehen erregt. Aber ein Fotograf, der, man denke, sogar unbekleidete Frauen fotografierte, in Englands feinster Familie – das war zuviel. Tonys Freunde kontern: Erstens haben Tony und Margaret gemeinsame Vorfahren. Und – Englands Könige waren auch nicht immer feine Leute





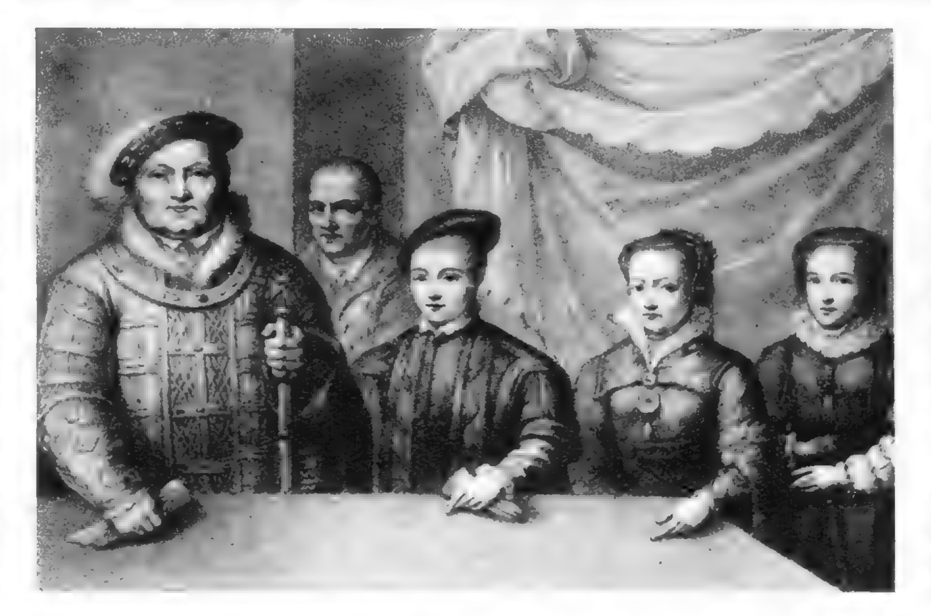
Der Enkel aber schämt sich sehr

Der Mann mit der gestreiften Weste heißt Edward Llewelyn Lord Mostyn of Mostyn und ist Besitzer eines Ahnenbildes, das er ängstlich versteckt. Denn Urahn seiner edlen Lordschaft, Thomas Mostyn (etwa 1500), ist nicht nur direkter Vorfahre von Margarets Mutter, der Queenmother Elisabeth, sondern ebenso direkter Vorfahre von Antony Armstrong-Jones. Die Verwandtschaft mit diesem aber will seine heutige Lordschaft of Mostyn um keinen Preis zugeben. Er weigerte sich strikt, dieses Bild herauszugeben oder auch nur zu zeigen



Biete Königreich, suche Pferd

Richard III., der laut Shakespeare sein Königreich so billig anbot, als es ihm 1485 an den Kragen ging, hatte es sich vorher einiges kosten lassen, um König zu werden: Er hatte seine Brüder, seine Frau und seine beiden Neffen umbringen lassen. Als er endlich erschlagen wurde, jauchzte alles auf. Denn nun war der Letzte des Hauses Plantagenet tot, das sich seit Eduard I. vornehmlich mit Bruder-, Vater- und Vetternmord die Zeit vertrieben hatte. Alle Hoffnungen galten den Tudors. Sie waren mit den Plantagenets nahe verwandt und erbten die Krone. Jedoch – auch die Tudors machten Geschichten, die nicht als feine englische Art gelten



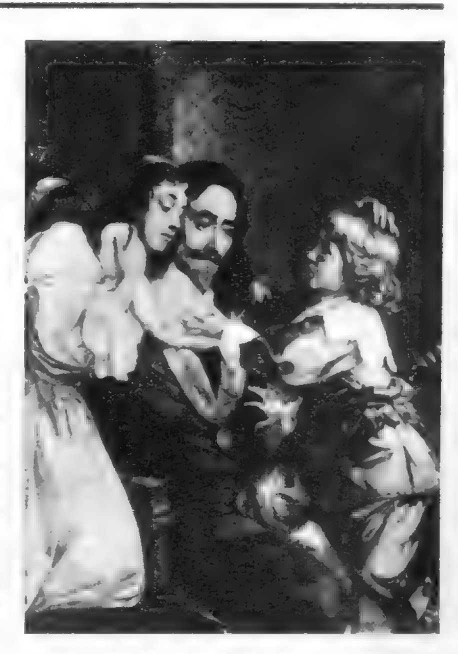
Heinerich der Achte, der wußte, was er machte

Der zweite Tudor gab sich zunächst als frommer Katholik. Der Papst gab ihm den Titel „Verteidiger des Glaubens". Den führen die inzwischen protestantischen englischen Könige heute noch. Er klingt so schön. Heinrichs Frömmigkeit fand schnell ein Ende, als der Papst sich weigerte, seine Ehe zu scheiden. Heinrich machte sich zum Kirchenchef und hatte es fortan einfacher: Er verließ seine erste Frau, die zweite ließ er köpfen, die dritte verstieß er, die vierte ließ er wieder köpfen. Heinrich starb, bevor er die fünfte loswerden konnte. Seine Tochter Elisabeth – ihre Mutter Anne Boleyn wurde hingerichtet (2. von rechts) – erbte die Krone und Vaters Methoden

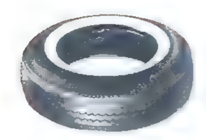


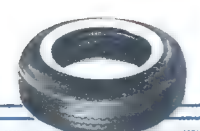
Ein König wird vom Volk geköpft

Karl I., Enkel der Maria Stuart, hielt nichts von der Demokratie. Er erhob Steuern, wie es ihm paßte, und schikanierte das Parlament. Im Gegensatz zu heute ließen sich Parlamentarier damals nicht gern schikanieren. Sie machten einen Aufstand und ließen den König 1649 hinrichten. Als Karl I. sich von seinen Kindern verabschiedete, ahnte er nicht, daß die Engländer seinen Sohn Karl II. bald im Triumphzug zurückholen würden. Freilich dauerte der Jubel nicht lange. Die Engländer hatten keine rechte Freude an den späteren Stuarts

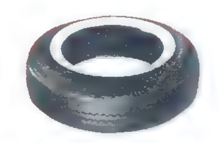


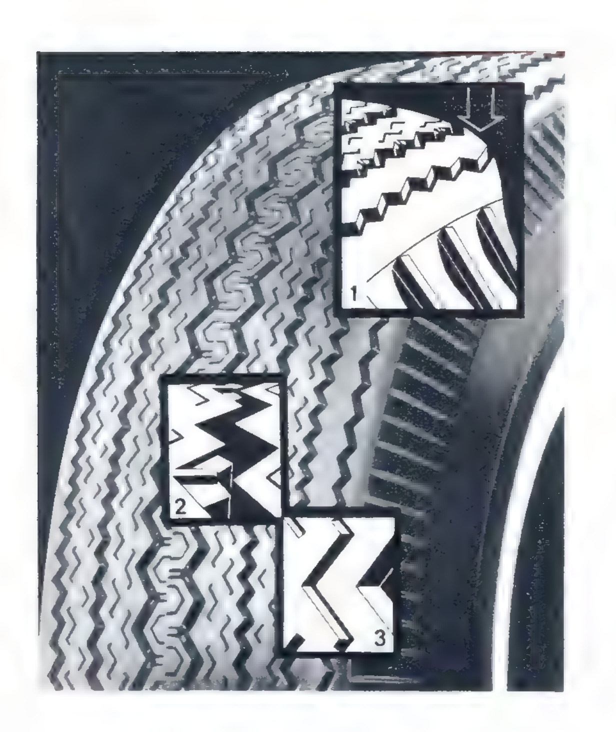






Vier mal "33" = höchste Fahrsicherheit





1
Die runde Schulter - Kurvensicherheit und größte Spurhaftung

2
Stabilisatoren - immer vollgriffig ohne zu pfeifen

3
Lamelleneinschnitte - Saugnapfwirkung - höchste Bodenhaftung

Der neue Englebert 33 ist das erste Ergebnis der Partnerschaft zwischen Englebert und US Rubber, eine der drei größten Reifenfabriken der Welt. Sie beschäftigt über 80.000 Mitarbeiter und besitzt ein eigenes Forschungszentrum mit 1.500 Wissenschaftlern.
Der neue Englebert 33 - ein Reifen von echter Weltklasse.



Des Babys Ahnen: Familie mit dunklen Punkten





Den Vater derb vom Thron gestoßen

Eine andere Maria Stuart, die Tochter Jakobs II., war mit Wilhelm III. von Oranien verheiratet und – die Stuarts waren katholisch – Protestantin geworden. Das gab Maria eine schöne Gelegenheit, als die ebenfalls protestantischen Engländer mit dem katholischen Jakob II. unzufrieden wurden. Wilhelm und Maria jagten Vater Jakob aus dem Land. Seinen einzigen Sohn umgingen sie: Er sei ein Findelkind, das Jakob in einer Wärmepfanne untergeschoben habe, um die katholische Thronfolge zu sichern





Ein Saufaus und Bruder Lüderlich

So nennt eine zeitgenössische Chronik den ersten Welfen auf dem englischen Thron, den hannöverschen Kurfürsten Georg I. Dieser wurde König, weil er Urenkel des Stuart Jakob I. und nächster Anwärter auf den Thron war, als die Stuarts mit Königin Anna 1714 ausstarben. Auch an ihm hatten die Engländer keine rechte Freude. Zwar mengte er sich nicht in Regierungsgeschäfte, da er kein Englisch sprach und offen zugab, von Politik nichts zu verstehen. Dafür ärgerte er sie um so mehr durch Trunkenheit und Mätressenwirtschaft. Letztere hätte man ihm wohl verziehen, wenn er nicht seine Frau Sophie Dorothea wegen eines Techtelmechtels mit dem schwedischen Grafen Königsmarck (rechts) lebenslänglich eingekerkert hätte. Daß Georg den damals weltberühmten Kriegshelden Königsmarck obendrein in einem Hinterhalt umbringen ließ, brachte ihn auch nicht in den Ruf eines feinen Mannes. In einen solchen Ruf kam überhaupt keiner der Könige aus dem Haus Hannover – bis die letzte englische Welfin, die Queen Viktoria, in das genaue Gegenteil entartete



Die Erfinder der Prüderie in Europa

Königin Viktoria, 1837–1901, und ihr Prinzgemahl Albert von Coburg führten eine saubere, glückliche Ehe – wohl die erste im englischen Herrscherhaus seit langem. Mit vier Söhnen und fünf Töchtern wurden sie Großeltern in fast allen europäischen Fürstenhäusern. Jedoch – ihr eigenes Glück verführte sie dazu, es auch bei allen übrigen Familien vorauszusetzen. Sie waren von äußerster Unduldsamkeit – insbesondere Viktoria nach dem frühen Tode ihres Mannes. Sie entwickelte auf ihrem Schloß Balmoral, wo jetzt ihre Ururenkelin Margaret ihre Niederkunft abwartete, und auch am Londoner Hof eine Sittenstrenge, die alles „Anstößige" aus ihrem Umkreis verbannte. Unnachgiebig verfolgte sie jede menschliche Schwäche. Jeder geschiedenen Person wurde der Zutritt bei Hofe oder zu öffentlichen Ämtern verwehrt. Und ihr Einfluß auf Europa war so stark, daß man die ganze ungesund-muffige Epoche das „Viktorianische Zeitalter" nannte, das prüde alles Menschliche selbst aus Forschung, Lehre und Literatur verdrängte und höhere Töchter bis zur Hochzeit an den Klapperstorch glauben ließ



Lückenbüßer eines Fehltritts

Albert, Herzog von York und Urenkel der Queen Viktoria, war eigentlich nicht ausersehen, die englische Königskrone zu tragen. Sie gebührte dem Prinzen of Wales, dem nachmaligen Kurz-König Eduard VIII. Und deshalb hatte man Herzog Albert auch die Ehe mit Lady Elisabeth Bowes-Lyon gestattet, die in etwa ebenbürtig, aber immerhin doch keine Prinzessin war. Doch über diesen Schönheitsfehler sah man hinweg, als Eduard VIII. 1936 einen viel schlimmeren begehen wollte: Er wollte die geschiedene, bürgerliche Wallis Simpson heiraten. Eduard VIII. wurde zur Abdankung gezwungen, sein Bruder Albert unter dem Namen Georg VI. zum König ausgerufen. Georg VI. und seine Gemahlin Elisabeth erfreuten sich wegen ihrer Güte, ihres glücklichen Familienlebens und ihrer Tapferkeit während der Bombenangriffe auf London höchster Beliebtheit. Dennoch blieb ein Schatten über Englands vornehmster Familie: Die Geschwätzigkeit des abgedankten Eduard, nunmehr Herzog von Windsor, in Memoirenbänden. Sie versagte ihm den Ruf, ein ganz feiner Mann zu sein. Das trifft seine Familie tief







Sonntag zu Haus

An diesem Sonntag sind sie zu Haus geblieben: Vati, Mutti, Klein-Peter und Susannchen. Draußen regnet's und stürmt's. Umso gemütlicher ist es heute daheim.

Und wenn am Nachmittag der gedeckte Tisch zur schönsten Sonntagsstunde einlädt, freuen sich die Kleinen über Muttis selbstgebackenen Kuchen und die Großen über JACOBS KAFFEE, den köstlichen, wohlschmeckenden Kaffee, der immer ein ganz besonderer Genuß ist.

JACOBS KAFFEE *wunderbar*

Wem wird das Baby gleichen?



Tony oder Margaret?

Die beiden haben es nicht leicht. Die ganze Welt wird sie beobachten und strenge prüfen, ob sie ihrem Kind eine gute Mutter und ein guter Vater sein werden. Immerhin hat die extravagante, temperamentvolle, ehrgeizige Margaret als Patentante mehrfach Gelegenheit gehabt, sich darin zu üben, ein Kind in charmanter Form zu präsentieren. Der wenig ehrgeizige Bohemien Tony hat da weniger Erfahrungen. Noch spannender aber erscheint ganz England — ob nun für oder gegen Tony, ob der Meinung, er sei ebenbürtig oder nicht — ein Gesellschaftsspiel, das sonst nur im engsten Familienkreis üblich ist. An Hand von Fotos der Eltern und Großeltern wird voll Eifer diskutiert: Wem wird das Kind wohl ähnlich sehen und — wird es denn wohl ein hübsches Kind werden?





Tonys Vater?

Sir Ronald Armstrong-Jones, rüstiger Sechziger, Kronanwalt, von Tonys Mutter und einer zweiten Frau erfolgreich geschieden und mit einer 31jährigen früheren Luftstewardeß ebenso erfolgreich neu verheiratet, repräsentiert, wenn man von den Scheidungen absieht, das Urbild des typisch britischen Gentleman. Sein Vater war ein Chirurg von internationalem Rang und sah Sir Ronald sehr ähnlich, wenn es ihm auch nicht wie seinem Juristensohn gegeben war, eine hohe, intelligente Stirn zeitweilig unter der englischen Richterperücke zu verdecken



Tonys Mutter?

Mitte 40, von Tonys Vater erfolgreich geschieden und ebenso erfolgreich mit dem Grafen von Ross wiederverheiratet, gilt noch immer als eine der schönsten Frauen Englands. Sie brachte das künstlerische Talent in die Familie, dem Tony seine Erfolge als Fotograf verdankt. Sie ist die Nichte des bedeutendsten Architekten der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, des Professors Alfred Messel, der das im Zweiten Weltkrieg zerstörte Berliner Warenhaus Wertheim in der Ostberliner Leipziger Straße, unmittelbar hinter der heutigen Sektorengrenze, errichtete

Margarets Mutter?

Sie ist seit neun Jahren Witwe, von mütterlich-herzlicher Güte und in allem das Urbild jener englischen Lady, die nichts erschüttert, die sich in jeder Lage zu benehmen weiß und mit sicherer Eleganz ihre Kleidung, ihre Kopfbedeckungen und ihr Schuhwerk zu wählen versteht. Königinmutter Elisabeth stammt aus der Familie der Grafen von Strathmore, die zwar zum Hochadel, aber doch nicht zu den Fürstenfamilien zählt. Das mag es ihr erleichtert haben, Margaret eine nicht standesgemäße Heirat zu gestatten. Wenn auch Diskussionen darüber herausgefordert wurden, was nun als eine „feine" Familie gelten kann

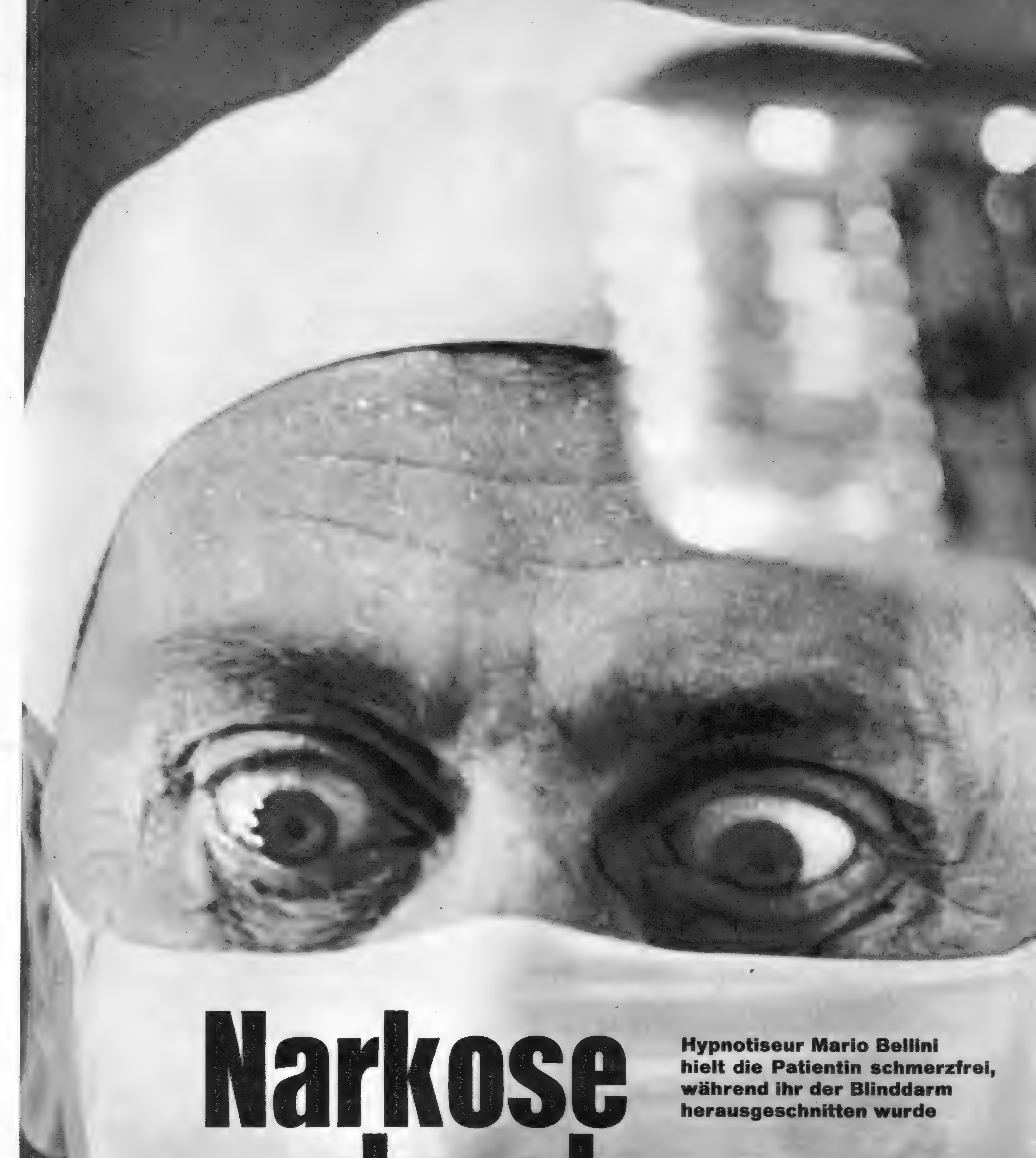




Margarets Vater?

Er war nicht nur Vater Margarets und ihrer Schwester, der Königin Elisabeth — er war der Vater seines ganzen Volkes. Es bewunderte die Energie, mit der er persönliche Mängel zu überwinden imstande war, und jene schlichte Redlichkeit, die ihn in Krieg und Frieden einer Stellung gewachsen zeigte, für die er ursprünglich nicht ausersehen war. Als er 1952 an Krebs starb, stand die ganze Nation trauernd an seiner Bahre. — Das sind des Babys nächste Vorfahren: Zwei Eltern, vier Großeltern, sechs voneinander verschiedene Erscheinungen und Temperamente — wem wird Margarets Baby ähnlich werden?


Frühstücke täglich wie ein König
So sollte jeder Tag beginnen: mit einem Frühstück – so verlockend, daß einem das Herz lacht! Dazu gehören frisch gebackene Brötchen, die noch so richtig knusprig sind. Dazu gehören köstliche Konfitüre, ein dotterweiches Ei, vielleicht ein wenig Käse, ein wenig Wurst. Dazu gehört auch Rama, weil sie den vollen naturfeinen Geschmack hat. Ja, frische pflanzliche Rama schmeckt allen ausgezeichnet – sie ist so nahrhaft, so bekömmlich, so gesund!
RAMA
Delikateß-Margarine
Wertvoll –
weil pflanzlich
RAMA
gehört zu den wertvollsten Lebensmitteln
Ro F 3



Narkose durch Hypnose

Hypnotiseur Mario Bellini hielt die Patientin schmerzfrei, während ihr der Blinddarm herausgeschnitten wurde

Operation in Hypnose - so hieß es auf dem Programm des italienischen Fernsehens. Millionen Menschen waren Zeuge, wie das Messer des Chirurgen in die Bauchdecke der 19 Jahre alten Pierina Menegazzo glitt, und Millionen Menschen wußten, sie wird ohne Narkose operiert. Allein die Willenskraft eines anderen machte die Patientin unempfindlich gegen jeden Schmerz



„Pierina, was spürst du?" fragt der Hypnotiseur. „Nichts, warum?" antwortet erstaunt die Patientin ins Mikrophon, während die Chirurgen sie operieren

Narkose durch Hypnose



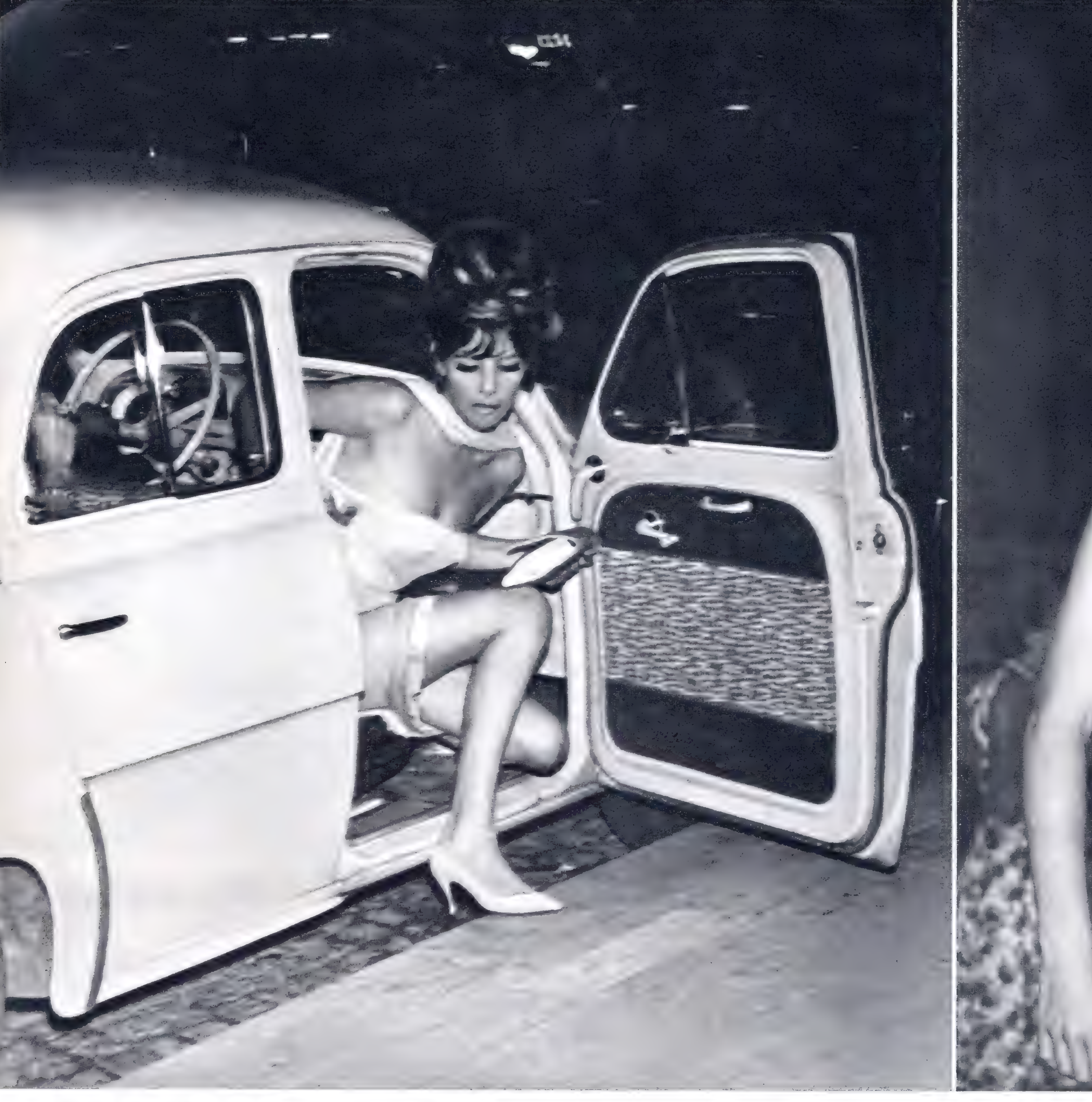
Mit offenen Augen erlebt das Mädchen die Operation am eigenen Leibe mit. Ein hypnotisches Kraftfeld zwischen ihr und dem Hypnotiseur entrückt sie. Freundlich und wütend, flüsternd und schreiend fallen die Fragen und Befehle des Hypnotiseurs auf sie herab. Er zwingt die Patientin unter seinen Willen, nachdem er ihren eigenen außer Kraft gesetzt hat. In diesem Zustand suggeriert er der Patientin, sie sei völlig unempfindlich gegen Schmerzen. Die Menschen vor den Fernsehgeräten sahen dabei in Augen, die sich in der Leere der Hypnose verlieren



Sie steht auf und geht zurück in ihr Zimmer. Als die Wunde geschlossen ist, erweckt der Hypnotiseur das Mädchen Pierina Menegazzo aus dem Trancezustand. Als sie zu sich kommt, weiß sie nicht, was in den letzten fünfzig Minuten geschehen ist. Der Chirurg Dr. Majocchi hilft ihr, sich aufzurichten; an seinem Arm schreitet sie hinaus. Alle sehen es: Ärzte, Schwestern, Fotografen, Kameraleute und die Millionen vor den Bildschirmen. – Die Hypnose kann bei der sogenannten kleinen Chirurgie angewendet werden, zu der, wie hier, die Blinddarmoperation gehört. Nach den bisherigen Erfahrungen und Ergebnissen scheint die Hypnonarkose eine schnellere Gerinnung des Blutes zu bewirken. Die vom Messer durchtrennten Gefäße ziehen sich offenbar rascher wieder zusammen. Eine andere Frage ist noch nicht endgültig geklärt, nämlich ob nach einer Operation unter Hypnose die Wunden schneller heilen. Alle Anzeichen sprechen dafür



Mehr über Hypnose und Narkose auf Seite 142



Die Dänin Annette Stroyberg, einst von Ex-Ehemann Vadim auf Ersatz-Bardot gequält, entdeckte in Rom ein neues, getrübtes Glück

Sie küßten und sie trennten sich

Nach vier Tagen Pause ging die Romanze weiter

Vittorio Gassmann, 39jähriger Schauspieler und Schürzenjäger aus Genua, hat sich privat in eine mißliche Situation manövriert: Er möchte gern die von dem Bardot-Entdecker Roger Vadim geschiedene Annette Stroyberg ehelichen, doch die Bilanz seines weitverbreiteten Gefühlslebens hindert ihn daran. Vor vielen Jahren hatte er den Fehler begangen, die Italienerin Nora Ricci zu heiraten. Das erwies sich nicht als hinderlich für seine zweite Ehe mit der Amerikanerin Shelley Winters, weil Vittorio zwischenzeitlich nach Hollywood übergesiedelt war. Ebenso hurtig konnte er sich hier von Shelley Winters wieder scheiden lassen. Nach Italien zurückgekehrt, verlobte er sich mit der römischen Filmschaffenden Anna Maria Ferrero, ohne daß der Vatikan nun daran gedacht hätte, seine erste Ehe zu annullieren. Die beiden turtelten fünf Jahre miteinander, dann verlegte sich der unstete Herr Gassmann auf die Sternchen Ilaria Occhini und Georgia Moll. Vor Repor-

Vittorio Gassmann („Krieg und Frieden“), jetzt mit Annette befreundet, ist einmal geschieden, noch verheiratet und just entlobt



Wir sind füreinander bestimmt: Händchenhalter Stroyberg-Gassmann in einem römischen Café

tern deklamierte er: „Durch den heuchlerischsten Beruf der Welt, den des Schauspielers, bin ich zu großer Aufrichtigkeit in meinem Verhalten gelangt . . .“ So fiel es ihm leicht, die Damen zu verständigen, daß er sich nunmehr mit der Stroyberg zu liieren wünsche. Wieder stellte er den Antrag, seine erste Ehe für ungültig zu erklären. Aber noch immer läßt die Genehmigung auf sich warten. Die Vorschuß-Flitterwochen des Paares Stroyberg-Gassmann währten vier Monate. Dann gab es einen Knall, und Annette reiste nach Paris, um sich mit Roger Vadim auszusöhnen. Aber bereits vier Tage danach kehrte sie zu ihrem „Romeo“ nach Rom zurück. Versicherte Gassmann: „Ich hatte Annette zunächst die geistige Kapazität einer Gans unterstellt, aber sie hat neben vielen anderen Vorzügen die bei Frauen seltene Gabe, den Mann nicht in einen bürgerlichen Rahmen zwängen zu wollen. Ohne Zweifel sind wir beide füreinander bestimmt . . .“ Fragt sich nur, wie lange?

Die Misere des deutschen Fußballs

Dieser Mann im weißen Trikot ist zur Zeit das schwarze Schaf des deutschen Fußballs. Es ist der Hamburger Klaus Stürmer. Weil er Berufsspieler werden will, liegt er in Streit mit den Funktionären des Sports. Sein Fall zeigt, wie bei uns am grünen Tisch Fehler begangen werden, die auf dem grünen Rasen nicht mehr gutgemacht werden können. Es besteht die Gefahr, daß die besten deutschen Spieler ins Ausland getrieben werden, weil sie nicht sein dürfen, was sie längst sind: nämlich Artisten

Weiter auf der übernächsten Seite

Funktionäre im Strafraum



Alles bleibt beim alten für die Funktionäre des Deutschen Fußballbundes. Reformen gibt es nicht. Hier beraten: Bundestrainer Herberger (links), neben ihm der Vorsitzende des DFB, Dr. Peco J. Bauwens, und das Vorstandsmitglied Hans Körfer (rechts außen)

Komm - wir haben Platz für fünf

Wenn es um liebe Gäste geht, dann braucht Vati nicht nein zu sagen, denn sein Taunus 17 M hat für alle Platz. Da fühlt sich keiner zurückgesetzt, und auch der fünfte hat's bequem, ob er groß ist oder klein. Und die anderen Vorzüge des Taunus 17 M? Eine windschnittige Karosserie, nach der man sich immer wieder gern umschaut, ein ebenso sparsamer wie temperamentvoller Motor — und die herrlich leichte Weise, in der sich dieser Wagen fahren und bedienen läßt. Ab Werk kostet die zweitürige Limousine mit 1,5-l-Motor DM 6485,—.



Die Linie der Vernunft



Funktionäre im Strafraum

Ruhm und Reichtum kann man auf dem Fußballfeld gewinnen. Wer siegt, wird wie ein König empfangen. Man kann es den Spielern nicht verdenken, wenn sie ihre Popularität in bare Münze verwandeln wollen. Offiziell verbietet dies der DFB mit seinem Vertragsspieler-Statut. Unter der Hand geschieht es dennoch; was niemand weiß, macht nicht einmal das Finanzamt heiß. Dem Klaus Stürmer und seiner Frau verhalf der Hamburger Sportverein zu einem ansehnlichen Eigenheim mit allem, was man heutzutage Komfort nennt. Stürmer erhielt ein Darlehen, und das ist erlaubt. Aber das Ausland bietet mehr – Beträge, die unsere Vereine zur Zeit weder bezahlen können noch dürfen. So ist jedes unserer Talente versucht, abzuwandern und die guten Jahre zu nutzen, um im Ausland das Kapital für eine Existenz zu sammeln

Jedes Wochenende sind sie 90 Minuten lang die Helden, und Hunderttausende jubeln ihnen zu, weil sie mit dem ledernen Ball besser umzuspringen wissen als alle andern. Daß sie außer diesen Künsten auch noch das Jonglieren mit Statuten, Verträgen und Steuergesetzen beherrschen, wird nicht auf dem grünen Rasen gezeigt. Die Öffentlichkeit soll davon nichts erfahren, aber es ist höchste Zeit, darüber einmal deutlich zu reden.

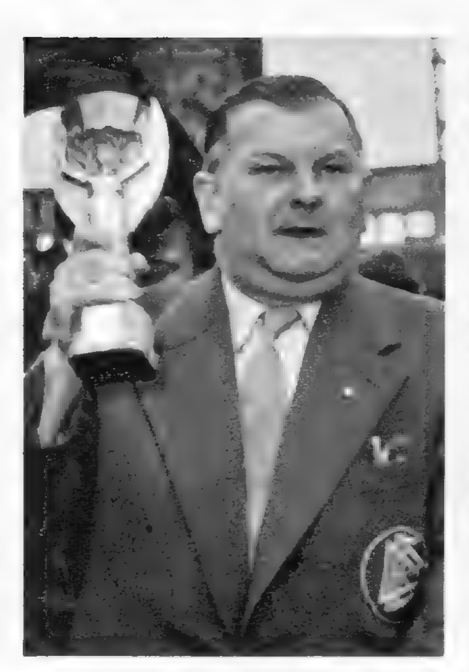
Vorausgeschickt sei: Es ist nicht die Schuld der jungen sportgestählten Männer, wenn sich im deutschen Fußball vieles im Zwielicht abspielen muß. Die meisten von ihnen stünden sicherer in ihren Fußballstiefeln, wenn sie offen das sein dürften, was sie sind, nämlich Artisten, für die das Hobby und der Beruf eins geworden sind. Aber die Funktionäre des deutschen Fußballs zwingen die Spieler zu zwielichtigen Rollen.

Einer der Matadore des grünen Rasens hat nun den Funktionären am grünen Tisch den Kampf angesagt. Er hat sich dabei die großen Worte wie Sportsgeist, Ethik und Vorbild für die Körperertüchtigung gespart, die der offizielle Sport immer bereit hat, wenn es um grundsätzliche Dinge geht. Um so deutlicher hat er davon gesprochen, worum es in der Spitze des deutschen Fußballs seit vielen Jahren geht: ums Geld.

Der junge Mann heißt Klaus Stürmer. Er ist 26 Jahre alt, gelernter Kaufmann, verheiratet und hat beim Hamburger Sportverein gezeigt, wie man einen Ball zu treten hat. Er bewies so viel Eifer und Talent, daß er von seinem Verein in die 1. Mannschaft gerufen und durch einen Vertrag fest gebunden wurde. Dieser Vertrag sieht genauso aus wie einige tausend andere, die zwischen Spielern und Vereinen geschlossen wurden. Er bestimmt u. a., daß Klaus Stürmer monatlich nicht mehr als 400 steuerfreie Mark an Entschädigungen und Leistungszulagen für seine harte Arbeit am Ball empfangen dürfe.

Wieviel der Spieler Klaus Stürmer tatsächlich erhielt, mag ein Geheimnis zwischen ihm und der Leitung des Hamburger Sportvereins bleiben. Es ist anzunehmen, daß es mehr war, denn mit diesen 400 Mark gibt sich längst kein Spitzenkönner mehr zufrieden. Bekannt aber ist, daß der Verein seinem geschätzten Mitglied Stürmer ein Darlehen von 20 000 Mark

Weiter auf der übernächsten Seite



Theorie und Praxis sind im deutschen Fußball zwei Paar Stiefel. Der Nationalspieler Haller hat einen Vertrag unterschrieben, der ihn verpflichtet, künftig in einer italienischen Profi-Mannschaft zu spielen. Sein Verein, der BC Augsburg, hat nichts dagegen, desto mehr aber der Deutsche Fußballbund. Man kann es ihm nicht verdenken, daß er seine besten Kräfte nicht ins Ausland gehen lassen will, wohl aber, daß er seit Jahr und Tag versäumt, den deutschen Fußball der internationalen Entwicklung anzupassen. Spieler dürfen (offiziell) am Sport nichts verdienen – das bleibt sein Standpunkt. Und die Funktionäre? Sie kommen, wie zum Beispiel der 2. Vorsitzende des DFB, Hans Huber, München, auf ganz legale Art leicht durch ihre führenden Positionen als Funktionäre zu sehr einträglichen Haupt- und Nebenämtern



...öfter mal was Neues





Durch eine Spaltung seiner Person löste Deutschlands bester Torschütze, Uwe Seeler, das Problem, wie man vom Fußballsport leben kann. Die Funktionäre halfen ihm dabei. Am Wochenende ist er unbezahlter Fußballspieler, an Arbeitstagen Generalvertreter für Sportartikel, die sich durch ihren Ruf fast von allein verkaufen. So für die Zukunft gesichert, konnte er alle Angebote ausländischer Klubs ablehnen, ohne Schaden zu leiden. Aber nicht jeder Spitzenspieler hat diese Chance

Zwei Abtrünnige des deutschen Fußballs trafen sich als Gegner auf dem Rasen. Ihre Namen kennt jedes Kind. Helmut Rahn trug dabei den weißen Dreß seines holländischen Vereins, Horst Szymaniak den dunklen einer italienischen Mannschaft. Rahn war in der Schweiz dabei, als die Deutschen Weltmeister wurden. Szymaniak sollte dabeisein, wenn in Chile wieder um diesen Titel gekämpft wird. Im DFB ist man böse mit beiden Spielern





Zwei Agenten sind es, die den deutschen Spielern den Weg ins Ausland ebnen. Der bärtige Rechtsanwalt Dr. Ratz, aus Ungarn kommend und in München wohnhaft, hat Klaus Stürmer nach Straßburg vermittelt. Gegen Prozente, versteht sich. Der Trainer Raymond Schwab (im Mantel), der schon manchen Verein zu Erfolgen geführt hat, brachte außer Szymaniak einige weitere Spieler nach Italien. Er behauptet: „Aus Freundschaft. Verdient habe ich dabei nichts"



Funktionäre im Strafraum

gab, und gemäß dem Vertragsspielerstatut kann dies ohne Zinsen geschehen. Als Laufzeit für Spielvertrag und Darlehen wurden zehn Jahre eingesetzt, wobei der Verein das Risiko einging, daß Stürmer lange vor Ablauf dieser Zeit für den harten Kampf in der 1. Mannschaft nicht mehr tauglich sein könnte. Der Verein mußte ferner damit rechnen, daß dieses Darlehen nie mehr zurückgezahlt würde.

Die Frage, wieweit solche Geldgeschäfte mit dem Vertragsspielerstatut des Deutschen Fußballbundes zu vereinbaren sind, ist nicht mehr wichtig; Stürmer hat inzwischen den Vertrag mit seinem Verein gekündigt. Er hat ein Angebot angenommen, das seine Beine höher honoriert; der Racing-Club in Straßburg bot ihm allein als Handgeld 300 000 Mark, und sein Hamburger Verein entließ ihn auch sofort aus seinem Vertrag, nicht aber der Norddeutsche Fußballverband.

Seitdem ist Stürmer für unsere Fußball-Funktionäre das schwarze Schaf. Warum eigentlich? Sollten ausgerechnet sie plötzlich jedes Verständnis für Geld und Gut verloren haben? Dieser Klaus Stürmer hat ein Kaffeegeschäft und sonst noch einiges, das alles nicht richtig läuft – vielleicht, weil ihm das Fußballspielen und das Trainieren nicht die Zeit ließen, sich intensiv darum zu kümmern, vielleicht aber auch, weil er gar nicht der richtige Mann dafür ist. Was er dagegen hervorragend versteht, das ist, einen Ball ins Tor des Gegners zu jagen. Und wenn ihm dann Zehntausende zujubeln, dann sieht er stets die schwarze Mauer der Zuschauer ringsum, und niemand kann es ihm verdenken, wenn er dadurch zum Rechnen verleitet wird: 30 000 Menschen haben rund 100 000 Mark in die Vereinskasse gezahlt, nicht zuletzt, weil sie Stürmer stürmen sehen wollten. Und was erhält er davon?

Für solche Überlegungen, die sich jedem Spitzenspieler immer wieder aufdrängen, haben die Funktionäre des Fußballs kein Verständnis. Die des Norddeutschen Fußballverbandes verkündeten: Entweder spielt Stürmer für seinen Verein, oder er spielt gar nicht. Der Verband kann ihn sperren, fürs Inland ebenso wie fürs Ausland.

Ob der Verband das darf, will Stürmer von einem Gericht entscheiden lassen. Nicht von einem Verbandsgericht des Fußballbundes, das in dieser Sache doch Partei sein würde, sondern vom Hamburger Amtsgericht und notfalls sogar vom Bundesverfassungsgericht. Den Vertrag, der ihn auf zehn Jahre bindet, nennt er einen Knebelungsvertrag, der sittenwidrig sei, weil er durch das Darlehen erzwungen worden sei. Außerdem beruft sich Stürmer auf Artikel 12 des Grund-

Weiter auf der übernächsten Seite

WER NIL RAUCHT - RAUCHT VOM ALLERBESTEN

DIE KLEINSTEN VOLLREIFEN BLÄTTER
AN DER SPITZE EINER TABAKPFLANZE SIND DIE
KOSTBARSTEN. SIE WERDEN ZUR
HERSTELLUNG DER NIL VERWENDET.
SIE SIND DER GARANT DES FEINEN AROMAS,
DAS DIE NIL AUSZEICHNET.
„AUSTRO-HELLENIQUE" UND
„AUSTRO-TURQUE"
VERBÜRGEN DEN EINKAUF
WIRKLICH ERLESENER SPITZENTABAKE.



Funktionäre im Strafraum

gesetzes: „Alle Deutschen haben das Recht, Beruf, Arbeitsplatz und Ausbildungsstätte frei zu wählen". Bisher, so sagt Stürmer, war ich selbständiger Geschäftsmann, der zu seinem (und anderer Leute) Vergnügen Fußball spielte, aber jetzt möchte ich von Beruf Fußballspieler sein.

Damit ist ein Wort gefallen, das seit Jahrzehnten im deutschen Fußballsport als Schreckgespenst umgeht. Es tauchte schon kurz nach der Jahrhundertwende auf, als die ersten Vereine sich zum Deutschen Fußballbund zusammengeschlossen hatten. Gleich nach dem Ersten Weltkrieg geisterte es wieder durch die Mannschaften. In der Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre ging es um. Die damals wohl berühmteste Vereinsmannschaft Schalke 04 wurde als Team von Berufsspielern ein Jahr lang von allen deutschen Fußballplätzen ausgeschlossen. Schon damals wußte jedermann, daß dieses Urteil pure Heuchelei der Funktionäre war: Einen Schuldigen hatte man erwischt, indessen einige Dutzend andere Vereine mehr oder weniger dasselbe getan hatten. Fast alle, soweit sie Ruf und Namen besaßen, hatten gute Spieler regelmäßig bezahlt oder durch Geld und Geschenke von der Konkurrenz weggezogen. Man hatte ihnen Zigarrenläden und Schokoladengeschäfte eingerichtet oder hatte ihnen Pfründe verschafft, indem man sie zu Platzwarten, Kantinenwirten oder Balleinfettern bestellte. Aber man redete noch immer von Sport, wenn man Geld meinte. Den reinen Amateur gab es in den führenden Mannschaften schon damals kaum mehr, und selbst in den zweitrangigen war es üblich geworden, daß die Spieler in jedem ihrer Fußballstiefel ein Fünfmarkstück fanden, wann immer sie diese Stiefel anzogen.

Mit solchen Kleinigkeiten gibt man sich heutzutage im deutschen Fußball nicht mehr ab. Seit 1947 hat er sein Vertragsspielerstatut, das Geldzuwendungen erlaubt. Bezeichnenderweise wurde es nur deshalb von den Funktionären genehmigt, weil andernfalls Mannschaften sich zu Berufsspielern erklären wollten.

Der Fußball ist eben eine Schau geworden. Man kann das bedauern, aber man kann es nicht ändern. In anderen Ländern hat man aus dieser Entwicklung längst die Konsequenz gezogen: Dort gibt es eine breite Basis von Amateuren, die Sport treiben, weil es ihnen Spaß macht, und darüber steht eine kleine Spitze erstklassiger Spieler, die mit dem Fußball ihr Geld (und sogar ziemlich viel) verdienen. Sie müssen die ganze Woche über hart trainieren, um in Form zu bleiben. Wer rastet, rostet – und verliert damit seinen Job. So ist es in England, Belgien, Holland, Spanien, Portugal, Italien, in den südamerikanischen Staaten und eigentlich auch in allen Ostblockländern mit ihren Scheinamateuren. Aber in Deutschland darf es bis heute keine Berufsspieler geben, weil die Funktionäre des Fußballsports dagegen sind.

Sie sind natürlich nicht dagegen, daß sie selbst am Sport verdienen. Sie fühlen sich dazu um so mehr berechtigt, als sie an ihren grünen Tischen ehrenamtlich zusammensitzen. Hauptamtlich sind sie häufig beim Fußball-Toto, und zwar in solchen Stellen, die mit einer Umsatzbeteiligung dotiert sind. Sie sitzen auch in Aufsichtsräten des Toto und kassieren dafür hohe Aufwandsentschädigungen (wie Heino Eckert, Vorsitzender für Rheinland-Pfalz), sie sind Geschäftsführer von Sportschulen oder Sachbearbeiter halbamtlicher Sportorganisationen. Einer von ihnen (Hans Huber, 2. Vorsitzender des DFB) wußte sich sogar zeitweise den Vorverkauf der Eintrittskarten für alle Spiele zu sichern, die der Deutsche Fußballbund veranstaltete – und zwar so, daß er eine Bearbeitungsgebühr von 20 Pfennig pro Karte erheben durfte. Und das bei Spielen, die garantiert die Massen anlockten, denn es ging dabei entweder um die Deutsche Meisterschaft, oder es waren Länderkämpfe. Wenn Toto-Häuser oder Sportstätten zu bauen sind, dann bekommt häufig ein Funktionär den Auftrag (wie Dr. Bauwens, 1. Vorsitzender des DFB). Wenn es darum geht, die wöchentliche Toto-Ausspielung durch einen Notar beglaubigen zu lassen, dann tut dies gegen Gebühren, die dem Umsatz entsprechen, wiederum ein Funktionär. (So DFB-Ehrenmitglied Dersch in Bochum.)

Das alles ist durchaus legal und auch nicht ehrenrührig. Warum sollte auch beispielsweise der Spielausschußvorsitzende des DFB, Hans Körfer, nicht zu jedem Länderspiel auf Verbandskosten mitreisen. Sein Ehrenamt nötigt ihn sogar dazu. Da er Journalist und Herausgeber einer Sport-Korrespondenz im Hauptberuf ist, versteht es sich von selbst, daß er Berichte über diese Spiele schreibt und verbreitet – mit vielen Informationen, die ihm aus seinem Ehrenamt zukommen. Aber ist er sich dabei bewußt, daß er im Grunde von den Fußballbeinen der Spieler lebt? Wissen das seine Funktionärskollegen? Und wenn ja, warum wollen sie dem Spieler auf dem grünen Rasen als dem Ochsen, der da drischt, das Maul verbinden?

Einige Antworten haben sie parat:

- **Sportvereine sind steuerlich begünstigt. Profi-Mannschaften, die mit ihrem Spiel Geld verdienen, können es nicht sein.**
- **Nur verhältnismäßig wenige Vereine in der Bundesrepublik sind reich genug und haben regelmäßig genug Zuschauer, um die hohen Spielergehälter zu bezahlen.**

Um mit diesen und einigen anderen Problemen fertig zu werden, wird seit Jahren getagt und verhandelt, mit Vereinen, Verbänden, dem Bundesfinanzministerium und mit den Länderfinanzverwaltungen, werden Gutachten aufgestellt und verworfen. Als ob es so schwer wäre, die Finanzen einer Ersten Mannschaft aus Profi-Spielern von denen des Gesamtvereins säuberlich zu trennen. Und als ob es nicht klüger wäre, es den Vereinen selbst zu überlassen, ob sie das Risiko einer Profi-Mannschaft auf sich nehmen wollen. Eine genügende Anzahl wäre dazu bereit und auch wirtschaftlich stark genug.

Von anderen Gründen, die den Berufsfußball für die Funktionäre so suspekt machten, wird ungern gesprochen:

- **Die besten Vertragsspieler-Mannschaften sind bisher in vier regionale Oberligen zusammengefaßt, aus denen – zusammen mit dem Berliner Meister – der Deutsche Meister ermittelt wird. Aus diesen Meisterschaftsspielen bezieht der DFB seine Haupteinnahmen. Sie fielen weg, wenn eine Bundesliga oder gar ein Dutzend Profi-Mannschaften unter sich direkt den Deutschen Meister ermittelten.**
- **Eine Spitzenklasse aus Profi-Mannschaften könnte auf einen ausgedehnten Funktionärsapparat verzichten und sich selber verwalten. Sie wäre finanziell so stark und in der Öffentlichkeit so angesehen, daß sie sich der Macht des DFB weitgehend entziehen könnte.**
- **Der einzelne Spitzenspieler wäre freier und unabhängiger, als einer Organisation lieb sein kann, die auf ihn und seinesgleichen ihre Geltung und ihre Finanzen aufbaut.**

Der deutsche Fußball wird aus seiner Misere nicht herauskommen, ehe er nicht diese Probleme gelöst hat. Der DFB ist mit über zwei Millionen Mitgliedern die zahlenmäßig stärkste Sportorganisation seiner Sparte in der ganzen Welt. Seine Bedeutung aber im internationalen Fußball ist auf ein

Minimum herabgesunken. Er genießt auf dem grünen Rasen nur einen sehr wechselnden Ruf und am grünen Tisch gar keinen.

Dies alles zusammengenommen ist die Ursache, daß der bundesdeutsche Fußballfreund der bevorstehenden Weltmeisterschaft in Chile nur mit gemischten Gefühlen entgegensehen kann. Sosehr sich der Bundestrainer Herberger auch abmüht, eine starke Mannschaft zusammenzubringen – die Fehler der Vergangenheit kann er nicht ungeschehen machen. Er müßte die besten Spieler regelmäßig zu Trainingskursen zusammenziehen können. Ihm müßte daran gelegen sein, daß diese Spieler durch schwere Kämpfe in ihren Vereinsmannschaften ständig in Form gehalten und auf die Probe gestellt werden. Er müßte mit einem ständigen Stamm von ausgewählten Spielern rechnen können. Daran fehlt es, weil der DFB weit hinter der Entwicklung zurückgeblieben ist.

Dafür gibt es täglich neue Beweise. Daß Klaus Stürmer dem deutschen Fußball nicht mehr zur Verfügung steht, ist nur einer von vielen. Man muß schon die Namen jener Spieler aufzählen, die in den vergangenen Jahren aus dem Pferch des Vertragsspielerstatuts ausbrachen und Profis wurden: Szymaniak, Waldner, Kölbl, Rahn, Buhtz, Spikowski, Janda. Und man muß die Namen jener nennen, die derzeit als fluchtverdächtig gelten: Haller (der bereits einen Vertrag für Italien unterzeichnet hat), Brülls, Hermann, Schnellinger, Schütz, Dörfel. Jeder der hier Genannten war entweder Kandidat für die Nationalmannschaft oder spielte bereits in der National-Elf. Was geschieht, wenn Stammspieler der Herberger-Auswahl ausländischen Angeboten erliegen?

Um solchen Gelüsten vorzubeugen, werden gelegentlich von den Funktionären Berichte und Gerüchte verbreitet, wonach die Auswanderer unter den deutschen Fußballspielern fern der Heimat schlimm zu leiden hätten. „Das ist ja Menschenhandel", hat Herberger kürzlich voll Erschütterung kundgetan. Richtig ist, daß die Spieler im Ausland hart arbeiten müssen, im täglichen Training und in jedem Spiel. Es stünde aber besser um die Länderspielbilanz des deutschen Fußballs, wenn auch in unseren Vereinen so strenge Bräuche herrschten. Richtig ist auch, daß im Ausland ein Spieler von Klub zu Klub verkauft werden kann. Aber liebäugelt nicht auch der BC Augsburg mit einer sechsstelligen Ablösungssumme, die er erhalten soll, wenn sein Mitglied Haller nach Italien geht? In Ausnahmefällen versteht sogar der DFB, daß Geld und Fußball nicht mehr zu trennen sind.

Das Beispiel dafür ist unser Torjäger Nummer 1, Uwe Seeler, Vereinskamerad des Rebellen Stürmer. Auch Seeler bekam Angebote aus dem Ausland. Auch er war geneigt, ins Lager der Berufsspieler überzugehen. Eines Tages aber erklärte er: „Laßt mich in Ruhe, ich bleibe."

Seeler erhielt am Ende dieses Tauziehens die norddeutsche Generalvertretung für Adidas-Schuhe. Dem Laien sagt das erst etwas, wenn er erfährt, daß dies jene Fußballstiefel sind, in denen die deutsche Nationalmannschaft immer zum Kampfe antrabt. Welcher Fußballspieler möchte nicht gerade solche Stiefel? Und ein Generalvertreter bekommt Provision für alle Aufträge, die aus seinem Bereich eingehen – auch wenn er selber nichts dafür getan hat. Auf lange Sicht gerechnet, fährt Seeler wohl besser als Stürmer.

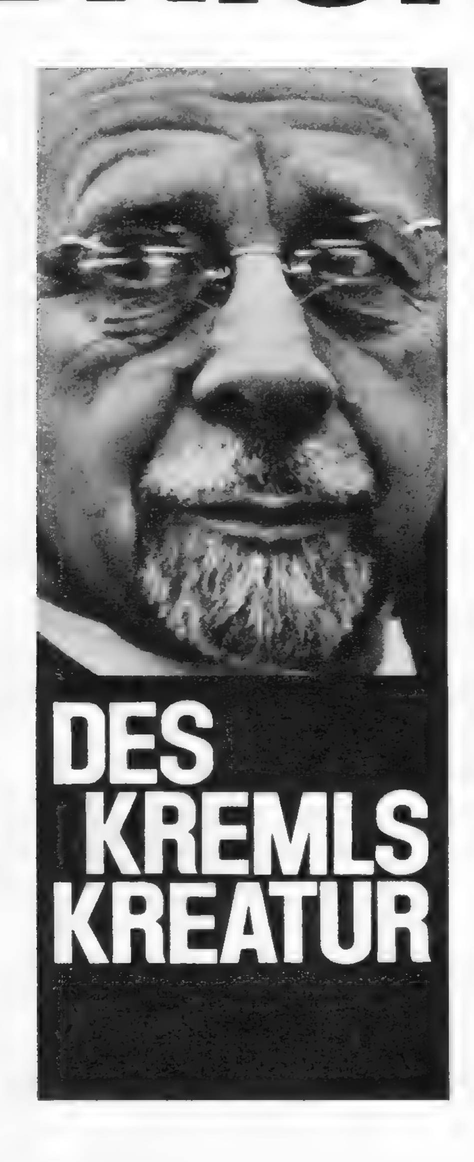
Man sieht, die Treue ist manchmal eben doch kein leerer Wahn. Wenn man freilich die einstigen Helden des Rasens darüber befragt, dann zeigt es sich doch, daß sie nur in den seltensten Fällen belohnt wird.

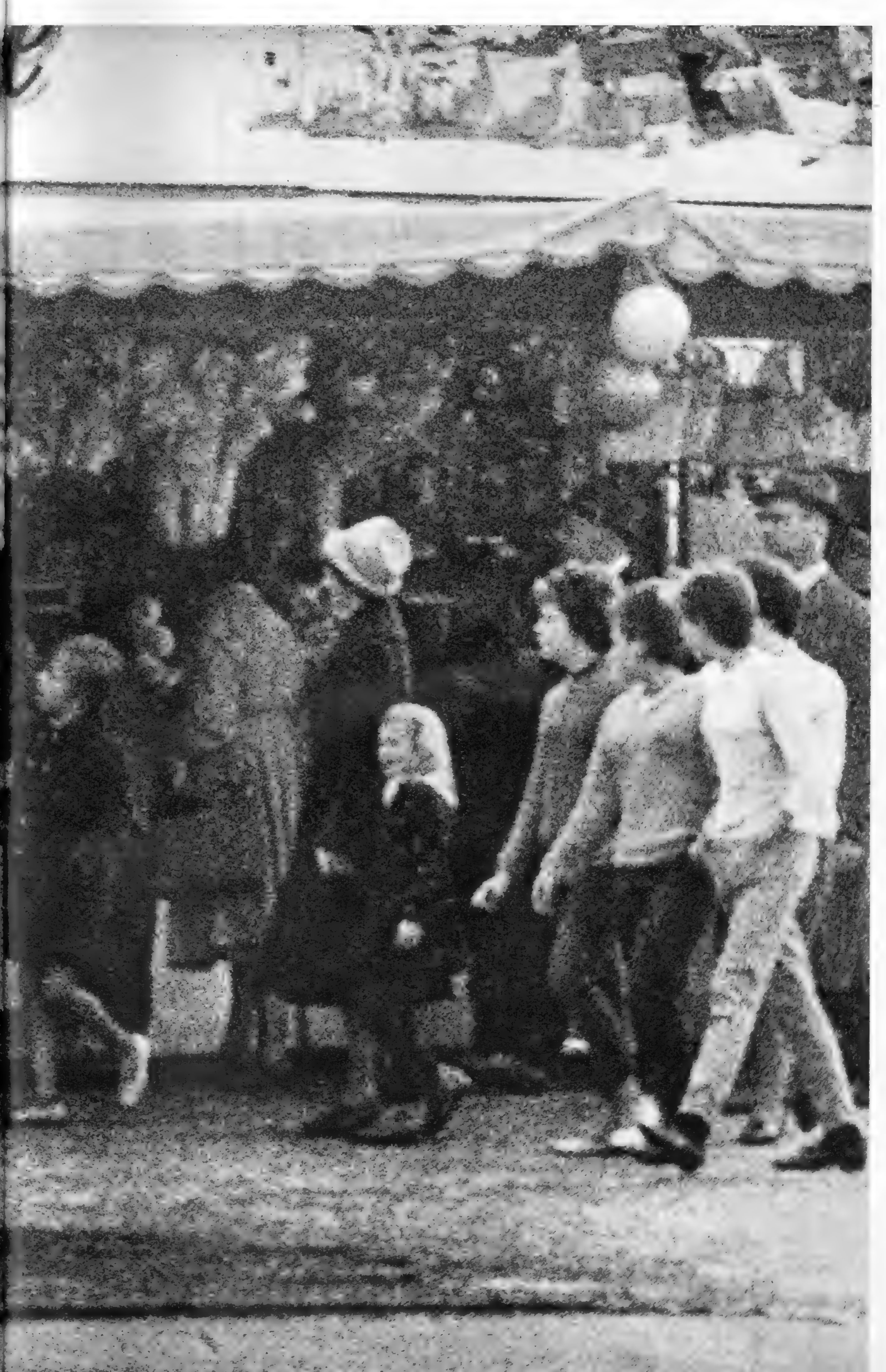
Fritz Walter sagte dem Stern-Reporter: „Wenn ich gewußt hätte, was ich heute weiß, dann hätte ich 1952 von Atletico Madrid die 250 000 Mark genommen und wäre Berufsspieler geworden."

Oder Paul Janes: „Herberger und die Funktionäre sprechen immer große Worte von der Treue, aber ich habe nichts davon gespürt, seit ich nicht mehr spiele." Janes stand 71mal, häufiger als jeder andere deutsche Fußballspieler, in der National-Elf und ist heute Gastwirt in Küppersteg. ●

In einer südwestdeutschen Stadt gehen Ulbrichts Tochter, sein Schwiegersohn und seine beiden Enkel spazieren. Kein Mensch in der Stadt weiß, daß sie mit dem verhaßten Diktator verwandt sind. Um dieses ängstlich gehütete Geheimnis nicht preiszugeben, wurde die Gruppe unscharf fotografiert

DER STERN SPRACH MIT DER TOCHTER ULBRICHTS





Das Gesicht der vierzigjährigen Frau ist plötzlich grau geworden. Der Name Ulbricht ist gefallen, und sie fragt entgeistert: „Woher wissen Sie denn eigentlich, daß ich seine Tochter bin?"

Das Erschrecken dieser Frau über ihren laut ausgesprochenen Mädchennamen ist beklemmend. Es ist, als ob im Hause des Gehenkten vom Strick geredet worden wäre.

Wir sitzen im Wohnzimmer der Frau Dorle X., geborene Ulbricht, Mutter eines elfjährigen Jungen und eines fünfjährigen Mädels. Auch ihr Mann, etwa fünfzig Jahre alt, von Beruf Ingenieur, ist bei der Nennung des Namens peinlich berührt verstummt. Das Ehepaar wechselt Blicke. Schließlich zuckt er resigniert die Achseln und sagt: „Hier in dieser Stadt weiß noch niemand, daß meine Frau seine Tochter ist."

Das klingt wie eine Bitte, und wir versprechen ihm, nichts zu verraten; weder die südwestdeutsche Stadt, in der sie jetzt leben, noch den Namen des Ehemannes.

Genau das gleiche Versprechen hatte uns in Norddeutschland auch ihre Tante, Ulbrichts Schwester, abverlangt.

Nur Erich Ulbricht in New York, der Bruder des SED-Diktators, hatte sich gelassen zu seinem Namen bekannt. Allerdings hatte er nicht ver-

Weiter auf der nächsten Seite

DER STERN SPRACH MIT DER TOCHTER ULBRICHTS

säumt, mit allem Nachdruck zu betonen, daß zwischen ihm und seinem Bruder seit vier Jahrzehnten überhaupt kein Kontakt, keinerlei Verbindung bestehe.

Sie: „Ja, der Onkel in Amerika hat gut reden. Der ist weit weg."

Er: „Der ist ja auch in New York nicht so nah dran wie wir."

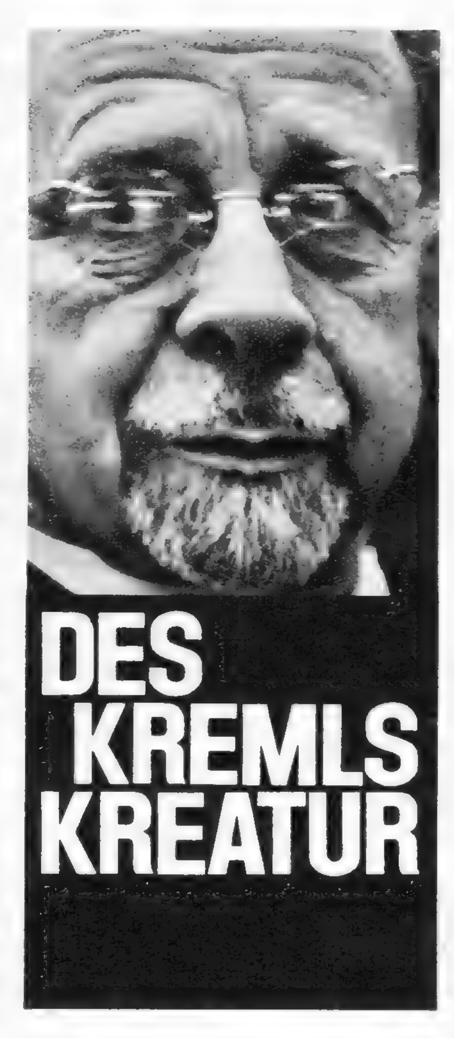
Nahe dran an was? Am Machtbereich des Schwiegervaters? Ist es denn so gefährlich, der Schwiegersohn, der Bruder, die Schwester oder gar die Tochter eines Walter Ulbricht zu sein?

Sie: „Haben Sie bitte Verständnis dafür, daß ich darüber nichts sagen möchte. Schließlich ist er mein Vater."

Er: „Wir haben es schon schwer genug. In Lübeck, woher ich stamme und wo wir nach dem Krieg zunächst gelebt haben, hat jeder gewußt, daß ich s e i n Schwiegersohn bin. Damals dachte man sich noch nicht viel dabei. Aber als wir dann nach Essen zogen, haben wir es nicht mehr jedem an die Nase gebunden. Wozu auch? Ich hatte eine schöne Stellung bei Krupp, und das ging auch jahrelang gut, bis es dann einem Abteilungsleiter gesteckt wurde, daß Ulbricht mein Schwiegervater ist. Ich weiß auch nicht, von wem sie das erfahren haben, vielleicht vom Verfassungsschutz."

Sippenhaft? Gibt es so was hier bei uns im Westen? Wird ein tüchtiger Ingenieur entlassen, weil er einen Ulbricht zum Schwiegervater hat?

Sie: „Am liebsten wären wir in Lübeck geblieben. Wir lieben Norddeutschland. Aber wir rutschten immer tiefer runter. Erst Lübeck, dann Essen, dann Offenburg und schließlich ... Wer weiß, vielleicht müssen wir bald noch mal weiter runter."



Sie meint weiter runter nach Süden. Wirtschaftlich gesehen befinden sie sich auch nicht gerade oben. Der Ingenieur ist zur Zeit arbeitslos, obgleich hier niemand weiß, wer sein Schwiegervater ist. Vielleicht hat dieses Immer-weiter-runter-Müssen doch nichts mit Ulbricht zu tun. Arbeitslose Ingenieure sind heutzutage ziemlich selten.

Fast in der Mitte des Wohnzimmers steht ein Schreibtisch und darauf eine Schreibmaschine. Könnte sein, daß er heute abend wieder mal ein Bewerbungsschreiben getippt hat. Es muß was geschehen. Die Sorgen drücken, und man wird auch nicht jünger. Zwei Kinder müssen versorgt werden, sie sollen mal was Ordentliches lernen.

Warum setzt sich nicht Frau Dorle an die Maschine und schreibt: Lieber Vater, wir kommen hinüber zu Dir ... Für hundert Mark könnte die ganze Familie hinüberfahren in das Land, wo ihr Vater der mächtigste Mann ist. Dort ist es ganz bestimmt nicht von Nachteil, der Schwiegersohn Walter Ulbrichts zu sein.

Sie fahren nicht, sie denken wohl nicht einmal daran. Dann schon lieber noch weiter runter.

Ob er ihnen denn überhaupt noch niemals geholfen hat?

Sie: „O ja, meine ganze Aussteuer habe ich von ihm. Er hat mir auch eine Nähmaschine geschenkt. Das war 1947, in der schlechten Zeit, als wir heirateten."

Seither hat sie ihren Vater hin und wieder gesehen, in Leipzig, bei ihrer Mutter. Ulbricht pflegt seine geschiedene Frau Martha regelmäßig zu besuchen, wenn er in Leipzig zu tun hat.

Sie: „Er kam immer nur auf einen Sprung vorbei, vielleicht so für eine Viertelstunde. Man hat sich nicht viel zu sagen, man weiß, daß man verwandt ist und bringt so die wenigen Minuten 'rum, bis er dann wieder geht."

Aus ihrer Kindheit hat sie kaum noch eine Erinnerung an ihren Vater. In den zwanziger Jahren war er ja meistens in Berlin, während seine Familie in Leipzig blieb, und nach 1933 mußte er emigrieren. Von seiner Jugend weiß sie überhaupt nichts.

Er: „Weshalb interessieren Sie sich denn so für seine Jugendzeit? Sie sehen doch, was er heute macht."

Man wird noch viel über die Jugend und über den Werdegang dieses Mannes erfahren. In den „Verfügungen und Mitteilungen" des Ostberliner Volksbildungsministeriums vom 12. Oktober 1961 wird den Schülern der 8. Klasse vorgeschrieben, daß sie „vor allem mit den Kinderjahren Walter Ulbrichts vertraut gemacht werden und erkennen, daß Ulbricht stets ein fleißiger Schüler war". Schülern der 7. und 8. Klasse soll an Beispielen aus dem Leben und Kämpfen Ulbrichts die „Größe der Persönlichkeit des aufrechten deutschen Arbeiterführers gezeigt werden. Walter Ulbricht ist allen Schülern als Vorbild, Freund und Förderer der Jugend nahezubringen".

Die Tochter dieses Vorbildes deutscher Jugend wird plötzlich verlegen — und starrt auf ihre Fußspitzen.

Er: „Was haben wir nur mit all diesen Geschichten zu tun? Schließlich heiratet man seine Frau und nicht den Schwiegervater."

Beim Abschied bittet die Tochter Walter Ulbrichts inständig:

„Sie dürfen nicht schreiben, wo ich lebe und wie ich heute heiße, schon mit Rücksicht auf die Kinder ... Sie wissen noch nicht, wer ihr Großvater ist. Eines Tages müssen wir es ihnen ja sagen, und das wird schwer genug sein ..."

Zielbewußte Menschen in aller Welt
arbeiten heute kraftvoller,
weitblickender denn je.
Wo Ungewöhnliches geleistet wird,
da gönnt man sich
auch etwas ungewöhnlich Gutes.



DES KREMLS KREATUR



Ulbricht läßt die anderen schießen

Gerhard Zwerenz schrieb für den Stern:

Die roten Kapitel der deutschen Geschichte (VI)

Europa kann nicht zur Ruhe kommen. Nach vier grauenvollen Weltkriegsjahren wird 1919, im ersten Friedensjahr, weiter geschossen, gemordet, gekämpft, gesiegt.

In Rußland hat der Bürgerkrieg zwischen den Weißen und den Roten seinen Höhepunkt erreicht. An bestialischen Grausamkeiten bleiben sich beide Parteien nichts schuldig, aber der Terror der Roten ist konsequenter, planmäßiger und schließlich erfolgreicher. Lenin hält, was er am Anfang seiner Revolution versprochen hat:

„Meine Herren, es handelt sich gar nicht um Rußland. Ich pfeife auf Rußland ... Das ist nur eine Phase, die wir durchmachen müssen auf dem Wege zur Weltrevolution ... Ja, wir werden alles zerstören und auf den Ruinen unseren Tempel aufbauen. Es wird ein Tempel werden für das Glück aller. Aber wir werden die ganze Bourgeoisie vernichten, sie pulverisieren ... Ich werde mit allen Konterrevolutionären erbarmungslos sein."

Er ist erbarmungslos. Er macht den Polen Dscherschinski zum Chef der Staatspolizei und läßt ihn wüten, foltern, liquidieren.

Mahnende Stimmen, wie die des Dichters Maxim Gorki, werden nicht gehört:

„Gewissenlose Abenteurer rasen Hals über Kopf auf die ‚soziale Revolution' los. In Wirklichkeit ist das der Weg der Anarchie, das führt zum Ruin des Proletariats und der Weltrevolution ..."

Prophetische Worte. Das grauenhafte Vorbild Rußlands ruiniert tatsächlich die Weltrevolution. Der blutbefleckte Kommunismus ist in Europa kompromittiert, ein für allemal.

In Deutschland formiert sich unter dem Eindruck des russischen Dramas die militante, reaktionäre Gegenwehr, und die „Rote Pest" wird zum Bürgerschreck.

In Berlin werden die aufständischen Spartakisten in der Blutwoche zwischen dem 10. und 17. Januar 1919 schonungslos zusammengeschossen, Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht mitten in der Stadt grausam ermordet.

Hier in Deutschland ist der „weiße Terror" schlimmer als der rote. Gewiß, auch die Kommunisten morden und lynchen, aber die Zahl der Opfer aus ihren Reihen ist wesentlich höher. Dafür sorgen die fanatisierten Freikorps, die sich zum großen Teil aus jungen Frontoffizieren zusammensetzen, denen im Schützengraben die Achtung vor Menschenleben ausgetrommelt worden ist.

Und die sozialdemokratische Regierung wird mit diesen Freikorps nicht fertig, sie kann auf diese Soldaten einfach nicht verzichten. Da regierungstreue Truppen nicht in genügender Zahl vorhanden waren, müssen immer wieder Freikorps eingreifen, wenn die Spartakisten einen Aufstand entfesseln. Andererseits wissen die Sozialdemokraten ganz genau, daß diesen monarchistischen Freikorpsmännern die Demokratie nur das geringere Übel bedeutet, mit dem man sich vorübergehend abfinden muß.

Was also soll Reichspräsident Friedrich Ebert machen? In erster Linie will er diese junge Demokratie, an die er felsenfest glaubt, zur Ordnung bringen.

Ordnung im Deutschland des Jahres 1919 – das ist ein gigantisches Vorhaben. Jede Autorität ist zusammengebrochen, die moralischen Begriffe von gestern gelten nichts mehr, und an allen Ecken und Enden des Reiches hetzen verrückte und verantwortungslose Demagogen die Massen auf irgendwelche Barrikaden. Es wird geplündert, gemordet, gelyncht.

Und trotzdem, zu einem völligen Chaos kommt es nicht, ein gewisses Maß an Ordnung bleibt erhalten, und das ist ganz ohne Zweifel das große Verdienst des ehemaligen Handwerksmeisters Friedrich Ebert, der es auf sich genommen hat, ein zertrümmertes Reich zu regieren. Es ist sehr viel, was

Weiter auf der übernächsten Seite



Ulbricht läßt die anderen schießen



Preußens Gloria bettelt. Das Jahr 1918 scheint das Ende der ebenso berühmten wie gefürchteten deutschen Offizierskaste gebracht zu haben. Die kriegsmüden Soldaten sind nach dem Niederlegen der Waffen bereit, den kommunistischen Parolen zu folgen und ihren Offizieren den Gehorsam zu verweigern. Schulterstücke werden heruntergerissen. Eine Welt bricht zusammen. An den Straßenecken hocken Offiziere, die ihre Verwundung vorzeigen und um den „Dank des Vaterlandes" betteln. Aber bald darauf rief sie die Republik zu Hilfe

ihm abverlangt wird. Er muß sich den Versailler Vertrag aufbürden lassen, aber er darf seinen Namen auch unter die Weimarer Verfassung setzen. Und er ist zutiefst davon überzeugt, daß dieses Werk gut gelungen ist.

■

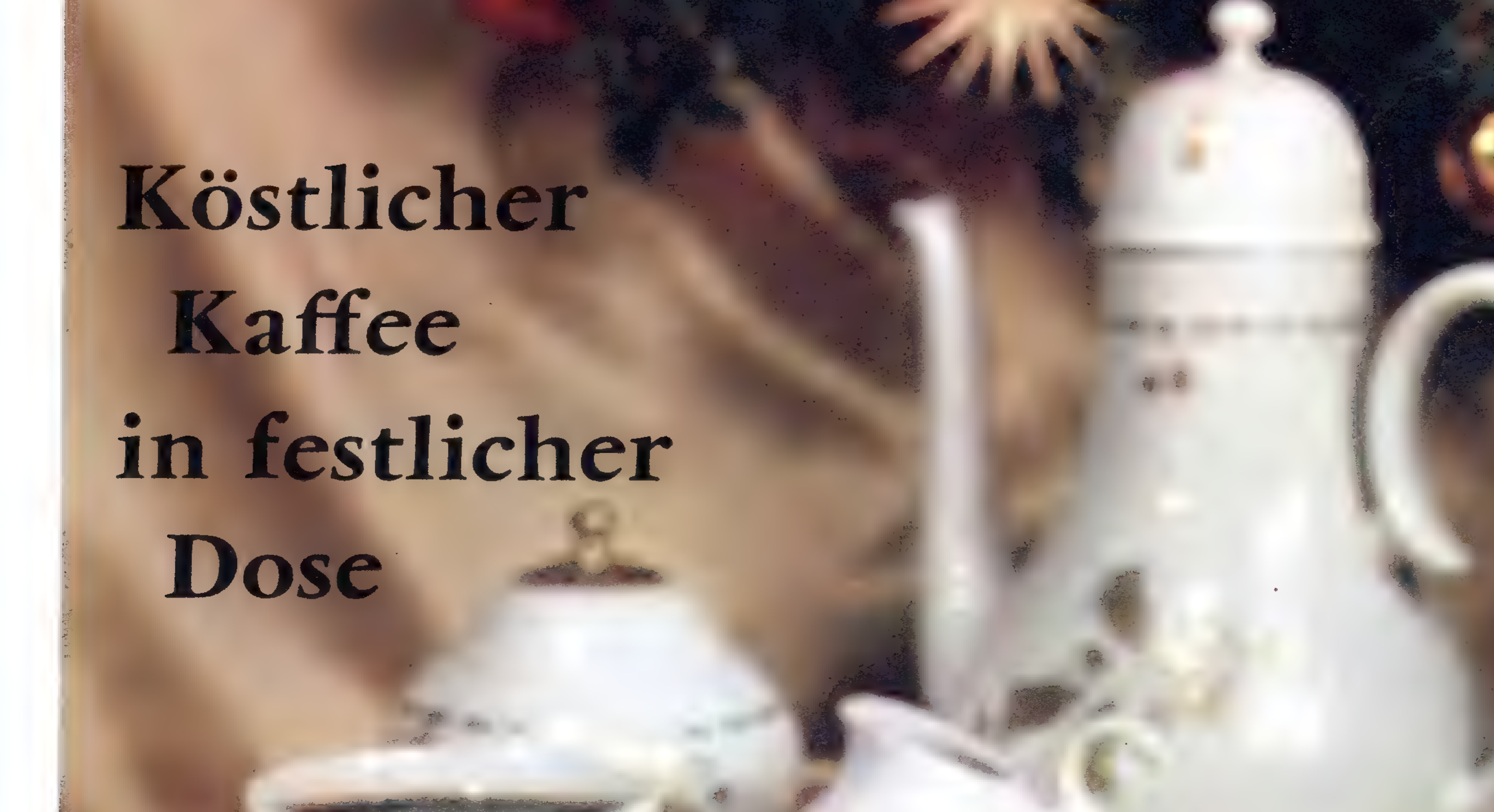
Die berechtigte Empörung der Berliner Spartakisten über die Ermordung ihrer Führer Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht machte sich in wütenden Ausfällen gegen die sozialdemokratische Regierung Luft. Reichswehrminister Noske, der „Bluthund", wurde für dieses Verbrechen verantwortlich gemacht, obgleich jedermann wußte, daß die Täter der Truppe angehörten, die zur Niederschlagung des Aufstandes herangezogen worden war.

Nein, die Regierung hatte mit diesem Doppelmord ganz gewiß nichts zu tun. Um so unbegreiflicher ist es, wieso nicht dafür gesorgt wurde, daß die Täter ihre gerechte Strafe erhielten. Unverantwortlich, daß ein reaktionärer Kriegsgerichtsrat namens Jorns, der die Ermittlungen leitete, die Täter in skandalöser Weise begünstigen konnte.

Der Untersuchungsrichter und Kriegsgerichtsrat Jorns ließ den verdächtigen Oberleutnant Vogel ohne Rücksicht darauf frei herumlaufen, daß Verdunkelungsgefahr bestand. Er ignorierte die Aussagen eines Hotelgastes aus dem Eden-Hotel, der bestritt, daß beim Abtransport Rosa Luxemburgs eine große Menschenmenge vor dem Hotel versammelt gewesen sei. Hätte Jorns diese Aussage zur Kenntnis ge-

Weiter auf der übernächsten Seite

Spartakus marschiert. Im Jahre 73 vor Christi Geburt erhoben sich im römischen Imperium die Sklaven und marschierten unter der Führung von Spartakus nach Rom. Sie wollten ihre Ketten abwerfen. Liebknechts rote Kolonnen übernahmen von diesem Sklavenaufstand den Namen. Auch sie träumten von Freiheit. In der Zeit von 1918 bis 1923 trieben rote Agitatoren ihre Anhänger fünfmal auf die Straßen, um eine deutsche Sowjet-Republik zu erkämpfen. Fünfmal wurden sie blutig niedergeschlagen. Die Republik war scheinbar gerettet



direkt aus Hamburg oder
in den Tchibo-Filialen

500 g netto DM 8.10
einschl. Weihnachtsdose

Tchibo

«Festtags-Mocca»

aus Deutschlands größter Kaffeerösterei

WEIHNACHTS-BON

Ich erhalte nach Einsendung dieses Weihnachts-Bons

500 g netto
DM 8.10
einschließlich Weihnachtsdose

[ ] x 1 Pfd. **Tchibo »Festtags-Mocca«**
in der kobaltblauen Weihnachtsdose

Das Weihnachtspaket erwarte ich sofort/zum .... 1961.

Portoanteil je Pfd. bei Paketen zu: 1 Pfd. –,60 · 2 Pfd. –,40 · 3 Pfd. –,30 4 Pfd. –,20 · 5 Pfd. –,15 · ab 6 Pfd. portofrei · Versand gegen Nachnahme.

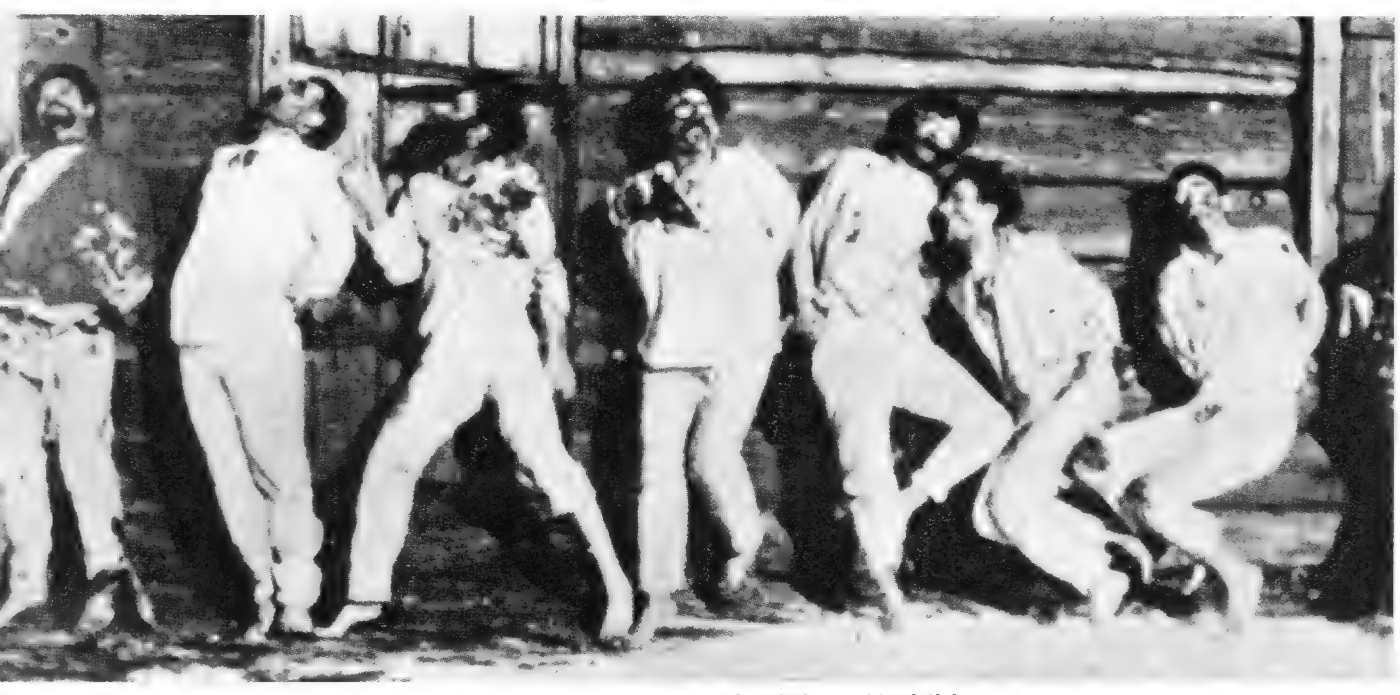
....
Name

....
Postleitzahl / Ort / Straße / Hausnummer

Bitte auf Postkarte kleben oder im Umschlag einsenden an: Tchibo, Hamburg 36,

S 1

Ulbricht läßt die anderen schießen



Durch das furchtbare Vorbild der sowjetrussischen Revolution, bei der Hunderttausende niedergemetzelt wurden, sind die Kommunisten bei der Mehrzahl der Deutschen zum Bürgerschreck geworden. Den Gegnern der KPD war es ein leichtes, vor der „Roten Pest" und ihren Greueln zu warnen

nommen, wären die Angaben der Offiziere sofort unglaubwürdig geworden, denn die Offiziere behaupteten ja, Rosa Luxemburg sei ihnen vor dem Hotel von einer wütenden Menschenmenge entrissen worden.

Diese Menschenmenge war eine reine Erfindung der Mörder.

Der Rechtsanwalt und Volksbeauftragte Hugo Haase schrieb am 24. Januar an Jorns einen Brief des Inhalts, daß eine Wache unter dem Kommando des Hauptmanns Weller beobachtet habe, wie Rosa Luxemburgs Leiche von der Begleitmannschaft in den Landwehrkanal geworfen wurde.

Haase forderte die sofortige Vernehmung des Hauptmanns unter Eid. Jorns wartete damit eine Woche, und als er den Hauptmann schließlich vernahm, ließ er ihn nicht vereidigen.

Inzwischen war der Hauptmann von interessierten Kreisen bearbeitet worden und leugnete, überhaupt irgend etwas gesehen zu haben.

Die Transportmannschaft Rosa Luxemburgs hatte nach ihrer Rückkehr ins Hotel erzählt: „An der Brücke haben wir sie rüberbefördert."

Aber der Untersuchungsrichter Jorns nahm das nicht zur Kenntnis, oder er nahm es jeweils erst zu spät zur Kenntnis.

Als es schließlich nicht mehr zu umgehen war, vernahm er die beiden Untergebenen des Hauptmanns Weller. Die Soldaten Jansen und Röpke sagten übereinstimmend aus, Rosa Luxemburg sei von ihrer Begleitmannschaft ins Wasser geworfen worden.

Jetzt mußte Jorns den Hauptmann Weller noch einmal vernehmen. Der Hauptmann gab auch zu, bei der ersten Vernehmung gelogen zu haben und bestätigte die Aussagen seiner Untergebenen.

Nach dieser Aussage bleibt dem Untersuchungsrichter nichts anderes übrig, als den Transportführer Oberleutnant Vogel holen zu lassen.

Vogel legte ein halbes Geständnis



Terror-Chef Dscherschinski übernahm als Bolschewist die zaristischen Methoden, politische Gegner zu Tode zu quälen



Chefbeauftragter für Deutschland Radek war in Lenins Auftrag Drahtzieher der kommunistischen Aufstände in Berlin

ab. Zwei seiner Leute hätten Rosa Luxemburg in den Landwehrkanal geworfen, er wisse nicht, ob sie noch am Leben gewesen sei. Nach der Tat habe er mit seinen Soldaten eine übereinstimmende falsche Aussage vereinbart.

Damit mußte selbst der Untersuchungsrichter Jorns zur Kenntnis nehmen: Vogel ist dringend der Teilnahme an einem gemeinschaftlichen Mord verdächtig – aber Vogel wurde noch immer nicht festgenommen.

Seine Festnahme erfolgte erst am 20. Februar, als der Reichsjustizminister Landsberg den Untersuchungsrichter zu sich bestellte und seine Erregung darüber zu erkennen gab, daß Jorns die des Mordes an Liebknecht und Luxemburg Verdächtigen noch nicht festgenommen habe.

Aber auch noch in der Haft erhielt Vogel eine Reihe seltsamer Vergünstigungen. Er durfte Besucher empfangen und wurde kaum überwacht.

Seltsam war auch Jorns Verhältnis zu dem Jäger Runge. Der Untersuchungsrichter erfuhr am 2. Februar, daß Runge am Eden-Hotel gestanden und Liebknecht und Luxemburg mit dem Kolben niedergeschlagen habe.

Jorns erließ einen Haftbefehl und schickte diesen an die Garde-Kavallerie-Schützen-Division. Daraufhin wurde Runge natürlich nicht verhaftet, sondern erhielt Geld und Papiere und verschwand.

Im April wurde Runge bei einem Freikorps ermittelt, festgenommen und dem Untersuchungsrichter Jorns vorgeführt. Der Untersuchungsrichter unterhielt sich mit Runge zunächst einmal ganz privat, und Runge erklärte ihm, er werde auch künftig jeden Spartakisten erschlagen, den er treffe.

Diese Haltung imponierte dem Untersuchungsrichter mächtig, und er bedauerte es sehr, daß er den braven Jäger nicht laufen lassen konnte.

Am 8. Mai begann endlich die Kriegsgerichts-Verhandlung, die sich über eine Woche hinzog. Die Angeklagten leugneten. Deutsche Offiziere seien keine Mörder; Liebknecht sei auf der Flucht erschossen worden und die Rosa Luxemburg sei das Opfer einer wütenden Menge geworden, die sie gelyncht habe.

Zwei Tage vor dem Urteilsspruch, am 13. Mai, hatte sich der in Untersuchungshaft einsitzende Angeklagte Vogel beim holländischen Generalbevollmächtigten in Berlin einen auf den Namen Kurt Velsen lautenden Paß geholt. Der seltsame Vorgang blieb nicht unbekannt. Die Reichsregierung und die Garde-Kavallerie-Schützen-Division wurden davon verständigt, daß ein inhaftierter Angeklagter zwei Tage vor seinem Prozeß frei herumlaufen, sich einen Paß ausstellen lassen und ihn persönlich abholen konnte.

Am 14. Mai wies Reichswehrminister Noske darauf hin, daß die Gefahr einer Flucht der Angeklagten im Liebknecht-Luxemburg-Prozeß bestünde.

Runge erhielt wegen versuchten Totschlages zwei Jahre Gefängnis. Oberleutnant Vogel wurde wegen Begünstigung zu zwei Jahren und vier Monaten Gefängnis verurteilt.

Davon saß er genau zwei Tage ab. Dann durfte er aus dem Gefängnis entfliehen und nach Holland entkommen.

Nachdem Vogel entkommen und die anderen Angeklagten freigesprochen waren, mußte der Jäger Runge die Tat allein büßen.

Da sitzt er nun in seiner Zelle und beginnt zu grübeln. Man hat ihm Hilfe versprochen, jetzt läßt man ihn brummen. Die anderen sind frei.

Der dumpfe, auf Gehorsam gedrillte Soldat wird unruhig. Er fühlt sich im Stich gelassen und verraten.

Am 12. Juni beginnt er aufzumucken und schreibt:

„Ich habe doch aber Befehl dazu gehabt, die niederzuschlagen und den Redakteur der ‚Roten Fahne' zu erschießen im Edenhotel, was aber nicht mehr zur Ausführung kam. Ich will in der Öffentlichkeit nicht mehr als Mörder gelten, ich werde den ganzen Sachverhalt klarlegen, wie er sich abgespielt hat. Allerhand Versprechungen sind mir ja vorher gemacht worden, jetzt bin ich lächelnd abgeurteilt worden, jetzt kümmert sich kein Herr Verteidiger um mich."

Dieses Geständnis des Jägers Runge ist sehr aufschlußreich. Er hatte also nicht nur den Befehl erhalten, Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht niederzuschlagen, er sollte auch einen Redakteur von der „Roten Fahne" erschießen.

Dieser Redakteur war Wilhelm Pieck. Er war verhaftet und ins Eden-Hotel gebracht worden. Hier erklärten ihm die Soldaten, daß die Luxemburg bereits „schwimme" und Liebknecht schon ein Loch im Schädel habe.

Pieck wurde vernommen und sollte die Verstecke anderer Spartakisten angeben. Was Pieck aussagte, ist nicht bekannt. Es ist auch nicht bekannt, ob Pieck den Aufenthaltsort von Leo Jogiches wirklich verriet, und wenn ja, ob das bereits bei diesem ersten Verhör geschehen ist.

Sicher ist, daß Runge nach dem Verhör den Befehl bekam, Pieck zu erschießen.

Er trat in das Zimmer im ersten

Weiter auf der übernächsten Seite

Nichts wäscht besser als Seife!

Nichts reinigt so gründlich und dabei so pfleglich wie Seife — das fühlt man, wenn man seine Hände wäscht, sein Gesicht oder seinen Körper.

Auch für die Wäsche gilt das gleiche, für die große und die kleine, für die weiße und die bunte und ganz besonders auch für Wäsche aus Nylon, Perlon usw. Seit 4 Jahren verwenden deshalb alle, die es kennen, so gern DALLI WÄSCHEBAD, das Waschmittel aus Seife.

Vor kurzem ist auch ein Spezialwaschmittel aus Seife für die moderne Waschmaschine auf den Markt gebracht worden, DALLI SPEZIAL. Unsere Fachleute halten es für geradezu vorbildlich gut, die Waschmaschinenhersteller empfehlen es, und jede Hausfrau, die etwas vom Waschen versteht, ist - ohne Übertreibung gesagt - begeistert! Darum wird ja auch DALLI SPEZIAL, das Waschmittel aus Seife, von Tag zu Tag mehr verlangt.

Der Schaum von DALLI SPEZIAL ist dichter, reiner Seifenschaum - für die moderne Waschmaschine genau richtig bemessen. Das Waschergebnis ist verblüffend: blütenweiße, wohlig weiche - also auf das sorgsamste gepflegte Wäsche!



Für die Güte dieser beiden Waschmittel bürgen die DALLI WERKE in Stolberg im Rheinland und ihre Erfahrung mit Seife „Seit über 100 Jahren"



Ulbricht läßt die anderen schießen

Stock des Eden-Hotels, in dem Pieck gefangengehalten wurde, und legte sein Gewehr auf ihn an.

In diesem Augenblick rettete Pieck durch Geistesgegenwart sein Leben.

Er hob abwehrend beide Hände und rief, er habe noch etwas auszusagen.

Runge ließ das Gewehr sinken und führte Pieck zum zweiten Verhör zu Hauptmann Pabst.

Sehr gut möglich, daß Pieck mit seiner Widerstandskraft jetzt am Ende war und daß er in seiner Todesangst Jogiches verriet.

Jogiches wurde festgenommen und bald darauf „auf der Flucht erschossen".

Die „Flucht" sah so aus: Jogiches saß in Plötzensee in Untersuchungshaft. Ein Posten sollte ihn zum Verhör bringen. Auf der Wendeltreppe schoß er auf den vor ihm gehenden Jogiches und traf ihn zuerst in den Hacken. Dann gab er ihm den Rest.

Pieck überlebte die Haft im Eden-Hotel. Seinen eigenen Angaben nach gelang es ihm zu fliehen. Seine Feinde behaupten, die Offiziere hätten ihn freigelassen, weil er ihnen das Versteck von Jogiches verraten habe. Eine später von der KPD geführte Untersuchung fiel zu Piecks Gunsten aus. Fortan spielte Pieck in der KPD keine Führerrolle mehr, wurde aber zur Traditionsfigur des deutschen Kommunismus, zu dem „großen alten Mann", der von Anfang an zur Spartakus-Führung gehört hatte und noch mit Bebel, Liebknecht und Luxemburg persönlich bekannt gewesen war.

Die Frage, von wem die Mordbefehle ausgingen, blieb nach wie vor ungeklärt.

Zweifellos hatte der Jäger Runge auf Befehl gehandelt. Zweifellos hatten auch die Offiziere und Soldaten der Kommandos, die Liebknecht und Rosa Luxemburg aus dem Eden-Hotel wegbringen sollten, den Befehl, die beiden umzubringen.

Hauptmann Pabst, der im Eden-Hotel das Kommando führte, stellte die Sache 1960, vierzig Jahre später, so dar:

„Ich nahm damals an einer KP-Versammlung teil, auf der Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht sprachen. Ich gewann den Eindruck, die beiden seien die geistigen Führer der Revolution, und ich beschloß, sie umbringen zu lassen. Auf meinen Befehl hin wurden die beiden aufgegriffen. Rosa Luxemburg hat sich im Eden-Hotel recht tapfer benommen. Sie saß auf einem Stuhl und las Faust II. Teil. Als sie aus der Tür des Eden-Hotels herausgeführt wurde, schlug ihr ein Soldat über den Kopf, daß sie fast bewußtlos war . . ."

Pabst, heute Major a. D., bezeichnet sich also selbst als den Urheber des Doppelmordes. Ob dies stimmt oder ob Pabst noch heute andere Leute dekken will, muß dahingestellt bleiben.

■

Als man Luxemburg und Liebknecht in Berlin umbrachte und Pieck gerade

noch davonkam, stand Ulbricht in der Leipziger Jakobstraße und verkaufte Gemüse.

Die Geschäfte gingen nicht sehr gut in diesem trostlosen Frühjahr. Arbeitslosigkeit, Hunger und Elend nach fünf schrecklichen Kriegsjahren verbitterten auch die Leipziger. Dazu kam, daß Ulbricht seinen Spinat nicht in den feinsten und reichsten Vierteln der Stadt feilbot, sondern in der Jakobstraße, ganz in der Nähe vom Naundörfchen, wo er geboren war. Handwerker und kleine Kaufleute, brave, biedere Bürgersleute wohnten hier neben Prostituierten und ihren Zuhältern.

Und gerade an dieser lichtscheuen Gesellschaft schien Ulbricht ein starkes Interesse zu haben. In zwielichtigen Kaschemmen und anrüchigen Häusern wurde er häufig angetroffen.

Der damalige Leipziger Gewerkschaftssekretär Schilling weiß zu berichten:

„In den Jahren 1919 bis 1920 war Ulbricht Stammgast in einem übel beleumundeten Café in der Berliner Straße."

Der ehemalige Polizeipräsident Fleißner erinnert sich noch ganz genau:

„Der Ulbricht war der Sittenpolizei sehr wohl bekannt. Eine Akte über ihn wurde gleich nach dem Krieg angelegt, und die schwoll in dieser Zeit dick an."

Dieser Hang zur Halbwelt wurde später von Ulbrichts politischen Gegnern weidlich ausgenutzt und mit skandalösen Geschichten ausgeschmückt. Dabei paßt dieser Umgang mit leichtlebigen Geschöpfen überhaupt nicht zum Charakterbild Ulbrichts. Vieles Böse und Üble kann man ihm zu Recht nachsagen, aber Ausschweifungen, gleich welcher Art, ganz bestimmt nicht. Er raucht nicht, er trinkt nicht, er spielt nicht, und über seine Qualitäten als Kavalier hat Hildegard Plievier, die Frau des Schriftstellers Theodor Plievier, geringschätzig geurteilt: „Ein kalter Fisch, dieser Ulbricht." Frau Plievier kennt ihn genau, denn sie haben in Moskau jahrelang im selben Hotel gewohnt.

Was also trieb Walter Ulbricht in die mit roten Laternen trübe beleuchteten Gäßchen Alt-Leipzigs? Und wieso und warum fiel er sogar der Sittenpolizei auf? Trieb er es gar so toll?

Seltsamerweise werden auch heute noch im Stadtarchiv Leipzigs die Akten aufbewahrt, die vor zweiundvierzig Jahren von der Sittenpolizei über den suspekten Walter Ulbricht angelegt worden sind. Vielleicht hat man höheren Orts diese Akten vergessen.

Angestellte des Stadtarchivs jedoch haben sie gefunden, gelesen und die darin aufgezeichneten Untaten ihres roten Diktators schadenfroh aus den muffigen Amtsstuben ins Freie getragen. Von Mund zu Mund flog die Kunde: Ulbricht war ein Zuhälter ... die „Sitte" hat ihn gesucht ...

Damit schienen also die Gerüchte über die nicht ganz astreine Vergangenheit Ulbrichts eine amtliche Bestätigung gefunden zu haben.

Weiter auf der nächsten Seite

Ulbricht läßt die anderen schießen

In Wahrheit wird mit diesen zweifellos existierenden Akten ganz etwas anderes bestätigt: die Arglosigkeit der damaligen Sittenpolizei. Sie glaubten in Ulbricht einen simplen Zuhälter vor sich zu haben und ahnten nicht, daß er mit Hilfe dieser Venusdienerinnen einen gut funktionierenden Spionagedienst aufgezogen hatte. Nicht die Freude an erotischen Abenteuern hat Walter Ulbricht in die Vergnügungsviertel Leipzigs getrieben, sondern die Lust an der Konspiration.

Nein, ein Walter Ulbricht ist kein Wüstling. Er ist ein Turner, ein Wanderer, ein Frühaufsteher, vielleicht sogar ein Sänger, ein Verächter des Alkohols, des Nikotins, jedes Genußmittels, jeder menschlichen Schwäche, jedes Gefühls, aber seine politische Karriere hat er in den Bordellen begonnen.

Mit diesem Spionagedienst Ulbrichts hat es nämlich folgende Bewandtnis:

Im roten Leipzig war die XIX. Reichswehrbrigade des Generalleutnants Maerker stationiert, die sich auf die unvermeidliche Auseinandersetzung mit den immer stärker werdenden Spartakisten vorbereitete. Die „Maerker-Jäger" waren Freiwillige, zum großen Teil Studenten, die „das Vaterland vor der roten Pest beschützen" wollten.

Anfang Januar 1920 organisierten sich die Roten auch in Leipzig und gründeten eine „Bezirksleitung der KPD (Spartakusbund)" unter der Führung von Alwin Hentschel, Georg Schuhmann, Wille Langrock und William Zipperer. Bei der Gründungsversammlung durfte Walter Ulbricht zuhören, vorläufig dachte noch niemand daran, ihm in der Leitung einen Posten zu geben. Dazu bestand auch noch nicht der geringste Anlaß, denn der junge Mann hatte für die Partei noch nie den Kopf hingehalten.

Sein Ansehen schnellte jedoch rapid in die Höhe, als er sich plötzlich als der bestinformierte Mann der Bezirksleitung erwies. Die Streitkräfte des Generals Maerker waren für ihn ein offenes Buch. Und die einzelnen Seiten zu diesem Buch lieferten ihm jene der Liebe und der Politik dienenden Mädchen, die einerseits den Kriegern die Wartezeit verkürzten und andererseits in Walter Ulbrichts Diensten standen. Ihr Auftrag lautete, Offiziere und Polizisten auszuhorchen und die geplanten Maßnahmen gegen die KPD in Erfahrung zu bringen. Fanatische Jungkommunistinnen boten freiwillig ihre Dienste an.

Aber der größte Teil dieser „V-Mädchen" bestand eben doch aus Prostituierten, wodurch die Sittenpolizei zu der irrigen Schlußfolgerung kam, Ulbricht sei ein Zuhälter.

Die Frage, wie der spröde Turner den unumgänglichen Kontakt zu den Mädchen hergestellt hat, wird wohl nie erschöpfend zu beantworten sein. Vielleicht hat ihm sogar seine Ehefrau Martha dabei geholfen, mit der er erst ein paar Monate verheiratet war.

Der bereits zitierte Gewerkschaftler Schilling berichtet darüber:

„Walter gab seinen Gemüsekarren bald auf und heiratete ein Mädchen namens Martha. (Ihren Mädchennamen habe ich vergessen.) Sie war Wirtin und hat im Seeburgviertel ein Lokal betrieben, die ‚Blaue Adria'. Ein ziemlich berüchtigtes Lokal. Da verkehrten ambulante Händler und die Lastenträger von der Markthalle, die nicht weit davon entfernt war. Mädchen kamen auch in die ‚Blaue Adria', ganz billige, na eben solche aus dem Seeburgviertel ... Wenn ich mich recht erinnere, hatte Martha auch ein paar Kämmerchen zu vermieten ..."

In der „Blauen Adria" wird es demnach Walter Ulbricht nicht allzu schwer gefallen sein, Kontakte herzustellen, Instruktionen zu erteilen und Nachrichten einzukassieren.

■

Dazu kam dann noch eine andere Tätigkeit, bei der sich Ulbricht abermals auszeichnen konnte. Die KPD brauchte Waffen, und die gab es in großen Mengen bei den Soldaten.

In guter Ordnung waren die Truppen nach dem Waffenstillstand von den Fronten in ihre Heimatgarnisonen zurückgekehrt und hatten ihr Kriegsmaterial zum großen Teil mitgebracht. Diese Truppenteile warteten in den Garnisonen monatelang auf ihre Auflösung, sofern sie sich nicht freiwillig zu den Freikorps meldeten. In jedem Fall aber hatten die Soldaten Zeit genug, um mit den Waffen einen blühenden Schwarzhandel zu betreiben.

Das Bezirkskommando West der Reichswehrbrigade XVI beklagte sich darüber bei der Polizei in Halle:

„Waffenschmuggel ist in Halle an der Tagesordnung, da die Polizei des USPD-Mannes Reiwandt nichts dagegen tut. Im Bezirk West sind in die Hände der Bevölkerung gefallen: 15 178 Gewehre, 142 schwere Maschinengewehre, 139 leichte Maschinengewehre, 122 Handgranaten, 412 980 Patronen. Nach Auszahlung einer Prämie wurden 7132 Gewehre und 114 Maschinengewehre zurückgeliefert."

In Leipzig sah es nicht anders aus, auch hier war der Waffenschmuggel an der Tagesordnung.

Ulbrichts Verdienst. Er organisierte „Aufkäufer", die in die Kasernen gingen und die Soldaten bestachen, er organisierte aber auch einen größeren Raubzug in der Waffenfabrik in Suhl.

Anfang März 1920 stellten die „Leipziger Neuesten Nachrichten" lakonisch fest:

„Die KPD ist in Leipzig militärisch straff in Bezirke gegliedert und zum Bürgerkrieg gut ausgerüstet."

Der ließ dann auch nicht mehr lange auf sich warten, allerdings wurde er diesmal nicht von Roten ausgelöst, sondern von „Rechtsextremisten".

■

In Berlin bediente sich ein altpreußischer Bürokrat namens *Kapp* eines Freikorps, das seine Auflösung befürchtete und zu jedem Abenteuer bereit war. Es gelang Kapp, die Hauptstadt zu besetzen, die sozialdemokratische Regierung zur eiligen Flucht nach Süddeutschland zu nötigen und sich vier Tage lang als Kanzler zu gebärden. Das Heer, dem der Schutz der jungen Weimarer Demokratie unter General von Seeckt anvertraut war, sah diesem Treiben Gewehr bei Fuß zu.

Die Generale hatten die Demokratie noch nicht begriffen, sie schmollten über ihren verlorenen Krieg, den ihnen angeblich die Heimat verpatzt hatte, sie wußten alles besser, ohne genau zu wissen, was sie wußten, und überhaupt war in ihren Augen die ganze Regierung ein Saustall, mit dem gründlich aufgeräumt werden mußte.

General Ludendorff, der nach Kriegsende nach Schweden geflüchtet war, fand dafür in einem Brief an seine Frau folgende Worte:

„Die größte Dummheit der Revolutionäre war es, daß sie uns alle leben ließen. Na, komme ich einmal wieder zur Macht, dann gibt's kein Pardon. Mit ruhigem Gewissen würde ich Ebert, Scheidemann und Genossen aufknüpfen lassen und baumeln sehen."

Möglich, daß General von Seeckt die gleichen Ansichten hatte. Jedenfalls

rührte er keinen Finger für die Regierung und war nur neugierig, wie weit der „verrückte Kapp“ mit seinem wilden Freikorps wohl käme.

Er kam nicht weit, ein Generalstreik setzte Kapp innerhalb weniger Tage buchstäblich schachmatt. Er konnte sich einfach nicht mehr rühren.

In noch nie dagewesener Einmütigkeit legten die Arbeiter aller roten Schattierungen – die Sozialdemokraten, die Kommunisten – die Arbeit nieder. In keiner Fabrik wurde gearbeitet, es fuhr keine Eisenbahn, keine Straßenbahn, kein Omnibus – nichts. Die Gas- und Wasserwerke drehten die Hähne zu, die Bäcker machten kein Brot. Es blieb Kapp wirklich nichts anderes übrig; er mußte das Feld räumen und nach Holland fliehen. Reichspräsident Ebert und seine Regierung zogen wieder in Berlin ein.

Damit wäre die Ordnung im Lande wiederhergestellt gewesen, aber jetzt wollten die Kommunisten in der Provinz auch mal zeigen, was sie können. Der unglückselige Kapp hat ihnen mit seinem Putsch den Startschuß gegeben.

In Leipzig holten die roten Kolonnen Ulbrichts Karabiner aus den Verstecken und gingen hinter den schnell errichteten Barrikaden in Stellung.

Generalleutnant Maerker blies zum Gegenangriff. Am 14. März 1920, es war ein Sonntag, setzten schwere Kämpfe ein, es wurde geschossen und gestorben auf beiden Seiten. Am Dienstag mußten die Aufständischen bereits dreißig Tote in einem riesigen Demonstrationszug zu Grabe tragen. Dabei wurde wieder geschossen. Fünf Tote.

Die konservativen „Leipziger Neuesten Nachrichten“ meldeten:

„In den vom aufrührerischen Mob besetzten Stadtteilen macht sich der kommunistische Terror bereits bemerkbar. Brandlegungen und auch die Ermordung eines unbeteiligten Passanten werden gemeldet.“

Die Rolle Ulbrichts während dieser Kämpfe ist unklar. Seine Biographen versuchen ihn jetzt als tollkühnen Barrikadenkämpfer hinzustellen – was er ganz bestimmt nicht war. Möglich ist, daß ihm die Führung eines Kampfabschnittes anvertraut worden ist. Keiner der befragten Teilnehmer an diesem Aufstand hat ihn jedoch bei einer Kampfhandlung gesehen.

In einem Bericht des KPD-Mannes Bruno Heise, der heute von der SED im sogenannten „Museum der Arbeiterbewegung“ in Leipzig aufbewahrt wird, demnach also amtlich ist, wird jedoch geschildert, wie Ulbricht mit allen Mitteln die Schlichtungsversuche des SPD-Ministers Schwarz hintertreiben wollte. Sogar seinen Genossen war der Eifer, mit dem Ulbricht die andern weiterschießen lassen wollte, zu viel; sie delegierten den gemäßigteren William Zipperer in den Verhandlungsausschuß.

Walter Ulbricht konnte diesen blutigen, sonst aber wirkungslosen Leipziger Aufstand zu einem persönlichen Erfolg ummünzen.

Von nun an begann er bei den sächsischen Genossen eine Rolle zu spielen. Der Funktionär bekam einen, vorläufig zwar noch kleinen und unbedeutenden Apparat in die Finger, doch damit konnte er umgehen, wie kein zweiter.

Schon kurze Zeit später kam die Belohnung: Er durfte zum erstenmal nach Moskau fahren.

Im nächsten *stern*

Ulbrichts Schwindel mit Lenin

Die Ehe ist kein Kinder

Es spricht sich schnell herum bei den Freunden, daß Amigo Hackroth endlich die Frau gefunden hat, mit der er ein neues Leben beginnen will. Sie heißt Belinda und arbeitet in einem kleinen Café. Amigo ist fest entschlossen, sie auch gegen den Willen seiner Eltern zu heiraten, und er ist fest entschlossen, zu arbeiten und selber Geld zu verdienen. Die Liebe zu Belinda hat ihn so verändert, daß die Freunde es kaum erwarten können, das Mädchen kennenzulernen. Noch ahnt niemand, daß alles anders kommen wird, unbegreiflich und furchtbar für alle: Amigo verunglückt mit seinem schnellen Wagen auf dem Wege nach Hannover.

Der nächste Tag war ein Sonnabend. Beate und der Milchmann hatten sehr viel im Geschäft zu tun. Gegen Mittag wurde, wie immer, die Abendzeitung gebracht. Niemand hatte Zeit, sie zu lesen.

Nach Ladenschluß deckte Beate den Tisch, die Zeitung legte sie auf den Fernsehapparat. Während des Essens sprachen sie von Sabine und dem Baby und von Amigos teurem Patengeschenk.

„Amigo ist immer ein lieber Mensch gewesen", sagte Beate. „Es ist vielleicht ganz gut, wenn er heiratet. Hoffentlich macht ihm die Mutter von Belinda keinen Strich durch die Rechnung."

„Wenn die hört, wie reich Amigos Eltern sind, sagt sie ganz schnell ‚ja'. Das sind doch Millionäre. Soll sie da ‚nein' sagen?"

Beate nahm sich noch einmal Gurkensalat und schob ihrem Mann die Schüssel hinüber. „Ich habe das Gefühl, daß er jetzt endlich anfangen wird zu arbeiten."

„Das habe ich auch. Und ich habe auch den Eindruck, daß er das Mädchen ehrlich liebt. Ich bin sehr neugierig auf sie. Wir wollen die beiden mal einladen."

Nach dem Essen stellte Beate die Teller zusammen und ging in die Küche, um Kaffee zu kochen. Der Milchmann griff zur Zeitung.

Auf der ersten Seite unten war das Foto eines völlig zertrümmerten Wagens. Sein Blick ging flüchtig darüber hinweg. Kann mir nicht passieren, dachte er nur, mir geben sie erst gar nicht den Führerschein.

Er las zunächst den Bericht über den sensationellen Leichenfund im Grunewald, Jagen einundachtzig.

Und dann erst die Unterschrift des Fotos.

Er wurde ganz weiß im Gesicht. „Das darf nicht wahr sein", sagte er tonlos.

Noch einmal las er Wort für Wort. Weißes Kabrio stimmte. Frank H. stimmte auch, Amigo hieß Frank. Auf dem Wege nach Hannover stimmte auch. Tina hatte es ihnen gestern abend am Telefon erzählt.

Karl-Heinz klammerte sich an eine winzige Chance. Warum sollte es in Berlin keinen zweiten Frank H. geben, und warum sollte der nicht auf dem Wege nach Hannover tödlich verunglückt sein?

Er mußte Gewißheit haben. Aber bevor er bei Hackroths anrief, zögerte er ein paar Sekunden. Plötzlich hatte er Angst.

Das Telefon bei Hackroths war besetzt.

Beate kam wieder ins Zimmer, stellte die Kaffeetassen auf den Tisch und ging wieder hinaus. Vom Flur aus

Marion von Möllendorff

spiel

rief sie: „Wen willst du denn anrufen?"

Sie erhielt keine Antwort.

Beim dritten Versuch bekam er den Anschluß. Das Mädchen meldete sich.

Karl-Heinz mußte sich erst räuspern, bevor er sagen konnte: „Hier ist Karl-Heinz Lorenz, ein Freund von Amigo. Ich habe eben die Zeitung gelesen ..."

Und dann wurde es ihm zur schrecklichen Gewißheit.

Nach dem kurzen Gespräch mit dem weinenden Hausmädchen saß der Milchmann ganz still. Er hatte auf einmal das furchtbare Gefühl, daß seine Jugend und alle Heiterkeit des Lebens mit dem Freund gestorben seien. Aller Übermut schien unwiederbringlich dahin. Würden sie noch einmal alle zusammen sein können, ohne von Amigo zu sprechen oder an ihn zu denken?

Beate brachte den Kaffee. „Was ist denn los?" fragte sie. „Wie siehst du denn aus?"

„Scheiße", er hielt ihr die Zeitung hin. „Ob ich es dir nun schnell oder langsam beibringe, erfahren mußt du es doch. Amigo ist in seinem Wagen verunglückt."

„Tot?" Es klang wie ein Aufschrei.

Der Milchmann nickte.

Eine Stunde später kam Swen. Er brauchte nicht zu fragen, ob sie es schon wußten. Es war zu merken. Beate war völlig verweint, und der →

Die Ehe ist kein Kinderspiel

Milchmann war dabei, sich vor Kummer zu betrinken.

„Soll er tot sein", lallte er, „da kann ich nichts dran ändern. Aber kein Mensch kann von mir verlangen, daß ich das bei vollem Bewußtsein mitmache." Er holte ein zweites Glas.

Swen setzte sich und goß sich Gin ein. „Ich weiß es von Frau Pfennigsberg. Sie hat es in der Zeitung gelesen und sitzt nun auch zu Hause und weint. Es ist zum Kotzen." Er trank einen Schluck. „Ich bin vorhin sofort ins Krankenhaus gegangen und habe mit der Oberschwester geredet. Es ist besser, wenn Sabine es vorläufig nicht erfährt. Sie bekommt keine Zeitung in die Hand, und sie haben ihr unter einem Vorwand das Telefon weggeholt. Radio hat sie nicht, und auf Besucher wird aufgepaßt. Sie hat sich schon über ihren Vater genug aufregen müssen."

Beate und Karl-Heinz fanden Swens Umsicht sehr vernünftig.

Die Todesanzeige in der Zeitung verschlug den Freunden fast den Atem. Sie war sehr groß, hatte einen dicken schwarzen Rand, und der Text lautete:

Am Freitag wurde unser geliebter Sohn, der Industriekaufmann Frank J. Hackroth, durch einen Unfall aus dem Leben gerissen. Die Beerdigung findet am Mittwoch, vierzehn Uhr, auf dem Zehlendorfer Waldfriedhof statt.

„Industriekaufmann", sagte der Milchmann, „das ist er nie gewesen. Warum muß sein Alter jetzt noch mit ihm angeben?"

Die Freunde fanden sich abends – als seien sie verabredet gewesen – alle bei Karl-Heinz ein. Sie waren bedrückt, und Beate sprach es zuerst aus: „Es ist ganz klar, daß wir vollzählig zur Beerdigung gehen. Und wir müssen jetzt die benachrichtigen, die nicht mehr hier in Berlin leben, wenigstens Billy und Hannelore."

Es wurde ein Telegramm aufgesetzt, so schonend wie möglich, und Beate gab es gleich telefonisch durch, einmal an Sabines Bruder Billy in München, und einmal an Hannelore in Freiburg.

Danach sprachen sie von Belinda und davon, daß man sich um sie kümmern müßte. Aber nach einigem Hin- und Herreden stellte sich heraus, daß niemand wußte, wie sie mit Familiennamen hieß und wo sie wohnte.

„Es ist nicht zu fassen", sagte Tina, „daß keiner von uns nach dem Familiennamen gefragt hat."

„Warum?" wandte Michael ein. „Ich finde das ganz natürlich. Glaubst du, deine Mutter weiß, wie Hannelore heißt oder Klaus oder Billys Freund Wulle? Von uns hört sie doch wirklich immer nur die Vornamen."

Sie schwiegen.

Es kannte auch niemand das kleine Café, in dem Belinda arbeitete.

•

Wie in seinem Leben, spielte auch bei Amigos Beerdigung das Geld keine Rolle. Der teuerste Sarg stand in der Kapelle und war über und über mit rosa Rosen geschmückt. Auf beiden Seiten des Sarges lagen die kostbaren Kränze, die von Bekannten und Geschäftsfreunden der Eltern geschickt worden waren.

In der ersten Reihe saß, mit gesenktem Kopf, der Vater, neben ihm, tief verschleiert, seine Frau, die Mutter des Toten; in respektvollem Abstand die beiden Hausangestellten und der Gärtner mit seiner Frau; in den hinteren Reihen saßen die Freunde: saßen Frau Pfennigsberg, Patricia Brühl, Vera Grunemann und Frau Schlott, die ihre Erholungsreise um zwei Tage verschoben hatte.

Der Pfarrer hielt eine Ansprache. Er war offenbar falsch informiert worden, denn er redete von einem strebsamen, fleißigen jungen Mann, der von Gott mitten aus einer erfolgreichen Laufbahn gerufen worden war.

Die Stimmung war nicht traurig, sondern einfach deprimierend.

Der Milchmann sagte leise und wü-



„Mutti, was soll ich tun . . . , er hat Hunger!"

tend zu Swen: „So eine Beerdigung hat Amigo nicht verdient."

„Warte ab, wir sind ja auch noch da", erwiderte Swen ebenso leise.

Hannelore, die neben Tina saß, fragte kaum hörbar: „Wo sitzt denn Belinda?"

Und Tina sagte: „Ich weiß es auch nicht. Sie scheint nicht gekommen zu sein."

Als der Sarg von den Trägern herausgebracht werden sollte, ging Swen mit schnellen Schritten nach vorn. Die Freunde folgten ihm. Sie wollten Amigo, den sie seit seiner Kindheit kannten, selber zu seiner letzten Ruhestätte tragen.

Draußen wartete eine Band, fünf junge Leute in dunklen Pullovern: Zwei Banjospieler, ein Trompeter, ein Posaunist und ein Klarinettist. Es war die Band vom Pigalle. Swen hatte sie gebeten zu kommen, denn schließlich war es ein Jazzer, der beerdigt wurde.

Als sie am offenen Grab die New Orleans Function spielten und die traurige Melodie über den Friedhof wehte, begriff Herr Hackroth, was sein Sohn an den Freunden gehabt hatte. Bewegungslos stand er da. Sein Gesicht war von der Anstrengung, die es ihn kostete, nicht zu weinen, ganz verzerrt. Und in seinen Augen war ein Ausdruck von mitleiderregender Verzweiflung, der allen, die ihn ganz anders kannten, naheging.

Dann war alles vorbei. Als Harry Hackroth allein auf das Friedhofstor zuschritt – seine Frau hatte er schon vor der Beileidszeremonie zum Wagen geleitet, weil sie völlig zusammengebrochen war –, lief Tina ihm nach. „Herr Hackroth!"

Er blieb stehen.

Tina konnte vor Tränen kaum sprechen. „Herr Hackroth, wenn sie ihm einen Grabstein machen lassen, wäre es möglich, daß statt Frank ‚Amigo' daraufstehen würde? Es wäre sicher auch sein Wunsch." Sie gab ihm die Hand und lief zu den Freunden zurück, die noch immer zusammenstanden.

Patricia Brühl, die sehr blaß aussah, schlug vor, daß sie alle mit zu ihr kommen sollten. „Beatrice hat einen Tee vorbereitet. Ich glaube, keiner von uns will jetzt allein sein."

Sie gingen alle mit. Nur Vera Grunemann mußte in ihr Büro zurück, und Swen fuhr zu Sabine ins Krankenhaus.

Er erschrak, als er ihr Zimmer betrat, und einen Augenblick blieb er wie angenagelt an der Tür stehen. Sabine weinte herzzerreißend in ihr Kopfkissen hinein und sah gar nicht hoch.

Also hat sie es doch erfahren, dachte Swen und ging schnell an ihr Bett. Besorgt streichelte er ihre Hände und ihr Haar. „Sabine, Liebes, weine nicht", sagte er immer wieder.

Langsam beruhigte sie sich und wischte sich mit dem zerknüllten Taschentuch die Tränen ab: „Ach Swen!"

Er setzte sich auf den Stuhl neben ihr Bett. „Welcher Idiot hat es dir denn gesagt, Sabine? Ich habe wirklich alles getan, um es dir zu verheimlichen. Nun sei lieb, denk an unseren Sohn und rege dich nicht so gräßlich auf. Er hat eine anständige Beerdigung gehabt. Wir waren alle da." Er sah nicht das Entsetzen in ihren Augen, als er fortfuhr: „Stell dir vor, nur seine Eltern waren da und die Hausangestellten. Keine Bekannten, keine Freunde des Hauses. Wenn wir nicht gewesen wären, hätten sie den armen Amigo verscharrt wie einen Hund. Verscharrt und mit Bergen von teuren Kränzen zugedeckt."

Sabines Hand grub sich in Swens Arm. „Amigo beerdigt? Ist er tot?"

„Ja – ich denke, du weißt es", sagte er erschrocken.

„Nein."

Er schlug sich mit der Hand vor den Kopf. „Ich Idiot! Aber warum in aller Welt hast du geweint?"

Sabine brach erneut in Tränen aus, als sie das sagte, was schon sehr viele

→

Die Ehe ist kein Kinderspiel

junge Mütter haben sagen müssen: „Ich habe nicht genug Milch."

Swen gab Sabine sein trockenes Taschentuch. Dann versuchte er sie zu trösten. Aber es gelang ihm nicht. Sie machte sich Sorgen um die Gesundheit ihres Kindes. Und nun kam auch noch die Nachricht von Amigos Tod hinzu, die sie bedrückte und mit der sie fertig werden mußte.

So schonend wie möglich erzählte Swen von Amigo.

„Und was macht die arme Belinda?" fragte Sabine, als er fertig war.

„Sie war nicht da. Vielleicht wollten Hackroths nicht, daß sie kommt. Leider wissen wir alle ihre Adresse nicht, sonst würde ich sie morgen mal besuchen."

Als Swen sich von Sabine verabschiedete, sagte sie: „Es ist ein schrecklicher Gedanke, daß Amigo jetzt allein in der dunklen kalten Erde liegen muß."

Aber das Leben ließ ihnen allen keine Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen. Sabine mußte noch am gleichen Abend Thomas Manns Novelle „Der Tod in Venedig" lesen. Der Ablieferungstermin ihrer schriftlichen Examensarbeit rückte unerbittlich näher.

Und auch Tina blieb gar nichts anderes übrig, als sich abends nach der Beerdigung noch hinzusetzen und die Entwicklung der Nebenniere zu lernen. Ihre Prüfungen waren zwar erst in einem Vierteljahr, aber was waren zwölf Wochen Zeit zum Lernen bei diesem Pensum? Sie konnte sich wirklich um nichts anderes mehr kümmern. Leider war gerade jetzt Frau Schlott, die ihr sehr viel abgenommen hatte, zu einer Freundin an den Chiemsee gefahren, um ein paar Wochen auszuspannen.

Am Nachmittag des nächsten Tages, als sie wieder über ihren Büchern saß, hörte sie plötzlich draußen die Wohnungstür klappen. Erwartungsvoll sah sie hoch. Es war ihre Mutter.

Patricia sagte: „Guten Tag, Tina, laß dich nicht stören, ich will nur die Wohnung ein bißchen in Ordnung bringen."

„Aber Mammi, das mache ich nachher. Ich bin noch nicht dazu gekommen."

„Eben, und darum bin ich hier." Patricia hängte ihren Mantel in die Diele und ging durch die Wohnung. Sie fand alles so vor, wie sie es erwartet hatte: In der Küche schmutziges Geschirr, nicht weggeräumte Kartoffelschalen und Gemüseabfälle; im Bad ein Eimer mit schmutzigen Windeln; im Schlafzimmer ungemachte Betten und verstreute Kleidungsstücke. Isabel stand im Bettchen und lachte ihrer Großmutter vergnügt entgegen.

Mit dem Kind auf dem Arm ging Patricia wieder ins Wohnzimmer zurück. Sie setzte sich neben ihre Tochter auf das Sofa. Da fiel ihr Blick auf eine kleine Trompete, die zwischen den Lehrbüchern lag.

Sie nahm sie in die Hand. „Was ist denn das? Ich würde denken, Isabel ist noch zu klein dazu."

„Ich habe sie vorhin einem Kind abgekauft", sagte Tina gleichgültig. „Es stand ausgerechnet vor meinem Fenster und blies ununterbrochen. Ich konnte dabei nicht arbeiten."

„Aha, völlig mit den Nerven zu Fuß", stellte Patricia fest. „Deswegen bin ich nämlich hier. Ich habe die Absicht, Isabel mitzunehmen."

Tina fuhr hoch. „Das will ich nicht, Mammi, ich schaffe es auch so."

„Du schaffst es nicht, Kind, das ist deutlich zu sehen. Ein vernachlässigter Mann, eine vernachlässigte Wohnung und ein lieblos behandeltes Kind. Isabel ist jetzt ein Jahr alt, und sie will Anschluß an ihre Umgebung. Sie will nicht allein zwischen ihren zerbrochenen Zwiebäcken im Bettchen stehen. Was du dir an Arbeit zutraust, schafft kein Mensch. Wenn eine Frau ihren Haushalt ganz allein macht und obendrein noch ein Kind versorgt, dann weiß sie, was sie am Abend getan hat. Dein Physikum reicht völlig, um einen Menschen von früh bis in die späte Nacht zu beschäftigen. Ihr habt vier Prüfungsfächer, bleiben dir also für jedes Fach noch drei Wochen Zeit. Und nebenbei läufst du auch noch in die Uni. Hast du heute gekocht?"

„Ach wo, Mammi, ich bin eben erst gekommen. Isabel hatte Zwiebackbrei und bekommt heute abend Möhren. Ich habe mir schnell ein Spiegelei gemacht."

Patricia stand auf. „Also, ich nehme Isabel mit zu uns. Es ist besser für dich und für das Kind – und auch für Michael. Nun sei vernünftig."

Tina machte noch einen schwachen Versuch, ihre Mutter umzustimmen, aber schließlich gab sie nach.

•

Einen Tag später wurde Sabine aus dem Krankenhaus entlassen. Stolz und glücklich hielten die drei Hofers Einzug in ihre Wohnung, sehr herzlich und mit einem Strauß bunter Astern empfangen von der strahlenden Frau Pfennigsberg.

Sabine stand mitten im Zimmer und küßte ihr Kind. „Hier bist du nun zu Hause", sagte sie. „Aber deine Mutter hat nicht genug Milch für dich. Und Amigo ist tot, ehe er dein Patenonkel hatte werden können. Und ich habe nicht mal Zeit, darüber traurig zu sein, denn meine Arbeit muß geschrieben werden."

Swen nahm ihr das Kind ab, wickelte es behutsam aus der weißen Flauschdecke und legte es in den Babykorb, den sie sich von Tina geliehen hatten.

„Laß man, Sabine, es ist trotzdem Glück. Entweder hat man es im Leben ganz üppig, dann drängt sich alles zusammen, Gutes und Schlechtes, und immerzu ist was los, oder es ist gar nichts, so wie bei Beates Eltern. Bei denen ist ein Tag wie der andere, und es hat den Anschein, als ob das Schicksal solche Menschen vergessen hat. Ein Mittelding gibt es nicht, das habe ich beobachtet."

Frau Pfennigsberg packte Sabines Koffer aus. Als sie dabei war, den mit rosa Röschen gemusterten Morgenrock auf einen Bügel zu hängen, fragte Sabine nach Belinda. „Hat einer von euch sie inzwischen gesehen?"

Swen legte die weiße Decke zusammen. „Sie hat sich nicht gemeldet."

„Ich weiß nicht", sagte Frau Pfennigsberg, „ich habe das Gefühl, daß sie hierherkommmen wird. Sie weiß doch, wo ich wohne. Und sie findet bestimmt hierher zurück, ich meine, sie wird die Barstraße und auch das Haus wiederfinden. Und den Namen Pfennigsberg, den hat noch nie einer vergessen."

„Möglicherweise wissen Hackroths mehr", meinte Swen. „Wir wollten nicht gleich anrufen, weil es so neugierig aussieht. Aber morgen oder übermorgen werde ich es tun."

Er wartete jedoch nicht so lange, sondern telefonierte noch am selben Tage mit Amigos Vater. Auch Hack-

→





Die Ehe ist kein Kinderspiel

roths kannten von Belinda nur den Vornamen.

„Wenn sie sich innerhalb einer Woche nicht meldet, lasse ich sie suchen", sagte Herr Hackroth. „Soviel Konditoreien hat Berlin nicht, daß es nicht möglich wäre, mit jeder einmal zu telefonieren. Sollten Sie inzwischen etwas erfahren, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mich benachrichtigten. Mir liegt sehr viel daran."

Swen versprach es.

Sabine wollte noch eine Woche zu Hause bleiben, erstens, weil sie ihre Arbeit ohne wesentliche Unterbrechungen niederschreiben wollte, zweitens, weil sie sich zu Hause ab und zu hinlegen konnte. Sie war noch nicht so richtig flott auf den Beinen.

An diesem Morgen brauchte auch Swen erst um neun Uhr aus dem Haus, denn seine erste Vorlesung fiel wegen Erkrankung des Professors flach.

Es war still in der Wohnung. Der kleine Swen schlief. Sabine hatte sich, nachdem sie ihn früh um sechs Uhr gefüttert und gewindelt hatte, wieder hingelegt. Frau Pfennigsberg war auf dem Markt.

Als der Briefträger klingelte, ging Swen an die Tür. Nur ein Brief fiel durch den Briefkastenschlitz auf den Fußboden – ein langes, graues Kuvert.

Swen hob es auf, las seine Anschrift, sah Briefmarken aus den USA. Er erkannte die Schrift sofort.

„Ist was für uns?" rief Sabine aus dem Zimmer.

In Gedanken versunken steckte er sich eine Zigarette an und nahm einen tiefen Zug. Hatte er Miriam nicht viel zu verdanken? Glückliche Stunden. Wo und wann gab es die schon?

Er roch an dem Brief. Miriams Parfüm. Erinnerungen tauchten auf, wie Sterne über dunklem Wasser. Eine Ehe ist Alltag, dachte er, aber das habe ich nicht gewußt. Eine Ehe würde auch mit Miriam Alltag sein. Das weiß ich jetzt.

Langsam steckte er den Brief in die Tasche.

Am letzten Tag im November.

Als er sich später verabschiedete und Sabine hinter ihm die Tür schloß, bekam sie einen Hauch dieses Parfüms mit. Sie atmete noch einmal tief, aber es war vorbei. Merkwürdig. Sie schüttelte den Kopf. Daß man ein Parfüm so im Gedächtnis behalten kann wie Musik oder ein Bild. Einen Augenblick blieb sie irritiert im Flur stehen. Hoffentlich hat das nichts zu bedeuten, ging es ihr durch den Kopf.

Aber Sabine hatte viel zuviel Arbeit, um lange an etwas anderes zu denken. Und als am Abend die Freunde kamen, der Milchmann, Beate und Michael, hatte sie es völlig vergessen.

Der Milchmann hatte seinen Plattenspieler mitgebracht und eine Flasche Wermut. Sie tranken und spielten Platten, und es war friedlich und harmonisch.

Aber dann klopfte es plötzlich. Swen stellte die Musik leise und sagte: „Herein."

Es war Herr Hackroth.

Als er die Freunde seines Sohnes



„Nein, nur für Frau Pfennigsberg", rief er zurück. Dann schloß er sich im Badezimmer ein, öffnete den Brief und las: *„Am letzten Tag des November, elf Uhr, vor dem englischen Teehaus im Tiergarten. M."*

Er sagte ganz leise: „Verdammt." Gleichzeitig wurde er von sich widersprechenden Gefühlen bedrängt: Er freute sich auf ein Wiedersehen, er war stolz, daß Miriam ihn noch nicht vergessen hatte, obwohl er sie das letztemal versetzt hatte. Und es war ihm schrecklich, Sabine zu hintergehen, gerade jetzt, wo sie das Baby bekommen hatte. Aber er konnte Miriam unmöglich noch einmal versetzen.

Er ging ans Fenster, und er mußte sich bücken, um unter den Windeln seines Sohnes durchzukommen.

zusammensitzen sah, blieb der sonst so selbstsichere Mann verlegen an der Tür stehen. Aber Swen half ihm über diese Verlegenheit hinweg. Er stand schnell auf und gab ihm die Hand, und Sabine holte ihm sofort ein Glas und schenkte ihm Wermut ein. Und alle begrüßten ihn, als sei es ganz selbstverständlich, daß Amigos Vater zu ihnen kam.

Herr Hackroth öffnete seine Aktentasche. „Ich wollte Ihnen ein paar von Amigos Platten bringen, Herr Hofer", sagte er und räusperte sich. „Ich habe sie einfach gegriffen, ich verstehe ja nichts vom Jazz."

Swen nahm ihm die Platten ab und bedankte sich. Er war ganz überwältigt. Beate preßte ihre Lippen aufeinander und dachte: Nur jetzt nicht heulen. Und Michael stellte die Musik

wieder etwas lauter, um das betretene Schweigen zu überbrücken. Das Altsaxophon von Charlie Parker in „I remember you" ertönte.

Aber Harry Hackroth wußte das nicht, weil er sich nie um die Hobbys seines Sohnes gekümmert hatte. Er war froh, daß er zwischen den Freunden seines Sohnes sitzen durfte und mit ihnen über Amigo reden konnte.

So weit mußte es kommen, dachte Michael bitter. Nie hat er einen von uns als Freund von Amigo anerkannt, und jetzt kommt er freiwillig hierher.

Aber sie alle gönnten ihm diese Zuflucht.

Und es war noch jemand da, mit dem er sich über Amigo unterhalten konnte: Frau Pfennigsberg. Die Freunde machten sie mit Herrn Hackroth bekannt.

„Sie sehen wirklich genauso aus wie Amigo", sagte sie und schnaubte in ihr Taschentuch. Das stimmte nun wirklich nicht, aber es störte niemanden.

Bevor Herr Hackroth sich verabschiedete, nahm sie ihn noch mit in die Küche. Hier saß er auf demselben Küchenstuhl, auf dem sein Sohn immer gesessen hatte, und unterhielt sich mit ihr. Sie sprachen von Belinda.

„Ich werde ein Auskunftsbüro damit beauftragen, das Mädchen zu suchen", sagte Herr Hackroth.

Aber das war nicht notwendig. Am nächsten Vormittag – Frau Pfennigsberg und Sabine standen gerade auf dem Flur und unterhielten sich über den Küchenzettel – klingelte es, und als Frau Pfennigsberg die Tür aufmachte, stand Belinda vor ihnen.

Sie hatte die Hände in den Taschen ihres billigen Mantels vergraben und lehnte an der Wand neben der Tür. Sie warf einen scheuen Blick auf Sabine, dann wieder auf die alte Frau, und dann sagte sie: „Könnten Sie mir bitte die Adresse von Amigo geben?"

Frau Pfennigsberg sah Sabine hilfesuchend an, und die sagte: „Ich bin Sabine Hofer, eine sehr gute Freundin von Amigo. Wollen Sie nicht bitte einen Augenblick mit in mein Zimmer kommen?"

Belinda setzte sich auf den Rand eines Sessels, und so schonend wie möglich berichtete Sabine ihr das Furchtbare. Dabei dachte sie: Hoffentlich bricht sie nicht zusammen oder fängt an zu schreien.

Aber weder das eine noch das andere geschah. Belinda senkte nur demütig den Kopf und nahm es leise weinend hin, so wie sie alles Schwere in ihrem jungen Leben leise weinend hingenommen hatte.

Frau Pfennigsberg war inzwischen zu ihrer Nachbarin gelaufen und hatte Amigos Vater angerufen, wie es verabredet war.

Zwanzig Minuten später stand er in Sabines und Swens Zimmer vor der Freundin seines toten Sohnes. Ein paar Sekunden sah er sie schweigend an.

Amigo hat recht gehabt, dachte er. Wie kindlich und unverdorben sie aussieht. Und es fiel ihm ein Stein vom Herzen. In seinem Leben war er nie sehr für Zärtlichkeiten gewesen, aber jetzt übermannte ihn eine Rührung, wie er sie nie ähnlich empfunden hatte. Sanft zog er das Mädchen an sich. „Ich bin Amigos Vater", sagte er.

Und als er die Verzweiflung in Belindas Augen sah, nahm er sie in die Arme. Sie weinte leise weiter, und er ließ ihr Zeit.

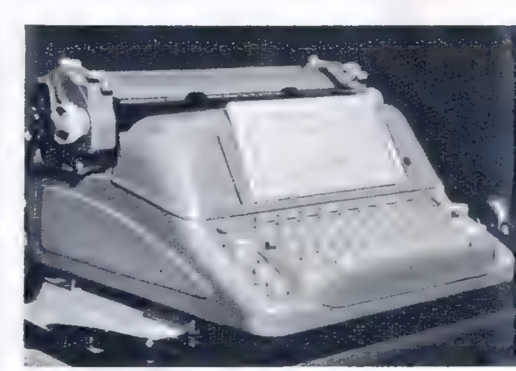
In diesem Augenblick entdeckte er das Babykörbchen mit dem schlafenden kleinen Swen. Ein einziger Wunsch erfüllte ihn, und er schloß einen Moment die Augen. Dann nahm er das Mädchen bei den Schultern, sah forschend in ihr Gesicht und stellte die Frage, von deren Antwort so viel für ihn abhing: „Erwarten Sie ein Kind von Amigo?"

Fortsetzung im nächsten **stern**

stern tips

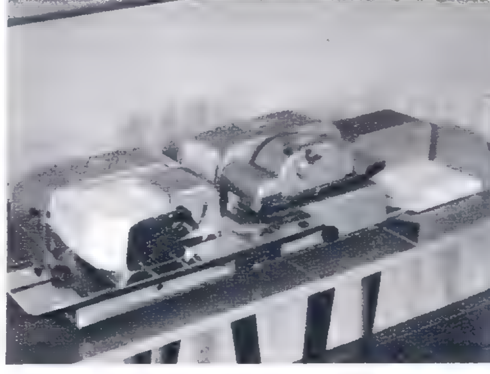
Dinge, die das Leben leichter machen

Diesmal fürs Büro



Nicht mehr radieren

Zwei Kleinigkeiten machen diese Schreibmaschine sympathisch. Die Sekretärin braucht sich den Kopf nicht mehr nach dem Stenoblock zu verrenken, denn er hat über der Tastatur direkt im Blickfeld in einem Extrahalter seinen Platz. Außerdem ist die Maschine mit einem besonderen Farbband ausgerüstet, das den Radiergummi überflüssig macht: Falsch getippte Buchstaben kann man mit Hilfe dieses Bandes einfach überdecken und neu betippen (Hermes-Paillard, Schweiz)



Der automatische Stift

10 000 Briefe fertigt dieses automatische Hauspostamt in der Stunde ab und enthebt damit den Stift der wohl langweiligsten Büroarbeit. Grundstock des Baukastensystems bildet eine Frankiermaschine. Als Zusatzgeräte gibt es ein Briefverschließgerät und einen automatischen Brieföffner, der die eintreffende Post zugleich mit einem Eingangsstempel versieht. Die ganze Apparatur arbeitet elektrisch. (Hersteller: Freistempler GmbH, Frankfurt)



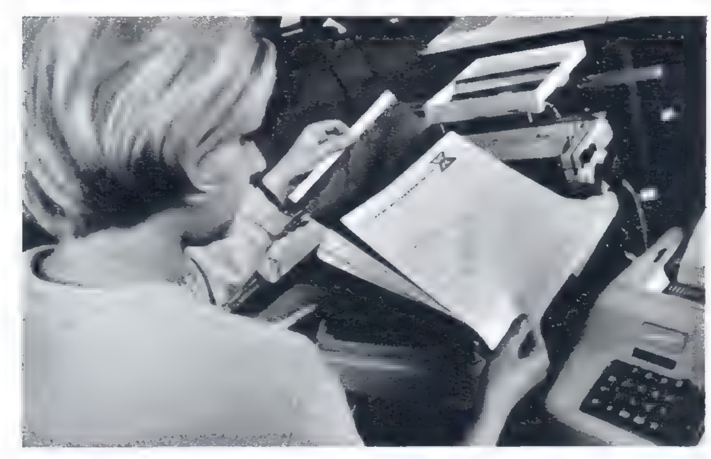
Direkte Wahl ohne Qual

26 Telefonnummern, mit denen man häufig zu tun hat, wählt dieser Wählautomat völlig selbständig an – gleichgültig, ob Orts-, Durchwähl- oder zwölfstellige Selbstwähl-Fernnummer. Ein einziger Druck auf die Taste stellt die gewünschte Verbindung her. Für Leute, die besonders viel telefonieren, gibt es den Automaten auch für 52 Nummern (390 Mark, Elektro-Apparatebau Vollbrecht KG, Berlin)



Am laufenden Band

Dieser Buchstaben-Stanzer („Dymo-Tapewriter") aus Amerika prägt jede gewünschte Buchstaben- oder Zahlen-Kombination auf selbstklebendes Plastikband. Die Schrift erscheint weiß auf dem Band, das in den verschiedensten Farben in Rollen von drei Metern Länge zu bekommen ist (150 Mark, Schacht & Westerich)



Durchschlagender Erfolg

Beim Schreiben mit mehreren Durchschlägen dauert das Zusammenlegen der Papiere oft genauso lange wie das Tippen des Textes. Schneller geht's, wenn Formulare, Kohlepapier und Durchschläge von vornherein bündelweise zusammengefaßt sind. Das Kohlepapier wird dann mit einem Griff herausgezogen

Pflanzenjäger der pharmazeutischen Industrie reisen durch die Kontinente, um geheimnisvolle Wirkstoffe in der Natur aufzuspüren

Äpfel gegen Herzinfarkt?

Seit vor fünfzig Jahren die Wunderwelt der Vitamine entdeckt wurde, hat sich ein wahrer „Vitamin-Kult" entwickelt. Man nannte sie die „Zündkerzen des Organismus". So war es nicht verwunderlich, daß man die gesundheitsfördernde Wirkung von Obst und Gemüse den darin enthaltenen Vitaminen zuschreibt. Erst in den letzten Jahren bekannten die Biologen, daß dieses Urteil eigentlich zu oberflächlich war. Sie hatten nämlich in den Pflanzen rätselhafte Wirkstoffe entdeckt, die einen geradezu verblüffenden Effekt ausübten.

Der Leipziger Internist Prof. Dr. Max Bürger hatte schon vor längerer Zeit die Heilkraft des Obstsaftes bei Entzündungen demonstriert. Ungarische Ärzte fanden heraus, daß Äpfel und Quitten zur Vorbeugung von Arterienverkalkung beitragen. Der amerikanische Physiologe Prof. Ancel Keys setzte die Versuche fort. Er verordnete Patienten, die an arteriosklerotischen Erscheinungen litten und einen ungewöhnlich hohen Cholesterin-Spiegel besaßen, nichts weiter als einige Äpfel pro Tag. Schon nach wenigen Wochen war der Cholesteringehalt im Blut deutlich gesunken. Da man das Cholesterin, eine fettähnliche Substanz des Blutes, als mitverantwortlich für Gefäßschäden ansieht, folgerte Prof. Keys, daß der tägliche Verzehr von Äpfeln zumindest als wirkungsvolle natürliche Vorbeugung gegen Thrombose und Infarkte zu werten sei.

Sprichwörter und überlieferte Weisheiten alter Kräuterweiblein und eingeborener Medizinmänner wiesen mit den Weg zu den Wirkstoffen. Als man zum Beispiel den Rettich näher untersuchte, dem in vergilbten Kräuterbüchern nachgesagt wird, daß er Gallensteine „zermahlet und austreibt", da fand man in dieser Pflanze Senfölverbindungen und Raphanol, ein schwefelhaltiges Öl. Beide Wirkstoffe sind bakterizid, das heißt, sie hindern Bakterien an der Ausbreitung und wirken entzündungshemmend. Die lindernde Wirkung der Rettichsaftkur bei Gallenbeschwerden ist bekannt.

Bei der systematischen Analyse der Pflanzenwelt stießen die Biologen im







Maiglöckchen, das über Jahrhunderte gegen Wassersucht verwendet wurde, auf das Herzmittel Convallamarin. Im Veilchen und im Stiefmütterchen wurden saponinhaltige Drogen entdeckt, die sich bei Bronchialkatarrh und Krampfhusten bewährten. Das gallentreibende Cholin spürte man im Löwenzahn auf.

Die Liste der neuentdeckten pflanzlichen Wirkstoffe ist heute kaum noch zu übersehen. Viele dieser Drogen haben inzwischen als Kapseln, Tabletten, Tees, Tinkturen und Einreibemittel in der ärztlichen Praxis Verwendung gefunden. Einmal auf der Jagd nach diesen rätselhaften Heilstoffen, wurden die Untersuchungen auch auf Speisepflanzen ausgedehnt. So spürten russische Biologen im Kopfsalat Substanzen auf, die das Herz zu verstärkter Tätigkeit anregen. In einigen Kohlsorten fand man Wirkstoffe, die die Produktion der Schilddrüse bremsen. In der Meerrettichwurzel stieß man auf Senföle, die die Ausbreitung von Erkältungen stoppen. In Sojabohnen, Palmkernen und in einer ganzen Reihe von Erdfrüchten fand man Stoffe mit weiblicher Hormonwirkung, und in der Schale der Äpfel und Birnen wurden Substanzen entdeckt, die eine allgemein beruhigende Wirkung auslösen.

Jetzt wurde plötzlich klar, warum werdende Mütter oft mit wahrem Heißhunger nach unreifem Obst greifen und sich anschließend wohler fühlen. Kriegsgefangene berichteten, daß sie von Grippe verschont blieben, als sie gezwungen waren, sich vorwiegend von Roter Beete oder Brennesseln zu ernähren. In diesen Pflanzen finden sich Schutzimpfstoffe, die stärker sind als die Viren, jene Gruppe geheimnisvoller Krankheitserreger auf der Grenze zwischen Leben und toter Materie. Als man Hühnereier, die mit Grippeviren infiziert waren, mit Brennesselsaft behandelte, wurde die Ausbreitung der Viren gestoppt.

Damit stellten sich ganz entscheidende Fragen. Sollte es möglich sein, mit natürlichen Heilmitteln gegen Viren vorzugehen, die man für Kinderlähmung, Grippe, Schnupfen und viele andere Krankheiten verantwortlich macht und gegen die man bisher nur vorbeugende Impfungen als wirksame Waffe besaß? Gibt es vielleicht noch unendlich viele Pflanzen mit solchen virushemmenden Wirkstoffen? Ist es dann nicht auch möglich, solche Pflanzen zu züchten und durch ausgewählte Nährstoffe den Gehalt an heilkräftigen Substanzen zu steigern?

Diese Gedanken muten zwar phantastisch an, aber sie sind durchaus nicht abwegig. Den Weg zeigen die Pflanzen selbst. Genau wie der Mensch haben auch sie ihren täglichen Kampf gegen Krankheitserreger zu bestehen, und genau wie der Mensch benutzen sie dazu natürliche und chemische Abwehrwaffen.

Wir wissen von der Kartoffel, daß sie sich mit selbstproduzierten Chemikalien gegen die Kartoffelpest wehrt. Die Möhre entwickelt Chinone, das sind chemische Lösungen, mit denen sie sich vor Pilzbefall und Bakterien schützt. Die junge Saat produziert unter der Schneedecke Stoffe, die das frische Grün gegen den mit der Nässe angreifenden Schimmelpilz abschirmen. Der deutsche Pflanzenforscher Prof. Winter wies nach, daß bereits zwanzig Gramm Meerrettich genügen, um bakterielle Infektionen in der Niere wirksam zu beeinflussen.

Alle diese Erkenntnisse haben die Tür zu einem medizinischen Neuland aufgestoßen, dessen Möglichkeiten sich heute noch nicht annähernd abgrenzen lassen. Zwar entstehen immer mehr Medikamente aus der Retorte, aber die natürlichen pflanzlichen Heilstoffe liefern häufig dafür die Rezepte.

Das ist der Grund dafür, daß gegenwärtig die großen pharmazeutischen Werke eigene Pflanzenjäger um die Erde schicken, um neue Drogen aufzuspüren. Missionare und alteingesessene Farmer helfen ihnen dabei. Wenn man bedenkt, daß es rund 300 000 verschiedene Pflanzenarten auf der Erde gibt, von denen bisher nur ein winziger Prozentsatz auf seine Heilkraft untersucht worden ist, so werden nicht nur die Schwierigkeiten, sondern auch die Möglichkeiten sichtbar, denen Forschung und medizinische Wissenschaft gegenüberstehen. **Dr. Peter Besser**

60 Jahre Heinz Rühmann

Der Mann von dem man immer noch spricht

Als Boxer, Meisterspion, Weltraumpilot und Supermanager begegnet uns Heinz Rühmann mit unverwelkter Pfiffigkeit in seinem neuen Film „Der Lügner", einer Mischung aus Träumereien und Wirklichkeit

Er war „Der Mann, von dem man spricht" in einer seiner vielen Glanzrollen auf der flimmernden Leinwand. Und er ist heute immer noch der Spitzenstar Deutschlands! Dabei wird Heinz Rühmann schon bald seinen 60. Geburtstag feiern



Als Dompteur mit dem Mut seiner Löwen, als Gasmann, Quax der Bruchpilot, Flegel, Außenseiter und Mustergatte eroberte sich Rühmann mit über 60 Filmen das Kinopublikum. Er war auch Regisseur und Produzent

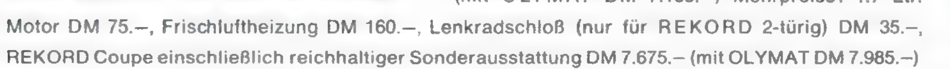
Weiter auf der übernächsten Seite

„Autobiographie" der Zuverlässigkeit

Jeder kennt den OPEL OLYMPIA REKORD. Aber viele wissen nicht, daß er einer der ganz wenigen Wagen ist, deren Baureihe bereits über 25 Jahre läuft. Der Typ OLYMPIA ist bei OPEL seit einem Vierteljahrhundert der Grundpfeiler der Produktion und der heutige REKORD das letzte Glied in der erfolgreichen Entwicklungskette, somit eins der ausgereiftesten Automobile überhaupt. Er ist genau das, was er sein will; nicht mehr, aber auch nicht weniger: grundsolide und zuverlässig ... dabei gefällig in der Form, stark in der Leistung, raumbequem, komfortabel ausgestattet und außerdem sehr wirtschaftlich – das geeignete Automobil für Mann und Frau aus allen Ständen und Berufen.

REKORD

Preise ab Werk: REKORD 2-türig DM 6.385.– (mit OLYMAT DM 6.695.–) 4-türig DM 6.875.– (mit OLYMAT DM 7.185.–) Mehrpreise: 1.7 Ltr.



Motor DM 75.–, Frischluftheizung DM 160.–, Lenkradschloß (nur für REKORD 2-türig) DM 35.–, REKORD Coupe einschließlich reichhaltiger Sonderausstattung DM 7.675.– (mit OLYMAT DM 7.985.–)



Der Rikschamann, der mit einem japanischen General durch die Gegend trabt, ist „Der Lügner“ Heinz Rühmann. Diese und viele andere Szenen, in denen er als Abenteurer und Weltenbummler lauter Heldentaten vollbringt, spielen sich nur in der Phantasie seiner achtjährigen Filmtochter ab. Das Kind glaubt an die Flunkereien seines Papas und malt sich die Geschichten aus . . .

60 Jahre Heinz Rühmann



Zwei Monate schulfrei bekam die achtjährige Julia Follina von den Hamburger Schulbehörden, um Rühmanns Tochter spielen zu können. Eine schwere Aufgabe für ein Kind: Es muß von den Erzählungen seines großen Partners so begeistert sein, daß es sich in eine Traumwelt einspinnt und den armen Handelsvertreter-Papa als gewichtigen Manager wirken und leiden sieht



Preise regneten auf Rühmann herab, seit er 1957 mit dem „Hauptmann von Köpenick“ einen Höhepunkt seiner Karriere erreichte. Für diesen Film und mehrere folgende Streifen holte er sich Auszeichnungen in aller Welt sowie zwei Bundesfilmpreise. Damit verwies er auch Otto Wilhelm Fischer, der sich zwischenzeitlich auf Kinoplatz Nr. 1 hochgemimt hatte, wieder zurück auf Platz Nr. 2 der Favoriten. Im Gegensatz zu Fischer macht Burgschauspieler Rühmann nur zwei Filme pro Jahr



Weiter auf der übernächsten Seite



Fern jeder Hast reift Chantré!

Chantré trifft den Geschmack Ihrer Gäste

Als Gastgeber tun Sie alles, um die Wünsche Ihrer Gäste zu erfüllen und ihren Geschmack zu treffen. Deshalb bieten Sie auch Chantré an. Chantré ist ein guter Gesellschafter: Sein sanftes Feuer regt die Gespräche an . . und in seinem abgerundeten Geschmack spürt man die goldene Reife, die er in langer Kellerruhe gewann.





So gut * so mild * so reif *

11 I 61



Rühmann damals: Komiker sind ...



... selten komisch: Rühmann heute

60 Jahre Heinz Rühmann

Lange bevor die Gerichtsvollzieher zur Treibjagd auf Heinz Rühmann ansetzten, war ihm der private Witz ausgegangen. Wer den Gastwirtssohn aus Essen näher kennt, weiß um das Schicksal, das Rühmann mit den meisten erfolgreichen Komikern teilt: Was auf der Bühne und im Film tiefgründiger Humor zu sein scheint, entpuppt sich als eine Mischung aus Skepsis und Pessimismus. Sie leben in der Reserve, diese Stimmungskanonen, neigen zur Melancholie und verleugnen bei jeder Gelegenheit ihre erheiternde Wirkung auf das Publikum. Es schmerzt sie, nicht ernst genommen zu werden, wenn sie es ganz ernst meinen. So ein Mann ist Rühmann. Als er in dem Dürrenmatt-Film „Es geschah am hellichten Tage" als Kriminalkommissar auftauchte, der einen Sittenstrolch fangen will, jubelte das Publikum bei der ersten Szene hell auf. Es bedurfte 90 Filmminuten, um das Mißverständnis zu klären, daß diese Rühmann-Rolle aber auch wirklich nichts Komisches hatte, sondern ihn als Charakterdarsteller von hohen Graden auswies.

Wenn der Komödiant heute zur Arbeit schreitet, herrscht Ruhe im Atelier. Wortkarg läßt er sein Make-up herrichten und das Toupet aufkleben, bedächtig steigt er auf die Fußbank, die seine 1,67 m Körpergröße überbrückt. Erst wenn die Kamera läuft, weichen Ernst und Würde den Merkmalen des Volksschauspielers, der pfiffig und scheu mit dem Zauber der Beiläufigkeit spielt und dessen sprachliche Eigenart das Repertoire der Parodisten und Imitatoren bereichert.

Aber es gab auch eine Zeit, da der Mensch Rühmann noch nicht zu Grübeleien und der Künstler Rühmann noch nicht zu leisen, verinnerlichten Tönen gefunden hatte. Als der Film auch für ihn ein Abführmittel gegen gestaute Langeweile war. Als er seine Liedrezepte „Das mach ich alles nur mit einem netten Lächeln" und „Ich brech die Herzen der stolzesten Frauen" auch keck praktizierte und den weiblichen Ufa-Nachwuchs ausmusterte, ehe er 1939 seine zweite Frau Hertha Feiler gefunden hatte.

Die ersten Reklamationen über den jungen Rühmann gab es auf der Penne, wo er die Herren Studienräte so trefflich nachzuäffen verstand, wie später in seiner „Feuerzangenbowle": „Ruhäh, Ruhäh, absolute Ruhäh!" Zur Strafe mußte er hundertmal den Satz „Ein Katheder ist keine Bühne" schreiben. Und weil er konsequenterweise bei dem Wort Katheder das „h" wegließ, durfte er am nächsten Tag die Strafarbeit noch einmal wiederholen. Als Unterprimaner hörte Rühmanns Schulzeit auf. Zwei Gründe zum Aussuchen: Es heißt, er sei wegen eines deftigen Schabernacks geflogen. Oder: Die Berufung zur Kunst habe ihn plötzlich überwältigt.

Jedenfalls war Rühmann als Schauspieleleve das, was man heute einen „flotten Hirsch" nennen würde: Mit modischen Knickerbockern behost, fuhr er eines der ersten, dreirädrigen Autos und spielte sich als jugendlicher Held durch die Provinztheater von Bremen, Hannover, Magdeburg, Breslau und München. Die nächste Reklamation kam von seiner Mutter. 1927 war ihrem Sohn der Sprung ans Deutsche Theater nach Berlin geglückt, und ein Jahr später mimte er in der Stummfilm-Klamotte „Das deutsche Mutterherz" einen mißratenen Bengel. Empörte sich Mama Rühmann in einem Brief an die Filmleute: „Nehmen Sie gefälligst zur Kenntnis, daß mein Heinz kein schlechter Kerl ist, sondern ein gutherziger und strebsamer Junge!"

Ob der damalige Ufa-Boß Erich Pommer sich diesen Brief zu Herzen nahm, ist höchst zweifelhaft. Aber er sah Rühmann in der Revue „Wie werde ich reich und glücklich?" und verdingte ihn auf der Stelle für die erste Tonfilm-Operette „Die Drei von der Tankstelle". Nach der Premiere stand fest: Ein neuer Star war geboren. Das machte den Star selbst glücklich und – nachdenklich. Rühmanns jugendlicher Übermut war mit dem Erfolg abgeklungen, machte dem Ehrgeiz und der Arbeitswut Platz. So trafen sich beim nächsten Film „Bomben auf Monte Carlo" Feuer und Wasser: Der unbekümmerte Draufgänger Hans Albers, der alles aus dem Ärmel schüttelte, und der frischgebakkene Komiker Heinz Rühmann, der lange prüfte, ackerte und feilte. Auch dieses Lichtspiel erwies sich als Volltreffer, obwohl die beiden Hauptdarsteller – später sollten sich noch mehrfach ihre Wege kreuzen – nicht als ein Herz und eine Seele gelten konnten: Albers nannte Rühmann „Fischblut", weil er in seiner unkomplizierten Natur zutiefst enttäuscht darüber war, daß der Kollege einen Komiker brillant spielte und im Leben keinen Spaß verstand.

Sprüche wie „Ich lebe nur meinem Beruf" und „Zum Theater kehre ich immer wieder zurück" sind bei Schauspielern bekanntlich keine Seltenheit. Im Falle Rühmann sind derlei Äußerungen ernst zu nehmen. Wie er heute seine Zeit einteilt, nur zwei Filme pro Jahr dreht und im übrigen auf der Bühne der Wiener Burg steht, kehrte er auch in seinen erfolgreichen dreißiger Jahren immer wieder zur Bühne zurück. Nach seiner gescheiterten Ehe mit der Münchner Schauspielerin Maria Herbot und der zerbrochenen Freundschaft mit Leni Marenbach entdeckte der Einsame den Himmel auf Erden mit seinem Sportflugzeug. Rühmann hatte als erster deutscher Filmkünstler die Pilotenprüfung abgelegt und wurde einer der intensivsten Privatflieger.

Gerüchte, er sei während des Krieges Luftwaffenoffizier gewesen und für seine Kameraden ein unangenehmer dazu, stimmen nicht. Seine Militärdienstzeit dauerte vier Wochen und spielte sich in der Etappe ab. Angeblich soll er Göring gesagt haben: „Sie verkünden, Deutschland muß ein Volk von Fliegern werden! Von Fliegern, Herr Reichsmarschall, aber doch nicht von Komikern!"

Den bittersten Fehler seines Lebens beging Rühmann nach dem Kriege, als er eine eigene Filmgesellschaft, die Comedia, gründete. Er produzierte so honorige Filme wie „Berliner Ballade" und „Der Herr vom anderen Stern", mit denen er unmittelbar nach der Währungsreform Bankrott machen mußte. Jahrelang sah er sich von „Kuckucks" umgeben, wurden seine Einnahmen bis auf 300 Mark monatlich gepfändet.

Die Gewißheit, nach Jahren mühsamen Abstrampelns wieder Land unter den Füßen zu haben, gab ihm 1956 ein Berliner Taxichauffeur. Rühmann stieg nach der Premiere seines Films „Charleys Tante" (in dem er sich in Frauenkleidern tummelte) am Kurfürstendamm in den Wagen, und der Chauffeur fragte: „Wohin soll's denn gehen, gnädige Frau?" Damit war das Popularitätstief, das er nach seiner Firmenpleite im Film hatte durchmachen müssen, überstanden. Im gleichen Jahr erzielte er nach dem Klamottenerfolg der unverwüstlichen „Charleys Tante" seine neue künstlerische Bestätigung mit dem „Hauptmann von Köpenick". Der kleine Mann, der am 7. März nächsten Jahres 60 Jahre alt wird, war wieder ganz groß da. Vom Publikum bejubelt, von der Kritik gefeiert: „Wie Charlie Chaplin gibt er seinen Rollen oft einen tragischen Schimmer ..."

Rühmann liegt heute, 1961, im Rennen um die Publikumsgunst noch vor Otto Wilhelm Fischer auf Platz Nr. 1. Er hat Ebbe und Flut in seiner Karriere kennengelernt und manche, für die Öffentlichkeit kaum sichtbare Konsequenzen daraus gezogen. Er macht nichts mehr mit einem netten Lächeln, sondern alles mit kühler Höflichkeit und bewußter Distanz. Er bricht keine Herzen mehr, sondern pflegt seine stille Ehe mit Hertha Feiler. Der Heinz Rühmann, den wir hier betrachteten und im Kino bewundern, lebt in seinen Rollen für jedermann und in seinem Flugzeug für sich allein.

W. H. Achterfeld



Die falsche Tante ahnt noch nicht, daß die echte Tante längst das Spiel durchschaut hat. Hertha Feiler und Heinz Rühmann in „Charleys Tante". Das Ehepaar hat einen heute 19jährigen Sohn Heinz-Peter, der die Leidenschaft seines Vaters für die Sportfliegerei geerbt hat. Rühmann ist mit seiner Cessna kein waghalsiger Kunstflieger, sondern ein stiller Wolkenkutscher



Entdecken Sie wieder richtigen Tabakgeschmack: Rauchen Sie OVERSTOLZ



Erhältlich auch in Frankreich, Italien und der Schweiz

Reifer Tabak
Ohne Filter

$8\frac{1}{3}$ Pf

Sie schmecken sofort den Unterschied. Nichts steht zwischen Ihnen und dem vollen, reinen Tabakgeschmack der OVERSTOLZ.

Wenn Sie Ihre nächste Packung Zigaretten kaufen - nehmen Sie mal die OVERSTOLZ. Zünden Sie sich eine an, ziehen Sie den Rauch genußvoll ein, und achten Sie dabei auf den Geschmack.

Ist es nicht der volle, reine Tabakgeschmack, der das Rauchen zum Genuß macht?

OVERSTOLZ – IM GESCHMACK LIEGT IHR GENUSS



Ein Krimi von Bryan Edgar Wallace

FÜR DEN STERN BEARBEITET
VON ERNST PETRY
DEUTSCHE RECHTE WILHELM GOLDMANN
VERLAG, MÜNCHEN

Bill sah, daß Maureen sich Mühe gab, ruhig dazusitzen. „Der Mörder", sagt er kalt, „geht systematisch vor. Vielleicht sind Sie sein nächstes Opfer!"

ILLUSTRATION: VON GORRISSEN

Der Tod packt seinen Koffer

Während in London Inspektor Dennis von Scotland Yard nach Zeugenaussagen den Kopf des Mannes zeichnen läßt, der des Mordes an Mike Hallet verdächtigt ist, erlebt der Geheimdienstmann Bill Tern in Paris eine Überraschung. Kommissar Leret ist auf einen Mann gestoßen, der mit gefälschtem Paß versucht hat, Paris zu erreichen. Auch sein Kopf – mit Brille – wird „rekonstruiert". Bill zeigt Phil Lammert die Porträts. „Nie gesehen, den Mann!" sagt Phil. Tern beschließt, noch jemanden zu besuchen.

Wie viele Menschen, bekam auch Phil Lammert Schweißhände, wenn er aufgeregt war. Er legte den Hörer auf die Gabel, warf das Stück Papier weg, das er über die Muschel gelegt hatte, und wischte sich an seinem Taschentuch die Hände trocken. Er drehte an den Knöpfen seines Radios. Aber selbst in London ist es schwierig, nachts um zwei Orgelmusik zu empfangen. Und eben das wünschte sich Phil Lammert in diesem Augenblick mehr als alles andere.

Er wollte Orgelklänge hören. Immer, wenn sich in seinem Leben die Dinge auf einen gewissen Höhepunkt zu bewegten, überkam ihn diese eigenartige Sucht nach feierlicher, pompöser Musik. Und Phil Lammert war sicher, sehr sicher sogar, an diesem Abend und in dieser Stunde einen solchen Höhepunkt erreicht zu haben.

Der Kopf! Auf den beiden Polizistenzeichnungen, die ihm Bill Tern gezeigt hatte, war er deutlich zu erkennen gewesen. Ein Irrtum war ausgeschlossen.

Phil war nicht einmal überrascht gewesen. Es war alles so gekommen, wie er es erwartet hatte. Schon seit einigen Tagen, seit er Maureen verfolgt hatte, war er diesen Verdacht nicht losgeworden. Die beiden Köpfe waren die letzte Bestätigung gewesen. Und Phil schwor sich, sein Wissen auszunutzen, sich zum erstenmal in seinem Leben durchzusetzen.

Orgelmusik fand er indessen nicht. Irgendeine Oststation sendete Kosakenlieder. Eines davon kannte Phil sogar: „Das einsame Glöcklein ..."

Phil ließ die getragenen Weisen als Ersatz für die gewünschte Orgelmusik gelten. Er setzte sich sehr bequem in seinen Sessel und tastete fast genüßlich über die schmerzempfindlichen Stellen seines Kopfes, die verquollenen Augen und das Heftpflaster auf der Wange. Jetzt mußten sie bezahlen. Für alles ...

Und während Phil Lammert bei sehnsüchtigen Kosakenliedern und gedämpftem Licht seine Pläne schmiedete, verließ Bill Tern die Telefonzelle, kaum hundert Meter von Phils Haus entfernt.

Er setzte sich in seinen Wagen und

Weiter auf der übernächsten Seite



Sunil
Sunil
bringt alles Weiß zum Strahlen
Wieviel schöner ist ein Weiß, das strahlt . . .
. . . ein Weiß, dem man die Pflege ansieht!
Dieses strahlende Weiß spricht für die Umsicht und Sorgfalt einer guten Hausfrau. Jedem Laken, jedem Tischtuch, jedem Wäschestück sieht man die Pflege an. Erleben Sie an all Ihrer Wäsche, was die milde, himmelblaue Lauge vermag . . . wie sanft sie Flecke und hartnäckige Schmutzränder löst.
Waschen Sie auch in der Waschmaschine mit Sunil - auch da beweist sich: was das Weiß so strahlend macht, tut auch der Wäsche gut! Wie strahlend weiß Sunil wäscht, sehen Sie jetzt auch an Ihrer Nylon- und PERLON-Wäsche. Selbst vergrautes Nylon wird genauso strahlend weiß wie Ihre andere weiße Wäsche!
Sunil bringt alles Weiß zum Strahlen!
S 7/06 F



Der Tod packt seinen Koffer

fuhr in Richtung Dolphin Square. Bill zweifelte keinen Augenblick daran, daß Phil den Mann auf beiden Zeichnungen erkannt hatte, und er wußte auch schon, wie er ihn zum Sprechen bringen würde.

Aber jetzt war es erst einmal an der Zeit, Maureen einen Besuch abzustatten.

In der Innenstadt kam Bill nur langsam vorwärts. Manchmal stand der Nebel wie eine graue Wand vor der Windschutzscheibe. Die Ampeln waren auf gelb geschaltet und blinkten verschwommen an den Kreuzungen zwischen Hyde Park Corner und Piccadilly Circus.

In dem neonbeleuchteten Schaufenster der Apotheke gleich neben Maureens Haustür nieste ein rotnäsiger Pappmann ununterbrochen. In schnellem Rhythmus schnappte sein Kopf auf und ab, und im gleichen Rhythmus wippte seine Hand hoch. Zwischen spitzen Fingern hielt er ein Tablettenröhrchen, und eine aufflammende Leuchtschrift versprach allen Grippekranken baldige Genesung.

Bill war der festen Meinung, daß Phil Lammert Maureen angerufen und seinen Besuch angekündigt hatte. Deshalb hielt er es für Theater, daß sie ihn viermal klingeln ließ, bevor sie sich in dem Haustelefon meldete.

„Wer ist da?“ fragte sie recht ungehalten.

„Ich, Bill Tern.“

Einen Augenblick schwieg sie. Es rasselte und schnarrte in dem kleinen Lautsprecher neben der Tür.

„Was wollen Sie so spät?“

„Ich wußte nicht, daß wir wieder per Sie sind, aber ganz wie Sie wollen. – Ich möchte Ihnen ein paar schöne Bilder zeigen.“

„Mitten in der Nacht?“

„Ja, mitten in der Nacht. Oder fürchten Sie, daß Ihre Moral Schaden nimmt? Ich erinnere mich, daß Sie sonst nicht so empfindlich waren.“

Sie sagte nichts. Es knackte in dem Lautsprecher, der Türöffner summte.

Bill fuhr mit dem Lift in den 4. Stock, ging über einen pastellfarbenen Teppich bis zu ihrem Appartement. Es war sehr still auf dem Gang. Das Nachtlicht brannte trübe.

Durch eine Tür drang das rasselnde Husten eines Mannes. Maureen öffnete. Ungeniert ging sie in ihrem Baby-Doll aus schwarzem Nylon vor ihm her und setzte sich mit angezogenen Knien auf ihre Schlafcouch.

Alles an ihr war sehr verführerisch, außer ihrem Gesicht und ihrer Stimme, als sie sagte:

„Finden Sie nicht, daß Sie ein bißchen übertreiben, Mr. Tern?“

„Nein, das finde ich nicht, Miss Findley“, sagte Bill Tern. Er betonte jedes Wort. „Ich werde das Gefühl nicht los, daß Sie auf dem besten Wege sind, einen frühen, gewaltsamen Tod zu sterben.“ Er machte eine Pause, ließ seinen Blick sehr auffällig über ihre Beine, die Hüften, ihren Hals bis zu ihrem Gesicht gleiten.

„Ich fände das sehr bedauerlich“, sagte er. „Und ich glaube, Sie wissen selbst nicht, in welcher Gefahr Sie schweben. Oder Sie unterschätzen sie. Vielleicht denken Sie einmal nach. Es sind da einige Leute ums Leben gekommen in der letzten Zeit. Wir haben es mit einem Mörder zu tun, der weder Kosten noch Mühen scheut. – Trotz des dreifachen Fahrpreises für 20 Personen, ließ er es sich nicht nehmen, Jimmy von der Geisterbahn in Tolminster auch noch eine Flasche Gin zu spendieren. Die Polizei hat sie gefunden, hinter dem Zelt. In der Flasche, die nach Bittermandel roch, nach dem typischen Zyankali-Aroma, fehlte nur ein Schluck. Der hatte genügt. Und wenn man mit dem Rest sparsam umginge, würde er ausreichen, eine ganze Kompanie Geisterbahnbremser auszurotten. – Ich will damit nur sagen, daß unser Mann an nichts spart, wenn er es darauf anlegt, jemanden umzubringen, über den eine Spur zu ihm führen könnte. Und ich fürchte, Sie sind so eine Spur!“

Maureen hatte Bill gleichgültig zugehört. Sie sah auch unbeteiligt zu, als er seine Aktentasche öffnete und zwei Skizzenblätter herausnahm.

„Bevor ich Ihnen diese Bilder zeige, möchte ich Ihnen noch etwas sagen: Sie wissen, daß ich nicht zur Polizei gehöre, und niemand kann mich zwingen, Ihren Namen zu nennen . . .“

„Zeigen Sie endlich die Bilder“, unterbrach ihn Maureen. „Ich möchte schlafen.“

Bill hob die Schultern: „Ich habe Sie gewarnt.“ Er schob ihr beide Zeichnungen gleichzeitig hin. Die aus Paris mit Brille und die, die nach Miss Worringtons Angaben hergestellt wurde – ohne Brille.

Für den Bruchteil einer Sekunde verlor Maureen die Herrschaft über ihr Gesicht. Es wurde starr, glättete sich aber sofort wieder.

„Ich kenne diesen Mann nicht“, sagte sie etwas zu schnell.

Bill zog die Zeichnungen zu sich heran, und während er sie pedantisch



in seiner Aktenmappe verstaute, sagte er:

„Bevor ich hierherkam, habe ich Phil Lammert diese Bilder gezeigt. Der sagte das auch. Aber ich gehe eine Wette mit Ihnen ein, daß auch er den Mann erkannt hat. Genau wie Sie. Es gibt also zwei Menschen, die ihn kennen, das sind Sie und Phil Lammert, und es gibt zwei Menschen, die ihn identifizieren können. Das sind Miss Worrington und ein französischer Polizist."

Bill bemerkte, daß sie aufhorchte, als der Name Worrington fiel. Und das war ganz in seinem Sinne. Er stellte die Aktentasche neben die Couch auf den fahlblauen Teppich, und während er sich wieder aufrichtete, sagte er:

„Nennen wir ihn X. Er schreckte bis jetzt nicht davor zurück, Leute, die ihn kannten, sehr gründlich zum Schweigen zu bringen. Er wird auch weiterhin nicht von Skrupeln gequält werden. – Sagt Ihnen das etwas, Miss Findley?"

Maureen saß ungerührt auf ihrer Couch. Sie nestelte an den Spitzen ihres ärmellosen Nachthemdchens und schwieg beharrlich.

Bill erhob sich umständlich, nahm seine Aktentasche und blieb vor Maureen stehen:

„Ich habe Phil Lammert erzählt, daß ich auch Ihnen diese Bilder zeige. Ich tat es absichtlich. Und Ihnen habe ich absichtlich gesagt, daß er sie gesehen hat. – Was meinen Sie, weshalb ich das tat?"

Maureen rührte sich nicht. Sie hatte auch aufgehört, an ihrem Nachthemd zu nesteln.

Bill wußte gar nicht, daß seine Stimme so kalt sein konnte. Aber sie war sehr kalt, als er sagte:

„Es können jetzt Wetten abgeschlossen werden, wer von Ihnen beiden als erster stirbt. – Auf Wiedersehen, Miss Findley. Meine Telefonnummer haben Sie ja."

Bill verließ das pastellfarbene Appartement, hörte auf dem Flur wieder das rasselnde Husten des Mannes und fuhr sanft mit dem Fahrstuhl ins Parterre. Draußen war der Nebel noch dichter geworden, und der nickende Grippekranke aus Pappe nieste unverdrossen weiter.

•

Inspektor Dennis hatte sehr schnell gearbeitet. Jeder Polizist in ganz England kannte das Bild des „großen Unbekannten". Einmal mit, einmal ohne Brille.

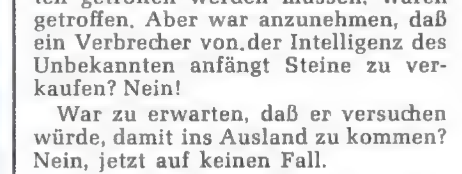
Alle Juweliere waren darauf aufmerksam gemacht, daß bei einem größeren Diebstahl eine Anzahl zwanzigkarätiger Brillanten entwendet worden sei. Das Auftauchen eines solchen Steines sei sofort zu melden. Alle Grenzstationen waren verstärkt worden, die Häfen und Flughäfen doppelt abgesichert. – Für die Hehler begann in England eine schlechte Zeit. Überraschende Haussuchungen, ständige Überwachung.

Drei Tage waren vergangen, seit an jenem unseligen Sonntagmorgen auf dem Jahrmarkt in Tolminster auf der Geisterbahn der Koffer mit den Brillanten abhanden gekommen war. Der große Unbekannte hatte sich entgegen seiner Ankündigung noch nicht gemeldet. Das Mädchen Mary konnte keine weitere Auskunft geben. Sie war eingestiegen mit dem Koffer. Der Mann, der nachher so plötzlich starb, hatte gelacht und das Wägelchen angeschoben. Dann war sie sehr überrascht gewesen: In der Geisterbahn brannte Licht, und es standen eine Anzahl anderer Mädchen herum, die alle den gleichen Mantel anhatten und den gleichen Koffer trugen.

Sie waren in die Wägelchen gestiegen, das Licht war ausgegangen, und plötzlich hatte ihr jemand den Koffer von den Knien gerissen. Sie griff ins Dunkle hinein, und es war ihr gelungen, den Koffer wieder zu fassen. – Daß es ein anderer Koffer war, stellte sich erst später heraus. Der echte Koffer wurde nach der Entdeckung des Toten in der Geisterbahn gefunden. Er war leer, und der beste Fingerabdruckspezialist Scotland Yards konnte nur die Fingerabdrücke von drei verschiedenen Menschen feststellen: die Marys, und die von dem

→

Der Tod packt seinen Koffer



Mann und der Frau an der Schiffsschaukel.

Rosig waren die Aussichten der Polizei nicht. Alle Maßnahmen, die hatten getroffen werden müssen, waren getroffen. Aber war anzunehmen, daß ein Verbrecher von der Intelligenz des Unbekannten anfängt Steine zu verkaufen? Nein!

War zu erwarten, daß er versuchen würde, damit ins Ausland zu kommen? Nein, jetzt auf keinen Fall.

Als Bill ins Zimmer trat, war Inspektor Dennis gerade bei der Überlegung angekommen, daß der Unbekannte, selbst wenn er ins Ausland wollte, unter keinen Umständen ein öffentliches Verkehrsmittel benutzen würde.

Er würde andere Mittel und Wege finden, um zu entkommen. Dennis unterschätzte diesen Mann nicht. Er hatte Tom Pringle umdirigiert, um ihn zu ermorden, sodann den Koffer an sich genommen, ihn nach Paris und dann nach England geschafft, einen störenden Tankwagenfahrer umgebracht, Mike Hallet, den Piloten, erschossen, die englische Regierung um einen Koffer voll Brillanten erleichtert, Jimmy, den Augenzeugen von der Geisterbahn, vergiftet.

Und das alles, ohne die geringste Spur zu hinterlassen.

„Na, was gibt's Neues?" fragte Bill und setzte sich Dennis gegenüber.

Der hob die Schultern.

„Es scheint in England ungezählte Menschen zu geben, die dem Mann auf den Zeichnungen gleichen. Bis jetzt haben wir schon über tausend Meldungen. Und wir müssen ihnen allen nachgehen. Vernehmen, Alibis überprüfen . . . Na, Sie wissen ja."

„Also ziemlich hoffnungslos?"

Inspektor Dennis legte die Kuppen seiner Finger zusammen. Ihm fiel auf, daß die Zeige- und Mittelfinger von Nikotin tiefbraun gefärbt waren.

„Was heißt hoffnungslos? Es ist die berühmte Nadel im Heuhaufen."

„Unser Mann hat auch nichts mehr von sich hören lassen?"

Dennis seufzte: „Keinen Ton. – Ich bin gespannt, was er vorhat. Es hat ja alles so fein geklappt, daß er vielleicht noch mal ein Köfferchen mit Brillanten einhandeln will."

„Das glaube ich nicht", sagte Bill. „Er muß eine andere Teufelei im Sinn haben."

Dennis horchte auf, als Bill weitersprach:

„Ich glaube aber auch nicht, daß er noch dazu kommt."

„Wieso?"

„Weil ich weiß, wer als nächste ermordet werden soll."

„Und wer ist das?"

„Die Chefin vom Morning-Club. – Ich habe Miss Worrington als Köder verwendet und bitte Sie, Inspektor, stellen Sie Ihre vier besten Leute ab, die Tag und Nacht diese Frau bewachen. Der Unbekannte weiß jetzt ganz bestimmt, daß Miss Worrington sich genau an ihn erinnert. Sie ist ihm zu gefährlich. Er muß sie aus dem Weg räumen. – Miss Worrington wohnt in einem ziemlich tristen Haus in der Lavonia Street. Ich habe ihr gesagt, daß sie in Lebensgefahr schwebt und

habe sie in einem Hotel untergebracht. Ich bin der Meinung, daß der Unbekannte versuchen wird, sich ihr im Morning-Club zu nähern, wenn er merkt, daß sie ihr Zimmer nicht bewohnt."

Noch während Bill redete, hatte Dennis eine Taste der Sprechanlage gedrückt. Er beugte sich vor:

„Higgins, Fox, Snyder und Bell sollen sofort zu mir kommen."

Dann lehnte er sich zurück. „Ich glaube, das war kein schlechter Einfall von Ihnen, Tern."

Als wenige Minuten später die vier Beamten ins Zimmer traten, wußte Bill, daß Miss Worrington und seine Sache in den besten Händen waren. Es waren vier kräftig gewachsene Männer von der ganz stillen Sorte.

Sie hatten alle einen eigenartigen traurigen Blick, und einer, der sie nicht kannte, hätte niemals vermutet, daß sie im Yard dafür bekannt waren, sehr schnell zu schießen und dabei auch noch sehr genau zu treffen.

•

Susan saß im Frühstückszimmer des Hotels Welcome in Pimlico.

Es war ein kleines altes Hotel, dessen Mobilar noch aus der Zeit der Jahrhundertwende stammte. Die Zimmermädchen, die Gäste und die Kellner ebenfalls.

Nur der Eigentümer des Hotels war ein junger Mann von knapp dreißig Jahren. Er hatte das Haus von seinen Eltern geerbt und an dem Totenbett seines Vaters gelobt, es genau in seinem Sinne weiterzuführen. Er bemühte sich redlich, dieses Gelöbnis einzuhalten, wenn es ihm auch ab und zu mißlang sein Lachen dieser seit sechzig Jahren gezüchteten steifen Atmosphäre anzupassen. Wenn in solchen Augenblicken einer der alten Kellner in der Nähe war, schüttelte er verweisend den Kopf, und der junge Mann verstummte.

Als Susan eingezogen war, hatte fast das ganze Personal unter irgendeinem Vorwand in der Halle gestanden.

Sie wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten. Freuen oder mißbilligen? Sie entschieden sich ohne Absprache für eine abwartende Haltung. Nur ihr Chef entschloß sich sofort. Er befahl, Miss Hallet den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, und wenn sie in der Stadt zu tun hatte, inspizierte er persönlich ihr Zimmer.

Schon vom zweiten Tag an ließ er regelmäßig frische Blumen hineinstellen – in den anderen Zimmern waren es meist künstliche Chrysanthemen oder grellfarbene Rosen aus Schaumgummi ...

Mit Susan war seit dem Tod ihres Vaters eine unvorstellbare Veränderung vorgegangen.

Aus dem ständig etwas bedrückten, ängstlichen Mädchen war ein entschlossener Mensch geworden. Sie hatte ihren Urlaub genommen und sich hier einquartiert. Vorerst mochte sie in dem Haus, in dem ihr Vater ermordet worden war, nicht mehr leben.

Nicht ganz zu Unrecht hatte sie das Gefühl, daß die Polizei sich um die Aufklärung dieses Mordes nicht besonders bemühte. Sie konnte nicht wissen, daß der Tod ihres Vaters mit einem streng gehüteten Staatsgeheimnis zusammenhing und die polizeilichen Untersuchungen mit der größten Zurückhaltung geführt werden mußten.

Das einzig Konkrete, das sie erlebt hatte, war eine Befragung durch Inspektor Dennis, zwei Tage nach dem Tod ihres Vaters. Aber eigenartigerweise wollte er – genau wie Bill – immer wieder wissen, woher ihr Vater jenes Feuerzeug hätte. Trotz ihrer wiederholten Erklärung, daß es sich um i h r Feuerzeug handele und daß sie es bereits seit einem halben Jahr besitze, hatte Dennis weitergebohrt. Mit wem sie zusammengetroffen sei, wo sie in den letzten Tagen vor dem Tod ihres Vaters gewesen sei ...

Und genau wie Bill gab er auf die Frage, was denn an diesem Feuerzeug so absonderlich sei, eine ausweichende Antwort.

Der einzige Mensch, der ihr wirklich half und an dem sie Halt fand, war John Lammert.

Seit der Beerdigung hatte er jeden Tag angerufen, an manchen Tagen sogar zweimal. Es tat ihr gut, zu wissen, daß er sich um sie sorgte.

Er hatte sich noch einmal mit Phil in Verbindung gesetzt und ihn über Einzelheiten des Geschäfts ausgefragt, an dem ihr Vater beteiligt war.

Susan hatte gerade ihren Porridge gegessen, als der älteste der Kellner zu ihr an den Tisch trat. Er lächelte mit seinem faltigen Gesicht, und das war in diesem Haus seit langem nicht passiert.

„Miss Hallet, zum Telefon, bitte", sagte er.

Susan stand auf und ging durch die Halle zur Telefonzelle.

Es war John.

„Hoffentlich habe ich dich nicht gestört", sagte er. „Aber ich glaube, es ist wichtig genug für dich." Er machte eine kurze Pause. „Wenn ich mich nicht sehr irre, habe ich eine Spur, die zum Mörder deines Vaters führt!"

Susans Hand krampfte sich um den Hörer.

„Mein Bruder weiß mehr, als er sagt", fuhr John ruhig fort. „Du weißt, ich habe ihn immer in Schutz genommen. Aber diesmal wird das nicht mehr gehen. Er steht am Rand des Abgrundes. Ein falscher Schritt genügt."

Johns Stimme klang müde, resigniert. In Susan regte sich Mitleid. Es mußte schwer für ihn sein. Und ihr fiel es schwer zu sagen:

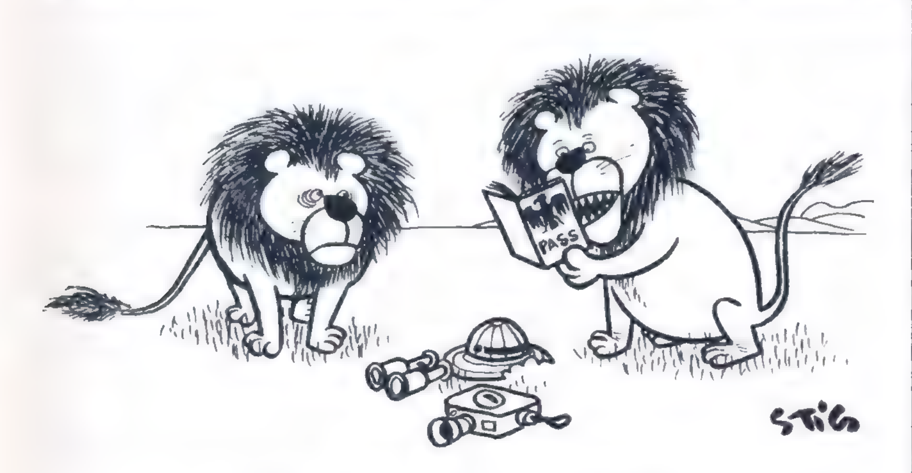
„John, meinst du wirklich, daß Phil ...?"

„Nein, nein", sagte er, „das auf keinen Fall. Aber ich glaube, er kennt den Mörder und hat jetzt Angst."

An der Glasscheibe der Telefonzelle erschien das rundliche Gesicht einer lebhaften älteren Dame. Die Dame lächelte freundlich und nickte. Sie hatte Susan gerade vor einer halben Stunde erklärt, daß sie seit 1911 jedes Jahr vier Wochen hier im Welcome wohne. Sie machte stumme Zeichen, als müsse sie sich dafür entschuldigen, gerade in diesem Augenblick ein Gespräch von beträchtlicher Wichtigkeit führen zu wollen.

„Ich fürchte, Susan", kam Johns

→



„Nee ... es war doch nicht der Grzimek!"



Stimme durch den Draht, „Phil hat einen Fehler gemacht, den er nicht mehr gutmachen kann. Willst du mir einen Gefallen tun? Geh zu Miss Worrington und frage sie noch mal nach dem Mann, der an jenem Morgen deinen Vater begleitete. Und versuche, aus der Worrington herauszukriegen, ob dieser Mann eine auffallende Krawattennadel trug. Wenn sie sich daran erinnert und diese Nadel auch nur einigermaßen beschreiben kann, so sind wir ein gutes Stück weiter... Wie fühlst du dich übrigens im Welcome?"

Susan sagte, daß sie froh sei, ein so ruhiges, hübsches kleines Haus gefunden zu haben.

„Ich liebe diese Gegend, in der das Welcome liegt. Und für dich ist es im Augenblick genau das richtige Haus."

An der Glasscheibe verdoppelte die kleine alte Dame ihre Bemühungen. Susan nickte ihr zu. Sie wurde nervös.

„Laß uns Schluß machen, John", sagte sie. „Da wartet jemand."

„Moment noch. Sag mal, weißt du schon, daß sie Bill Tern endgültig gefeuert haben?"

Und plötzlich interessierte Susan die etwas aufgeregte Dame vor der Glasscheibe nicht mehr.

„Bill? Entlassen? Warum denn?"

„Keine Ahnung. Aber du weißt ja, wie es in diesem Beruf zugeht; nicht sehr fein. Und Fallen für Leute wie Bill Tern gibt es überall."

Susan schwieg, und John schien zu ahnen, daß ihr diese Mitteilung naheging.

Behutsam sagte er: „Sprich noch zu niemandem darüber. Er hat eben Pech gehabt, nehme ich an, und vielleicht kommt alles doch noch wieder in Ordnung."

Sie hörte, wie er sich seine Pfeife anzündete und daran zog.

„Bill ist im Grunde ein anständiger Kerl. Er muß nur seinen Ehrgeiz zügeln. Sonst ist er eines Tages vollkommen erledigt."

„Ja", sagte Susan leise. Sie dachte an Tom Pringle, den Bill für einen gefährlichen Auftrag vorgeschlagen hatte, von dem er nie mehr zurückgekehrt war. „Das muß er. Sonst ist er erledigt!"

Die alte Dame pochte nun doch gegen die Scheibe.

„Sobald ich bei Miss Worrington war, ruf ich dich an, John. Wiedersehen, und drück mir die Daumen!"

Sie hängte ein, und als sie die Zelle verließ, sagte die kleine alte Dame lächelnd: „Ich wollte bestimmt nicht drängen..."

Eilig zog sie die Tür hinter sich zu.

Susan bestellte sich ein Taxi und fuhr in die Livonia-Street. Eine unerklärliche Aktivität überkam sie. Sie verdrängte den Gedanken an Bill Tern und konzentrierte sich ganz auf ihren Auftrag.

Hoffentlich konnte sich Miss Worrington an diese Krawattennadel erinnern. Denn John machte nie zu viele Worte. Eher zu wenig. Und wenn er sagte, daß da eine Spur wäre, dann war er in Wirklichkeit schon viel weiter...

Daß in dem Haus in der Livonia Street etwas nicht stimmte, hätte Susan schon auffallen müssen, als sie das Taxi verließ. Am Rand des Bürger-

steigs parkten drei dunkle Limousinen, und in dem Treppenhaus neben dem Eingang zum Morning-Club standen schlampige Frauen in offenen Türen und redeten aufeinander ein.

Sie schwiegen, als Susan vorbeiging, und sahen ihr neugierig nach. Es roch nach Staub in dem Treppenhaus und nach verbrannten Lumpen.

Im sechsten Stockwerk, da, wo einmal die Tür zu Miss Worringtons Zimmer war, gähnte ein Loch im Mauerwerk. Die Tür mit der abgeblätterten Ölfarbe lag zerborsten auf dem Flur. Die Fensterscheiben fehlten ganz. Die Deckenlampe lag zerbrochen auf dem Boden.

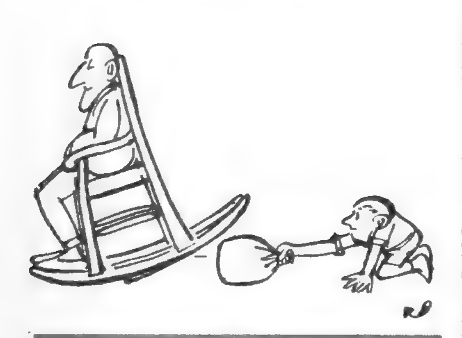
Vier Männer in schwarzen Kunststoffmänteln machten sich in dem Zimmer zu schaffen. Inspektor Dennis war bei ihnen. Er kam auf den Treppenabsatz, als er Susan erblickte:

„Hallo, Miss Hallet, was treiben Sie denn hier?"

Susan sagte irritiert: „Ich wollte Miss Worrington besuchen." Und als sie Dennis' fragenden Blick sah: „Es geht um den Mann, der bei meinem Vater war in den letzten Stunden vor seinem Tod. Miss Worrington sah ihn ja ...
– Aber was ist hier geschehen, Herr Inspektor?"

„Hier ist eine kleine Sprengstoffladung explodiert, die an und für sich Miss Worrington umbringen sollte. Und zwar aus demselben Grund, aus dem auch Ihr Vater ermordet wurde. – Vielleicht überlegen Sie sich noch mal, von wem Sie das Feuerzeug hatten, und mit wem Sie in den Tagen vor dem Tod Ihres Vaters in Berührung kamen. Das wäre besser als hier in





Soho auf eigene Faust auf die Mörderjagd zu gehen."

Er wandte sich ab und ging in das Zimmer zurück. Die Männer hantierten weiter, suchten auf dem Fußboden herum. Ihre Kunststoffmäntel verursachen ein eigenartiges schleifendes und schmatzendes Geräusch.

Das Zimmer von Miss Worrington war sehr unordentlich. Es roch muffig, nach zu billigem Parfüm, nach Staub und versengten Gardinen. Und es war sehr viel Gips von der Decke gefallen. Er knirschte unter den Schritten der Männer.

Auf dem Fußboden in der Ecke lag ein umgestürzter Papageienkäfig. Er war noch immer leer. Aber daneben fand Dennis etwas sehr Interessantes.

Susan wandte sich ab. Müde ging sie die Treppe hinunter. Die schlampigen Frauen standen immer noch diskutierend in ihren Türen.

Sie begriff nicht, was der Inspektor gesagt hatte: Miss Worrington sollte umgebracht werden aus demselben Grund wie ihr Vater.

In Gedanken versunken verließ sie das Haus und überquerte die Straße. Sie schrak zusammen, als sie jemanden ihren Namen rufen hörte, und drehte sich um.

Vor ihr stand Phil Lammert. Er lächelte, und sein Gesicht sah nicht sehr schön aus.

Fortsetzung im nächsten **stern**

Das Geschäft



mit Europa



Die Wurzel allen Übels war die Europa-Marke 1960 aus dem Fürstentum Liechtenstein. Wegen der sehr geringen Auflage dieser Marke stieg der Preis von 40 Pfennig auf 60 Mark. Es war das Startsignal für Spekulanten, die nun begannen, die „Aktie" Briefmarke in die Höhe zu treiben. Die stürmische Preisentwicklung der Europa-Marken ist in der Philatelie ohne Beispiel



Kein Zahn ohne Königin. Vor sechs Jahren beschlossen die sechs Länder der Montan-Union, alljährlich eine Europa-Marke mit gemeinsamen, von Jahr zu Jahr wechselnden Motiven herauszugeben. Diesem Beispiel schlossen sich inzwischen 14 weitere westeuropäische Länder an. Traditionsgemäß zeigen die Engländer auch auf diesen Marken das Bild ihrer Königin



Jeder Zahn für den König. Seit mehreren Jahren gibt auch die rumänische Exilregierung in London postalisch allerdings ungültige Europa-Marken heraus, um ihr schwaches Finanz-Budget aufzubessern. Auf der Ausgabe 1960 warnen die königstreuen Rumänen vor dem russischen Bären, der Europa aufzufressen droht: „Befreit die Völker des Ostens vom russischen Joch!"

Geschäftemacher gefährden eines unserer beliebtesten Hobbys: Mit dunklen Spekulationen werden die Preise für Briefmarken in atemberaubende Höhen gejagt

Die Schlacht von San Marino fand am 20. Oktober 1961 im Saal des Postamtes der Zwergrepublik auf dem Monte Titano statt. 10 000 fanatische Briefmarkensammler und Händler drängten und prügelten sich, um eine der 600 000 Europa-Marken 1961 zu kaufen. Weil aber pro Person nur eine Marke ausgegeben wurde und ein großer Teil der Auflage schon vorher an Großhändler abgegeben worden war, stieg der Preis einer Marke innerhalb weniger Minuten von 500 Lire (= 3,50 DM Nominalwert) auf 40 und mehr Mark. Darüber gründlich verärgert, beabsichtigen jetzt viele Sammler, ihr Hobby endgültig zu begraben

Stellen Sie sich bitte einmal vor, Sie kämen gerade aus Ihrem Postamt, wo Sie für 10 deutsche Pfennige eine Briefmarke erworben haben. Und nun tritt plötzlich ein wildfremder Mensch vor Sie hin und bittet Sie flehentlich, Ihnen die 10-Pf-Marke für sage und schreibe 1,50 Mark zu verkaufen.

Was würden Sie tun? Sie hätten drei Möglichkeiten: Entweder rufen Sie die Polizei, da Sie einen Betrug wittern; oder Sie rufen einen Irrenarzt, weil Sie den Mann für verrückt halten; oder Sie kassieren die 1,50 Mark und freuen sich des Gewinns.

Aber nun stellen Sie sich bitte weiter vor, draußen vor der Tür stünde nicht einer, sondern rund 10 000, Männer und Frauen aus fast allen Ländern Europas und aus Übersee, eine hektische Menschenmenge, bewacht von Polizisten mit Maschinenpistolen, ein wildes Gedränge schreiender Leute. Frauen werden ohnmächtig, ein Mann verliert im Gewühl seine Hose, es kommt zu Prügeleien, die Polizei greift ein und vergrößert den Wirrwarr – und das alles nur, weil jeder einzelne in dieser Menge auf Ihre 10-Pf-Marke versessen ist.

Ein Fiebertraum, sagen Sie? Eine Ausgeburt der Phantasie?

Kein Fiebertraum! Das alles hat sich vor wenigen Tagen in San

Weiter auf der nächsten Seite

Das Geschäft mit Europa

Fortsetzung von Seite 83

Marino zugetragen und wenige Tage vorher, in etwas milderer Form, vor den Postämtern der Türkei, Islands, Liechtensteins und Luxemburgs. Der Grund: In all diesen Ländern hatten die Postverwaltungen eine Europa-Marke 1961 herausgegeben: und um diese Markenserie gab es ein Spekulationsfieber wie nie zuvor in der Geschichte der Philatelie.

Schon zwanzig Stunden vor der offiziellen Schalteröffnung in der Zwergrepublik San Marino standen die ersten Kaufaspiranten Schlange, und als es dann im Morgengrauen so weit war, gab es die große Pleite. Nur eine Marke wurde pro Person verkauft, zum Postpreis von 500 Lire (3,50 Mark). Keine fünf Meter vom Schalter entfernt wurde dem Käufer die Marke bereits aus der Hand gerissen – nun schon für runde 40 DM. Und die westdeutschen Sammler müssen heute, nur wenige Tage nach der Ausgabe der Marke, bereits einen 50-DM-Schein auf den Händlertisch legen, wenn sie eine der 600 000 San Marino-Marken erwerben wollen. Der Spekulations-Irrsinn um die Europa-Serien hat seinen bisherigen Höhepunkt erreicht.

Und dabei hatte es so friedlich begonnen: 1956 saßen in Montreux ein paar würdige Herren am runden Tisch zusammen und beschlossen kraft ihres Amtes als Postminister der Montan-Union-Länder, etwas für die Europa-Idee zu tun. Von nun an wollten sie alljährlich eine Europa-Marke herausgeben, die in allen beteiligten Ländern dasselbe Motiv mit kleinen landeseigenen Abwandlungen zeigen sollte.

Gesagt, getan.

Aber die rund 20 Millionen europäischen Sammler zeigten diesem Motiv zunächst die kalte Schulter. „Politisch Lied, ein garstig Lied", zitierten sie Altvater Goethe, und die Europa-Serie blühte im Verborgenen. Preis und Nachfrage blieben gering.

Das traurige Verdienst, die Europa-Marken mit einem Schlag berühmt oder berüchtigt gemacht zu haben, gebührt einem unbekannten Drucker in einer Londoner Tiefdruckanstalt. Dort hatte das Fürstentum Liechtenstein im Vorjahr zwei Millionen Marken Europa 1960 bestellt. Aber an jenem Morgen hatte der Drucker offenbar zwei linke Hände. Bei rund drei Viertel der bestellten Marken geriet der Fünffarbendruck hoffnungslos durcheinander und war unverkäuflich. Nur rund 500 000 Marken kamen auf den Markt.

Und nun geschah das Wunder: Da eine Marke um so teurer ist, je geringer ihre Auflage zählt, wurde die Liechtenstein Europa 1960 eine philatelistische Sensation. Von 1,20 Mark, soviel hätte sie normalerweise gekostet, stieg der Preis auf 10 Mark, 20 Mark und immer weiter, bis er endlich die 50-DM-Grenze überschritt. Und das dürfte noch nicht das letzte Wort gewesen sein.

Jetzt wurden Europas Briefmarkensammler hellwach. Jeder Philatelist träumt davon, eine

Marke billig zu erstehen, die später schwindelnde Preishöhen erreicht. „Europa müßte man sammeln", beschlossen Hunderttausende – so wurde eine Mode geboren.

Heute gibt es auf der ganzen Welt rund 3,5 Millionen Europamotiv-Sammler, und nun braucht man nur noch zu sagen, daß die Auflagenhöhe dieser Motivserien in mehreren Ländern weit unter einer Million liegt – und man versteht, wie es zu dem Europa-Rummel kam.

Da wurden Händler und Sammler zu Hyänen. Die Aussicht auf hohen Gewinn (die Zwei-Franken-Marke Europa Luxemburg 1956 kostet zur Zeit 250 DM) machte aus biederen Philatelisten über Nacht Konjunkturritter, sie kauften und verkauften wild drauflos, und die harmlose Briefmarke kam einmal mehr in den Ruf, die Aktie des kleinen Mannes zu sein.

Aber nicht nur Händler und Sammler, sondern auch einige Länder verloren Maß und Ziel. Obwohl zum Beispiel die türkischen Postleute wußten, daß sie nur 600 000 Europa 1961 drucken würden, nahmen sie weitaus mehr Vorbestellungen an, auf Vorkasse natürlich, und nur gegen D-Mark, Dollar oder Pfunde in bar – das heißt per Brief.

Aber sie lieferten nur einen Bruchteil der Bestellungen aus. Allen leer ausgegangenen Bestellern – und das war der weitaus größte Teil – teilten sie in einem freundlichen Brief mit, daß sie „aus devisentechnischen Gründen" das übersandte Geld nicht zurücksenden könnten. Man möge gefälligst andere türkische Marken kaufen (an denen niemand interessiert ist), oder aber das Geld bis zum nächsten Jahr in Ankara als Vorkasse für Europa 1962 schmoren lassen. So macht man am Bosporus Devisen.

Der Europa-Satz Türkei 1961, Postpreis etwa 50 Pfennig, kostet bereits 30,– DM, die ganze Europa-Serie 1961 aus fünfzehn Ländern, Postpreis etwa 15 DM, kostet jetzt ungefähr 130 DM, und der Preis ist immer noch im Steigen.

Es geschahen noch andere merkwürdige Dinge: Ein skandinavischer Großhändler kaufte in Reykjavik (Island) 10 000 Satz Island Europa 1961 zum Postpreis von 80 Pfennigen und verkaufte sie einen Tag später in Hamburg Stück um Stück für 12,50 DM – ein hübsches Geschäft! Andere Händler kaufen die Marken, die sie gestern für 1,20 DM verkauft haben, heute für 5 DM zurück, und die Preise steigen schneller, als die Händler die Preisschilder wechseln können. Nicht ohne geheime Sympathie werden die Europa-Sammler daher von jenem empörten Sammler hören, der einen allzu gewinnstrebigen süddeutschen Händler so zusammenschlug, daß der Arme in ein Krankenhaus mußte. Und sie werden schmunzeln über einen dänischen Großhändler, der mit dicker Brieftasche von Kopenhagen nach San Marino flog, um dort ein gutes Geschäft zu machen und dann mit nur einer einzigen Marke nach Kopenhagen zurückkehrte.

Und die Preise steigen, steigen, steigen ...

Diese Spekulanten – seien es Händler oder Sammler – sind dabei, ein Hobby zu zerstören. Viele Philatelisten haben bereits ihr Europa-Album endgültig zugeklappt, weil sie zu diesem Preiswahnsinn sagen: „Ohne mich." Ihnen bleibt nur der Boykott, um allzu geschäftstüchtige Manager daran zu hindern, nun auch noch am Feierabend des kleinen Mannes unanständig zu verdienen.







Gewinne mit Kessi und Jan

Bedingungen: 1. Jeder kann mitmachen, außer den Angestellten von Verlag und Redaktion des Stern. 2. Schicken Sie die Lösung mit Ihrer Adresse auf einer Postkarte an KESSI beim Stern, Hamburg 100. Fügen Sie den Vermerk „Preisausschreiben Nr. 395" hinzu. 3. Einsendeschluß für das Preisausschreiben Nr. 395 ist der 6. Dezember 1961. Maßgebend ist das Datum des Poststempels. 4. Die Preise werden unter den Einsendern richtiger Lösungen ausgelost. 5. Das Preisgericht wird von der Chefredaktion und dem Verlag des Stern bestimmt. Die Entscheidung ist unanfechtbar. Jeder Einsender unterwirft sich mit seiner Teilnahme diesen Bedingungen.

1. Preis: 1 Fernsehkoffer „Admiral", Wert 1000,– DM
2. Preis: 1 Schmalfilmkamera im Wert von 250,– DM
3. Preis: 1 24teilige Besteckgarnitur, Wert 120,– DM
4. Preis: 1 Rowenta Infragrill im Wert von 90,– DM
5. Preis: 1 MAUTHE Küchenuhr im Wert von 54,– DM
6. – 55. Preis: je 2 Flaschen Keuck-Spirituosen
56. – 155. Preis: je 1 Flasche Keuck-Likör



Preisfrage Nr. 395
Wie heißt der Gegenstand, den Kessi raten will?

Ergebnis des Zeus-Weinstein-Preisausschreibens Nr. 390. Der 71. Fall: Ein Kinderspiel. Der kleine Junge hätte ohne Stuhl die Bausteine auf dem Tisch nicht aufbauen können. Das Los bestimmte, wer einen Preis erhalten soll. 1. Preis Ingeborg Wiese, Berlin. 2. Preis Adolf Herzog, Ravensburg. 3. Preis Kurt Ziegler, Weil. 4. Preis Inge Autzen, Flensburg. 5. Preis Klaus Sichler, Neuß. Alle übrigen Gewinner werden benachrichtigt.

Reinhold das Nashorn



Glaubt man endlich Grund zu haben,
um mit bildnerischen Gaben,



seine Umwelt zu entzücken,
fällt uns jemand in den Rücken,



der da meint, die Kunstentfaltung
ärgere die Stadtverwaltung.



Reinhold denkt als Philosoph:
Dienst ist Dienst - und doof bleibt doof.



Deutschland deine Mode

Das ist die Welt der Modekönige, der Mannequins und der Besessenen. Eine verrückte Welt, die sich ihre eigenen Gesetze schneidert. Hinter ihrer strahlenden Fassade verbirgt sich eine geheimnisvolle Macht: die Diktatur aus Samt und Seide

Petronius

Drunter und drüber



Ein feines Gesichtchen ist laut Gudrun Potstada, Triumph-Miederdame Nr. 1, die unerläßliche Voraussetzung für die wirkungsvolle Präsentation eleganter Korsetts. Gudrun sagt: „Es muß beim Vorführen alles Aufreizende vermieden werden. Man darf keinen Mann anlächeln, man darf auch mit keinem Mann flirten, was man ja sonst oft und gerne tut." Ihre professionelle Zurückhaltung reizte den Frauenliebling und Triumph-Kronprinzen Rudolph (Bild oben) so sehr, daß er Gudrun heiratete. Triumph-Pressechefin Otto gab ihren Segen

Weiter auf der übernächsten Seite

Für flinkes Waschen:
HOOVER! Denn in einer Stunde
ist der Waschtag vorüber.

Schonend und pflegend –
so wäscht OMO all Ihre Wäsche.

Dazu das Vollwaschmittel OMO.
OMO wäscht
mit unermüdlicher
Waschkraft!

Die HOOVER-Waschkombination:
formschön und handlich,
sofort und überall waschbereit!

Mit HOOVER und OMO
reine, weiche, weiße Wäsche
Wäsche um die man Sie beneiden wird!

Flink und gründlich waschen mit 

und 

Deutschland deine Mode



Den Segen der Kirche zur Einweihung des neuen Triumph-Werkes in Regensburg überbrachte S. E. Weihbischof J. Hiltl

Der einsame Mann auf dem Werksgelände war ein richtiger Nachtwächter. Er drückte sich, wo er nur konnte, gegen eine Mauer oder Hauswand.

Denn der wilde Frühlingssturm heulte wütend zwischen den einzelnen Fabrikhallen durch die nachtschwarzen Höfe. Eisiger Regen peitschte gegen die Schornsteine, die Dächer, die verlassenen Laderampen und den Nachtwächter.

Der Nachtwächter dachte daran, seinen Beruf zu wechseln.

Das war auch ein scheußlicher März im Jahre 1956. Und nun noch dieses Unwetter über der ehemaligen württembergischen Reichsstadt Aalen.

All die Mieder, die Korsetts und Büstenhalter in den Lagerräumen und Nähsälen der Firma Triumph konnten ihm glatt gestohlen bleiben.

Und schon klirrte es.

Fensterscheiben zerschepperten auf dem harten Pflaster. Der Lärm war selbst im Sturmgetöse deutlich zu vernehmen.

Der Nachtwächter benahm sich ganz korrekt: Er erstarrte.

„Was war das?" fragte er sich. Damit steigert er die fiebernde Spannung des Lesers bis ins Unerträgliche.

Sollten Modespione diese gruselige Nacht dazu auserkoren haben, die Geheimnisse des neuen Triumph-Mieders zu lüften?

Sollte eine besonders miederbewußte Frau zur Verbrecherin geworden sein, um ihren Drang nach einem kostbaren Korsett zu befriedigen?

Der Nachtwächter ging dem Geräusch und der Sache nach. Als er vor einem großen Nähsaal stand, tanzte der Kegel seiner Taschenlampe über Glasscherben.

Mehrere Scheiben waren eingedrückt. Der Nachtwächter ließ sein Licht auch in den Saal leuchten. Kein Mensch.

Nur Regen und Wind. Wind, der die

Weiter auf der übernächsten Seite



Einen Goldpokal für guten Geschmack kassierte Firmenchef Dr. Braun. Heinz Oestergaards inniges Verhältnis zur Miedermode trägt goldene Früchte

Fichtel & Sachs erfüllt Wünsche nach kleinen Motoren mit ausgesprochen sportlichem Charakter. Motoren für Individualisten, denen das Fahren mehr bedeutet als Fortbewegung allein. Motoren mit hoher Leistungsreserve, die trotzdem auf nichts verzichten, was von der Konstruktion verlangt werden muß: auf zuverlässige Dauerleistung, Robustheit, Sicherheit. Für diese Gruppe hat Fichtel & Sachs als Krönung der 50-ccm-Baureihe einen 4,3 DIN-PS Hochleistungsmotor mit Vierganggetriebe und Fußschaltung geschaffen. Viel Kraft für anspruchsvolle Fahrer. Der neue Motor ist innen und außen modern; gebaut nach dem Prinzip höchster technischer Reife. Ein Prinzip, das auch für alle anderen Erzeugnisse von Fichtel und Sachs gilt: für Freilaufnaben, Stoßdämpfer, Kupplungen und für den Saxomat. Gekennzeichnet durch die beiden Buchstaben F & S, die zugleich Fortschritt und Sicherheit bedeuten. Sie sind für alle Produkte das Symbol der Herkunft **aus dem Hause Fichtel und Sachs AG, Schweinfurt.**

F&S Fichtel & Sachs - Fortschritt und Sicherheit



I/VE 10/61

Deutschland deine Mode



Ein gewichtiger Star unter den Mieder-Mannequins ist die vollschlanke Christel Fuhrmann. An ihrem stattlichen Beispiel erweist sich die Zugkraft der Triumph-Mieder. Wie es zu Großmutters Zeiten in der Damenmode drunter und drüber aussah, wurde auf keinem Laufsteg gezeigt. Diskrete Zeichnungen deuteten es an

Scheiben eingedrückt hatte, und Regen, der in den Saal pladderte.

Wenig später wurde der Lagerleiter vom Nachtwächter aus dem Schlaf telefoniert. Der Lagerleiter wiederum rief am frühen Morgen – es war ein Sonnabend – den Triumph-Seniorchef in Heubach/Württemberg an. Fritz Spießhofer war zuständig für Gebäude und Gebäudeschäden.

Sofort ließ sich Spießhofer in das zwanzig Kilometer entfernte Werk in Aalen fahren. Denn er bangte um die Gesundheit der 185 von Wind und Regen bedrohten Näherinnen, die seiner Meinung nach in diesem Nähsaal ihre fleißigen Finger rührten.

Dabei rührten sie die Finger schon eine ganze Weile nicht mehr, wenn man von den Daumen absieht, die sie seit ihrer Entlassung drehten. Spießhofer-Neffe Dr. Braun hatte die Massenentlassung ausgesprochen. Daran hatte Onkel Fritz nicht mehr gedacht.

Wie staunte drum der alte Herr, als er die Schwelle des Nähsaales überschritt. Keine Näherin! Statt dessen stapelten sich in diesem Saal Büstenhalter bis hinauf zur Decke. Büstenhalter im Wert von zehn Millionen Mark, dem Regen und Wind preisgegeben.

Das waren BHs aus Perlon. Und die Verwendung von Perlon war der erste Versuch von Triumph, die Miederware der grauen Vermassung zu entreißen.

„Aber keiner kauft die!" klagte Dr. Braun bewegt. „Perlon ist für die

Weiter auf der übernächsten Seite



Man sieht's *wenn eine Mutter liebend sorgt!*

Man sieht's, welchen Spaß sie daran hat, mit ihrer kleinen „Hausfrau" die frische Wäsche einzuräumen. Ob große, ob kleine Wäsche, mit Suwa-rekord wird alles gründlich rein. Und Mutti weiß: Suwa-rekord wäscht jetzt weißer!





Suwa wäscht jetzt weißer ... und man sieht's

1-278









Die enge Verwandtschaft zwischen Büstenhalter und Bikini veranlaßte die Triumph-Miederwerke zu einer erfolgreichen Badeanzug-Produktion. Seit einem Jahr prunkt Triumph nicht nur mit ein- und zweiteiligen Miedermodellen auf dem Laufsteg, sondern auch mit modischen Badeanzügen

Deutschland deine Mode

Kunden eine reine Sommerware. Und jetzt ist es noch so kalt..."

Demnach schien die deutsche Frau zu jener Zeit einen Büstenhalter hauptsächlich als Wetterschutz getragen zu haben.

Es schien Not zu tun, die Käuferin darüber aufzuklären, daß ein BH nicht als Doppelmuff für kühle Busen gedacht ist.

Eine echte Aufgabe, der sich jedoch die zwölf Generalvertreter der Firma nicht widmen wollten.

Sie ließen ungerührt die Perlonproduktion zu Büstenhalter-Halden anwachsen. Ein Bild des Jammers für jeden Menschen, dem der Busen am Herzen liegt.

Die zwölf Generalvertreter hatten sich daran gewöhnt, daß der Verkauf automatisch vor sich ging. Sie hatten ihre Posten zum Teil bereits von ihren Vätern geerbt. Die Zumutung, den Geschäftskunden einen neuen Artikel der Firma schmackhaft zu machen, traf sie unvorbereitet.

Bis auf einen.

Der war munter. Nur durch Zufall hatte er 1950 das Gebiet Württemberg-Baden übernehmen dürfen. Man gab ihm eine Liste mit 85 Kunden, die einen Umsatz von 850 000 Mark einbrachten. Und nun war es ihm gelungen, daraus 1200 Kunden mit 14 Millionen Mark Umsatz zu machen.

Dieser Tausendsasa hieß Heinrich Friedel und verstand nicht das geringste von Miedern. Aber er verstand was vom Verkauf.

Darum hatte er längst Dr. Braun in den Ohren gelegen: „Der Verkauf durch Generalvertreter ist ein alter Zopf. Sie müssen Ihre eigene Verkaufsorganisation haben."

Das sah Dr. Braun ja nun auch ein. Und er wußte auch, wen er zum Verkaufsdirektor machen würde.

Heinrich Friedel.

Der Friedel erschien am Tag, als der Regen kam, bei Dr. Braun.

Friedel wollte sich eigentlich nur verabschieden.

Zwei Jahre lang hatte er keinen Urlaub genommen, er hatte noch länger gespart, um seinen Jugendtraum wahr zu machen und Amerika zu bereisen.

Friedel ahnte nichts, als Dr. Braun ihn hinaus in die frische Märzluft führte und mit ihm über die noch regennassen Wiesen bei Heubach ging. Die Hosen des Chefs wurden feucht bis zum Knie.

Auch seine Augen wurden feucht.

Mit der zartfühlenden Diskretion eines echten Bayern erkundigte sich Friedel: „Ja, wie hammers denn?"

Und Dr. Braun öffnete seinen Kum-

merkasten und schüttete sein Herz aus. Da purzelten sie heraus, die entlassenen Näherinnen, das eingeregnete BH-Gebirge und die erschlafften Generalvertreter.

Jetzt könne nur noch Friedel helfen, meinte er. „Aber Sie fahren ja nach Amerika..."

Friedel fuhr natürlich nicht nach Amerika. Er vertagte flugs den Jugendtraum, stellte sich mitten auf die Heubachsche Wiese und sah dem kleinen Doktor fest ins Auge: „So eine Aufgabe, die find ich nur einmal. Jetzt sind mir nur a Frosch – wir müssen a Elefant werden."

Um diese Umwandlung zu erreichen, war eine größere Operation notwendig. Die Generalvertreter wurden mit viel Geld abgefunden, Warenlager wurden in der ganzen Bundesrepublik und dann auch im Ausland eingerichtet. 15 Verkaufsdirektoren und 105 Vertreter wurden neu eingestellt. Auch hier: kein einziger aus der Miederbranche. Und keiner aus Heubach.

Heinrich Friedel entpuppte sich dabei als wahres Genie. Die Idee von Dr. Braun, den Busen dem allgemeinen Dunkel zu entreißen und im Niveau anzuheben, setzte er in die Tat um.

Er wurde der Billy Graham der Miederbranche. Er reiste herum und schmetterte in die Saalmikrophone: „Der Busen ist das Schaufenster der Frau!"

Und er tat alles, was man von einem Schaufensterdekorateur erwarten konnte.

„Ein Büstenhalter", sprach er aus eigener Erfahrung als Vertreter, „ist im Musterkoffer ein totes Ding. Der bedeutet nichts, wenn man ihn nicht am Körper sieht."

Darum startete er ein Unternehmen, das fast eine halbe Million Mark kostete und ihn durch sechzehn Städte Deutschlands führte:

„Wir sind herumgereist wie mit einem Zirkus. Wir hatten eine tolle Ansagerin, meist Marita Gründgens. Und dann habe ich zehn Mannequins mit unseren Sachen über den Laufsteg geschickt!"

Er holte sich dafür keines der Mädchen und keine der reiferen Angestellten, die man bisher aus dem Heubacher Werk für solche Aufgaben eingesetzt hatte.

Er holte sich dafür eine Garde sanftgekurvter Grazien, die alles mitbrachten, was für diesen Spezialberuf verlangt wird.

Und das ist nicht wenig, wie Petronius weiß.

So eine Grazie muß über einen Busen verfügen und über einen Po. „Damit sie", wie Friedel sagt, „einen Grund hat, ein Mieder zu tragen."

Sie muß mit der dreimaligen Berührung der Beine dienen können. Das ist kein geheimnisvoller Ritus oder alter Aberglaube. Die Beine der Miedermaid müssen sich am Oberschenkel, an den Knien und an den Knöcheln berühren.

Auf diese Weise soll wohl angedeutet werden, daß ein gutes Mieder auch noch die Knöchel der Dame zusammenpreßt.

Von allergrößter Bedeutung ist weiterhin die solide Form, in der sie auf dem Laufsteg das Interesse des Käufers wecken.

„Wir müssen Spitzenmannequins haben", fordert Dr. Braun hart, „die seriös, einwandfrei, anständig und first class sind. Davon lebt das Mieder, daß wir es nicht hinunterziehen, sondern es sozusagen hinaufheben."

Die Mannequins, die das Mieder hinaufheben, dürfen auf dem Laufsteg nicht zu schnell gehen, sich nicht rasch umwenden, nicht ins Publikum lächeln. Sie müssen die brave Haltung einer wohlerzogenen Dame zeigen.

Diese Kunst beherrscht wie kaum eine andere das teuerste Wäschemädel Deutschlands: Gudrun Potstada.

Auf Plakaten, in Anzeigen, Katalogen und in natura hat sie Millionen die Schönheit der Dessous nähergebracht. Sie ist ja überall so bekannt.

Von ihrer großen Korsettkarriere

Weiter auf der nächsten Seite

Deutschland deine Mode

wurde ihr an der Wiege nicht gesungen. Die Wiege stand vor 25 Jahren in Gleiwitz. Nach dem Kriege sammelte sich die Familie im oberfränkischen Marktredwitz, wo Vater Potstada ein Textilgeschäft eröffnete. Mieder führte er aus Platzmangel nicht.

Töchterchen Gudrun half im Geschäft und bestand mit ganzen achtzehn Jahren die Prüfung zum Textilkaufmann.

In Stuttgart lernte sie als Substitutin in einem Geschäft für Damenbekleidung das Leben kennen. Und ein Fotograf lernte Gudrun kennen.

Nun ging es rasch.

Sie ließ viele Fotos von sich anfertigen und arbeitete auch als Hausmannequin für Strickwaren und Bademoden bei Bleyle.

„Aber nur kurz. Als Fotomodell verdiente ich mehr."

Die Frottierweberei Solfina – von Curt Braun, dem Bruder des Triumph-Braun geleitet – putzte ihre Bademäntel und anderen Erzeugnisse durch den Körper der schönen Gudrun ungemein auf.

Vom Bademantel zum Büstenhalter war es dann nur noch ein Schritt.

Gudrun hatte gute Gründe: „Als ich die Gage hörte, sagte ich sofort ja. Die Gage war ausschlaggebend."

Für diese Gage tut sie allerdings nicht alles. „BHs und Hüftgürtel, das führen andere Mädchen vor, das sind die kleineren Mannequins."

Sie ist ein größeres Mannequin. Sie führt nur einteilige Mieder vor. Und auch die nur nach Möglichkeit mit einem Morgenschleier behängt.

Über den Hochmut der Kolleginnen, die niemals vorführen würden, was sie über dem Drüber drunter haben, kann sie mit echtem Besitzerstolz nur lachen:

„Die würden ja alle gern Mieder vorführen, wenn sie könnten. Aber wie viele haben denn schon einen Busen?"

Petronius hat sie nicht gezählt. Doch er weiß, daß Gudrun Potstada die Oberweite 91 zu bändigen hat.

Und Gudrun plaudert auch darüber, wie die Bändigung vonstatten geht.

„Wenn Mieder-Modenschau ist, ziehen wir uns hinten um und sind nackt. Nur ein hautfarbenes Höschen haben wir an, weil manche Mieder durchscheinen. Einen BH tragen wir natürlich nicht. Na, das wäre vielleicht für die Männer eine Wonne, wenn sie uns beim Umkleiden sehen würden . . ."

Die Wonne, kann Petronius alle Männer nur beruhigen, hält sich durchaus in Grenzen. Er hat, in Ausübung seines schweren Berufes, auch miterlebt, wie Miedermannequins sich „hinten umziehen".

Er hat es nicht nur miterlebt, er hat mitgelitten.

Der Umkleideraum war erfüllt vom Stöhnen und Ächzen der mit ihren Gummifutteralen kämpfenden Schönen.

Die Direktrice und eine Helferin bemühten sich, durch Ziehen, Zerren und Schieben das jeweilige Mieder auf die Figur zu rollen oder wieder herunterzustülpen.

Ungeheure Kräfte waren am Werk.

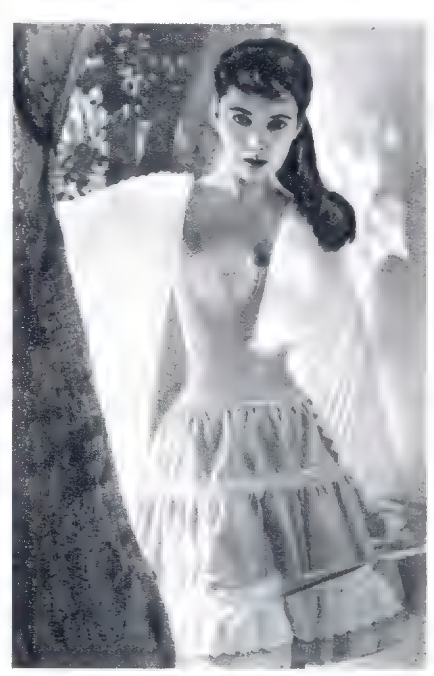
Schnell sollte es auch noch gehen. Petronius begriff endlich, warum Miedermannequins für ihre Tätigkeit so hoch dotiert werden. Es ist nicht ein Kranzgeld für verlorene Schicklichkeit. Ein aufreizender Pullover oder ein schlechtsitzender Bikini sind viel unschicklicher.

Nein, es ist das wohlverdiente Entgeld für reinen Kräfteverschleiß.

Mannequins sind – wie in einem Musterprozeß gerichtlich festgestellt



Miederfreuden erlebte Filmsternchen Senta Berger als attraktive Schaustellerin verführerischer Dessous. In ihren jüngsten Rollen zeigt das Wiener Wäschemädel Senta außer Dessous auch schauspielerisches Talent



Miederleid erlebte Mannequin Helga Allgäuer, als sie einen Abstecher in die Korsettbranche machte. Denn es verstieß gegen den Kastengeist der Modellkonfektion, wenn ihre Mannequins sich in Miedern auf dem Steg zeigten

wurde — keine Angestellten, sondern Arbeiter.

Hier wurde es Petronius bestätigt.

Wer glaubt, zum Miedermannequin berufen zu sein, mache folgenden simplen Test: Er streife sich zwei nasse Gummihandschuhe über und ziehe sie dann wieder von den Fingern. Binnen zehn Sekunden. Nur wer das schafft, darf hoffen.

Ein langes Korsett, Marke „Je-enger-je-lieber“ hat zwar keine fünf Finger, in die es zu fahren gilt, dafür weiß es mit anderen Tücken aufzuwarten. Ösen, Haken, Reißverschlüsse an den überraschendsten Stellen — und die Eigenschaft, hartnäckig an jeder kleinsten Erhebung des Körpers kleben zu bleiben.

Flüchen und Beschwörungen lauschend, saß Petronius da und verfolgte als der Technik aufgeschlossener Mensch die Methoden, nach denen Körperform und Miederform aufeinander abgestimmt wurden.

Es gelang mit Quetschen, Heben, Zurren und anderen rohen Akten, von deren Existenz sein Anstand gebot, nichts gewußt zu haben.

Und doch kam es nach all der schweißtreibenden Gymnastik vor, daß zwischen Mieder und Haut eine spürbare Lücke klaffte. Meist am oberen Ende.

Nicht alle Miedermannequins scheinen die Idealmaße von Gudrun Potstada zu besitzen.

Sie hatten zwar einen Po zum Wegdrücken, aber die oberen Miederkörbchen blieben leer.

Da half nur eines. Das simple Einatmen. Nach einem tiefen Luftzug traten die Minderbemittelten hinaus auf den Laufsteg.

Natürlich konnten sie es sich nicht leisten, vor dem Publikum richtig auszuatmen. Es hätte ausgesehen, als ob sich da oben am Mieder zwei Ventile öffnen würden.

Nein, sie atmeten nur ganz sacht. Bauchatmung statt Brustatmung.

Erst im sicheren Umkleideraum angekommen, atmeten sie erleichtert aus.

Diese spezielle Atemtechnik zwingt die Mädchen auf dem Laufsteg automatisch zur Dezenz. Da kann man nicht rasch laufen, da hat man auch wenig Sinn für Flirt und sorgenloses Lächeln.

Vielleicht ist Petronius in die falsche Miederschau gegangen. Denn er muß zugeben, daß er manchen Star der Branche dort vermißte.

Etwa die blonde Helga Overtheil, die als erstes teures Mannequin den Bann brach, daß „man“ nicht Mieder vorführen kann.

Oder die blonde Inge Hensger von Triumph, die blonde Agnes Sing oder die blonde Annemarie Desaive.

Sie war „Miß Dortmund 1958“ und verdankte diesem Erfolg den Sprung zum Mannequinberuf. Als sie die „Susanne-Erichsen-Modelle“ zur Schau trug, wurde sie von einem Fotografen für Triumph entdeckt.

Nun zeigt sie für 150,– DM pro Schau ihre von Triumph gekrönte Figur.

„Da genier' ich mich gar nicht.“ Warum auch. Sie geniert sich nur, wenn es in der Branche bekannt wird.

„Denn da nimmt mich doch kein Couturier mehr!“

Von dieser Angst ist auch die sanfte Helga Allgäuer besessen. Helga, in Berlin ob ihrer braven Schönheit „Schneewittchen“ genannt, zeigte sich nur im Ausland im Mieder.

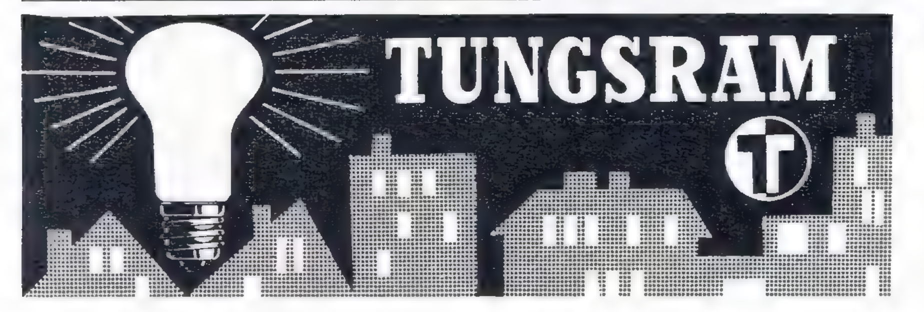
Im Inland zeigte sie sich im Badeanzug und wurde „Miß Wannsee 1949“.

Das bei ihren Großeltern und einer Stiefmutter aufgewachsene Waisenkind wollte abwechselnd Tänzerin, Sängerin oder Schauspielerin werden, doch gab sie die begonnenen Unterrichtskurse aus Geld-, Stimm- und anderem Mangel wieder auf.

„Die Mode aber fiel mir von selbst in den Schoß“, sagte sie. Da lag sie nun hübsch. Man fotografierte die schwarzhaarige Helga gern und oft, sie war ein liebenswertes Mädchen.

Weiter auf der nächsten Seite





Deutschland deine Mode

Das fand auch Ehemann Romuald. Doch vor einem Jahr wurde die Ehe geschieden.

Die arme Helga hat es oft schwer. Sie ist so brav. Sie hat auch eine Hauptrolle beim Film abgeschlagen, weil der Regisseur vor Vertragsabschluß mit ihr auf Motivsuche fahren wollte. Sie brauchte das Motiv gar nicht erst zu suchen.

Nun ist sie ein freies Mannequin und mit Heinz Kruse, einem Herrn von der Firma Jobis, verlobt.

Augenblicklich wird sie leider von ihrer Schwiegermutter erschlagen.

„Wenn meine Schwiegermutter erfährt“, sagte sie nämlich, „daß ich Mieder vorgeführt habe, schlägt sie mich tot.“

Schade um sie.

Dabei ist gerade jetzt der Ruf der Miedermannequins gerettet. Auch ein Miedermannequin kann hoffen, in der peniblen Modellkonfektion als vollbekleidetes Mannequin Karriere zu machen.

Das nämlich versucht gerade Gudrun Potstada zu erreichen. Sie arbeitete bisher nebenbei bei dem modisch anspruchsvollen Detlev Albers in Berlin und hat nun Aussicht, bei Gehringer & Glupp als Starmannequin engagiert zu werden.

Der Modeschöpfer dieses erstklassigen Hauses, Pit Kübler, hat sie bereits begutachtet.

Sein Blick blieb nur an der Oberweite hängen. „Na ja“, meinte er schließlich seufzend, „die drücken wir auch noch weg.“

Ohne Triumph.

Auch im Privatleben verzichtet die gutgewachsene Gudrun auf das Mieder: „Ich trage nie so ein Ding, es schnürt mich so zusammen.“

Aus Gagegründen geht sie wohl nicht zu Gehringer & Glupp. Denn: „An einem Tag bei Triumph verdiene ich mehr als in sechs Wochen bei Gehringer & Glupp.“

Für so viel Glück muß es doch eine Erklärung geben. Und die gibt es auch.

Dr. Herbert Braun hielt immer so viel von ihr. Und auch die rechte Hand von Dr. Braun, der allgewaltige Herr Horst Rudolph, hielt so viel von ihr.

In Sektlaune sprachen Dr. Braun und Horst Rudolph: „Einer von uns muß sie heiraten, sonst wird sie uns weggeschnappt.“

Horst Rudolph heiratete sie bald darauf. Sie blieb Triumph erhalten.

Doch Horst Rudolph ist nicht mehr die rechte Hand von Dr. Braun. Er hat die Firma verlassen.

Was Horst Rudolph besonders an Gudrun faszinierte, war die Zurückhaltung, mit der sie ihm begegnete.

Als Betreuer und Gagenzahler der Mannequins hatte er bei manch anderen Mannequins kaum Anzeichen von besonderer Zurückhaltung feststellen können.

„Doch Gudrun lag immer im Bett“, berichtet Rudolph. „Sie hatte kein Interesse, mit mir auszugehen.“

Und alle, die sie kennen, werden bestätigend mit dem Kopfe nicken.

So war sie.

„Und auf ihrem Nachttisch entdeckte ich Schopenhauer. Das war selten.“

Alle, die sie kennen, werden bestätigend mit dem Kopf nicken.

Das war selten.

„In ihrem Wesen und ihrer Figur war sie besonders für ihren Beruf geeignet“, sagt Rudolph. „Sie ist so ein durchgeistigter Typ.“

Heute haben Herr und Frau Rudolph eine vier Monate alte Tochter. Die ist bei der Großmutter. Herr Rudolph besitzt einen 12jährigen Sohn aus erster Ehe, der war in einem Internat. Frau Rudolph arbeitet in Berlin und Herr Rudolph in Wien.

„Von Triumph“, sagt Rudolph, „bin ich weggegangen, um ein gemütliches Familienleben führen zu können.“

Der Aufenthalt bei Triumph wurde ihm auch von Professor Meyer verleidet. Professor Meyer ist Psychologe.

Er beriet Dr. Braun zunächst in personellen Dingen. Durch Prof. Meyer kam Dr. Haas als neuer Finanzboß in die Firma Triumph. Bei dem Vater von Dr. Haas erwarb der Psychologe Meyer seinen Professortitel. Prof. Meyer empfahl eine ihm bekannte Organisationsfirma, die aus Triumph ein Musterwerk an rationeller Schaffenskraft machen sollte.

Verkaufsdirektor Friedel: „Aus dem Organisationsplan wurde nichts. Das war mehr ein psychologischer Fall, kein organisatorischer.“

Verkaufsdirektor Friedel ist übrigens auch nicht mehr bei Triumph. Dafür gibt es dort einen Graphologen Dr. Schulz.

Graphologe Schulz und Psychologe Meyer können die Hellseherin Kardos nicht besonders leiden. Ein Gefühl, das Frau Kardos herzlich erwidert.

Einen Astrologen hat Dr. Braun bislang noch nicht engagiert.

„Ich möchte“, wünscht Dr. Braun, dessen Belegschaft in den letzten Jahren einen erstaunlichen Personalverschleiß zu überstehen hatte, „daß es eine wirkliche Kameradschaft unter den Mitarbeitern gibt.“

Besonders gut ist die Kameradschaft zwischen Prof. Meyer und Dr. Schulz.

„Es gibt“, stellt Dr. Braun fest, „keine Neueinstellung gegen den Willen oder ohne das Einverständnis von Prof. Meyer und Dr. Schulz.“

Die Kameradschaft zwischen Dr. Braun, Horst Rudolph und Heinrich Friedel mußte daran zerbrechen.

Besonders Horst Rudolph eignete sich zum guten Kameraden:

„Ich bin Humanist“, sagt Rudolph über sich selbst. „Ich war großer HJ-Führer, später PG. Nach dem Abitur meldete ich mich freiwillig zum Arbeitsdienst und zur Wehrmacht.“

In der Wehrmacht diente er von 1939 bis 1945 bei den Fallschirmjägern, kämpfte in Monte Cassino und beendete den Krieg als Oberleutnant nach siebenmaliger Verwundung im Lazarett.

Ein Auge ist fast erblindet, das andere ist stark lichtempfindlich.

Nach dem Krieg landete er als Flüchtling – er floh aus einem sowjetischen Zuchthaus – in einem Zimmer des Pfarramtes von Eßlingen.

Seine erste Frau war noch bei ihm, eine ehemalige baltische Baronin, die nicht begriff, warum ihr Horst nun als Hilfsarbeiter bei den Amerikanern arbeiten sollte.

Keine Universität hatte ihn zum Studium zugelassen.

Bei den Amerikanern stieg er in die deutsche Personalverwaltung auf, wurde entnazifiziert und amnestiert. „Wie kann man einen Mann ohne Schuld amnestieren!“ zürnt er.

Bei den Amerikanern wuchs er in größere Aufgaben hinein und wirkte in einem für die USA arbeitenden Panzerwerk in Butzbach bei Bad Nauheim schließlich als Marktforscher.

Ein privates Erlebnis, der tödliche Unfall seines Bruders, ließ ihn den Arbeitsplatz wechseln.

Er landete bei Triumph.

Und Miedermann Dr. Braun fand in dem Panzermann Rudolph eine feste Stütze.

„Sie sollen mein persönlicher Assistent werden!“ rief Dr. Braun spontan.

Rudolph fackelte nicht lange, warf kurz einen Blick in den Betrieb: „Büstenhalter lernt man ja schnell

kennen" – und brachte den laschen Betrieb mal ordentlich auf Zack.

Das Triumphirat Braun-Rudolph-Friedel startete nun zu den strategisch geplanten Aktionen, die alle dem Endziel dienen: „Dem deutschen Mieder Weltgeltung zu verschaffen."

Es kam zur Aktion in Kairo mit Oestergaard. Es kam später, am 27. Februar 1959, zur Aktion im Hilton-Hotel, Berlin.

Fast 200 Journalisten aus vierzehn Ländern strömten auf Einladung von Triumph nach Berlin in das gerade neueröffnete Hilton.

Dort legte man ihnen Berlin zu Füßen. Es war die verschwenderischste Modeparty, die Berlin je erlebt hatte. Man bot ihnen alles. Und dann noch ein Mieder und noch ein Mieder.

Die sieben amerikanischen und kanadischen Journalisten, deren Einladung nach Berlin tausende DM gekostet hatte, bedankten sich in Form von wohlwollenden Zeitungsberichten.

„Wir haben die amerikanische Presse!" freute sich Dr. Braun. „Nun geh'n wir 'rüber, ehe sie uns wieder vergessen."

So kam es zu der „Aktion Amerika". Verkaufsdirektor Friedel hatte unterdessen seinen Jugendtraum wahr gemacht und Amerika besucht. Er kannte den dortigen Miedermarkt.

Er wußte, daß es nur eine einzige, geringe Chance gab, in den Markt einzudringen: „Fünf Prozent der Amerikanerinnen wollen mehr Sex und mehr Mode in ihren Miedern haben. Da könnten wir nachstoßen."

Nun besaß Triumph zwar eine umfangreiche Kollektion, doch mehr Sex oder Mode als die Amerikaner hatten sie noch nicht zu bieten.

Jetzt kam es ganz auf einen Mann an, der wirklich verdient, genannt zu werden: der 55jährige gelernte Schuhmodelleur Heinrich Hölscher aus Rinteln an der Weser.

Ein biederer, ruhiger Mensch. In den Krisenjahren um 1930 wechselte er von den Schuhen zu den Miedern über. Zuerst ging er zu Felina nach Mannheim, seit 1947 ist er bei Triumph.

„Ich habe mich von den Schuhen zum Büstenhalter hinaufgearbeitet", sagt Hölscher – und daran hängt er nun.

Mit stiller Besessenheit arbeitet er an immer neuen Miedermodellen. Es sind alles seine Kinder, meint er.

Von ihm also verlangte Dr. Braun im April 1959, er möge für Amerika ganz rasch neue Kinder zur Welt bringen. Die schönsten und reizendsten seines Lebens.

Hölscher ging zu diesem Zweck einige Tage in Klausur und gebar still vor sich hin ein Mieder nach dem anderen.

Als er wieder zum Vorschein kam, strahlte Amerika-Experte Friedel:

„Damit können wir nach drüben gehen!"

Die Modelle wiesen wirklich Sex und Chic auf. Doch der Optimismus Friedels hatte einen tieferen Grund. Er entdeckte, daß Hölscher als unteren Abschluß der Mieder und Korseletts ein Elastikband eingezogen hatte.

„Das saß jetzt wie angemauert! Durch dieses Elastikband haben wir endlich den Hänge-Po beseitigt. Das war unsere Chance, denn die Amerikanerin hat den gleichen Hänge-Po wie wir."

Und Triumph zog aus, den amerikanischen Hänge-Po zu beseitigen."

Im nächsten *stern*

Auf Miedersehen in Amerika



KINDERÄNGSTE





Prof. Horst Wetterling, Dozent an der Pädagogischen Hochschule in Osnabrück, schreibt im Stern über Probleme der Erziehung und der Schule

Wenn ein Kind nachts aufschreit und zu den Eltern ins Schlafzimmer stürzt, weil sich unter seinem Bett ein Räuber verberge, dann versuchen Vater und Mutter meistens, es dadurch zu beruhigen, daß sie Licht anmachen und ihm den leeren Platz unter seinem Bett zeigen. Sie versäumen auch nicht, ihm dabei zu erklären, daß es gar keine Räuber gibt. Damit ist dem Kind jedoch nicht geholfen. Seiner Angst ist nicht mit Gründen der Vernunft beizukommen.

Unsere Kinder leiden an mannigfachen Ängsten, die dem Erwachsenen absurd vorkommen, an der Angst vor Gespenstern, vor dem Weltuntergang, vor dem Lebendig-Begrabenwerden. Sie fürchten sich, allein in den Keller zu gehen, sie betteln um ein Licht für das Schlafzimmer und wittern in jeder Ecke des Zimmers oder unter dem Bett ein Wesen, das sie bedroht. Bei einer Untersuchung zeigte sich, daß sich noch im Alter von 5 bis 6 Jahren 27 von hundert Kindern vor Tieren fürchten und 20 von hundert Kindern des gleichen Alters davor, im Dunkeln allein zu sein. Die Ängste sind keine anormale Erscheinung im Seelenleben des Kindes.

Dennoch wäre es falsch, sie leichtzunehmen und zu meinen, das Kind werde schon allein damit fertig. Angst zerstört allemal den Lebensmut, beeinträchtigt immer die Selbstsicherheit und lähmt den Willen, die Welt zu entdecken und zu erobern. Es hängt von der Spannkraft eines Kindes ab, auf welche Weise es seine Ängste beantwortet, wenn Vater und Mutter ihm nicht helfen. Das eine Kind versucht seine Angst durch Kraftmeierei und lautes Angeben auszugleichen. Diesem Beginn entsprechen häufig die Zerstreutheit in der Schule und der Hang zur Absonderung. Kein Zweifel, daß die Flegeleien der „Halbstarken" hier eine Wurzel haben. Das andere Kind versinkt in Mutlosigkeit und sträubt sich geradezu gegen sein eigenes Wachsen und Reifen. Es möchte in dem Zustand der frühen Kindheit verharren, in dem es behütet und umsorgt wurde. Unter seinen Kameraden gilt es dann als feige und wird erbarmungslos gehänselt, am grausamsten von denen, die selber von Angst gepeinigt werden, sie aber eben durch Rüpelhaftigkeit zu überwinden trachten.

Obwohl jedermann weiß, was Angst bewirken kann, gibt es dumme Eltern genug, die meinen, daß sie ihrem Kind mit dem „bösen Mann", mit dem Polizisten oder mit der Schule drohen, ihm Angst einflößen müßten. Meistens halten sie die Drohung sogar für eine erzieherische Maßnahme. Und stets sind sie mit dem Ergebnis zufrieden: Das Kind ißt ja gehorsam seinen Haferbrei, schluckt willig den Lebertran, sagt kein Wort mehr, wenn es ins Bett gehen soll, und denkt nicht mehr daran, über die Straße zu laufen. Für das Kind ist nämlich der „Buh-Mann" eine leibhaftige Wirklichkeit. Seine Einbildungskraft stattet ihn mit der Macht aus, ihm zu schaden. Das tatsächliche Ergebnis bleibt dem Blick so

beschränkter Eltern verborgen: Dieses Kind wird sein Leben nicht meistern. Und später wundern sich die gleichen Eltern darüber, daß ihr Kind vor der angekündigten Englischarbeit zurückschreckt und in die Krankheit flieht, nämlich tatsächlich meßbares Fieber bekommt.

Ein Kind hat Anspruch auf Hilfe, auch wenn es unbequem ist, ihm beizuspringen. Es ist billig, seine Leichtgläubigkeit auszunutzen. Es ist unritterlich, ihm – dem Schwächeren – Furcht einzujagen, weil wir uns selber ängstigen vor den Aufgaben, welche sein Dasein uns stellt. Angstmachen ist stets egoistisch. Menschlich ist es allein, dem geängstigten Kind beizustehen.

Sofern es sich um eine Angst handelt, die auf ein bestimmtes Erlebnis zurückgeführt werden kann, ist es nicht schwer, einem Kind zu helfen. Fürchtet es sich zum Beispiel vor Hunden, weil es einmal angebellt oder angefallen wurde, so ist es ratsam, dieses Kind mit einem freundlichen Hund in Kontakt zu bringen. Freilich sollten die Eltern dabei nie versäumen, auch ihre Vertrautheit mit dem Tier ins Spiel zu bringen, also gemeinsam mit ihrem Kind den Hund zu streicheln oder mit ihm zu tollen.

Die Einbildungskraft der Kinder öffnet einen weiteren Weg zur Hilfe. Für Kinder im vorschulpflichtigen Alter gibt es keine scharfe Grenze zwischen der Wirklichkeit und dem Bereich der Phantasie. So bedeutet die Überwindung der Angst im Spiel mit eingebildeten Figuren zugleich deren Eindämmung in der Wirklichkeit. Kinder haben selbst solche Spiele erfunden, in denen sie ihren Mut auf die Probe stellen, wie zum Beispiel im Spiel vom „schwarzen Mann". Vom sicheren Port des guten Ausgangs her genießen sie die Spannung solcher Situationen geradezu. Hier und in den Gruselgeschichten, nach denen sie gelegentlich verlangen, legen sie ihre Furcht den eingebildeten Gestalten bei und gewinnen dadurch Abstand von dem, was sie peinigt.

Aus eben den undurchdringlichen Tiefen der Einbildungskraft steigen auch jene Figuren – die Hexe, der Räuber – auf, welche ein Kind nachts erschrecken. Ihnen mit vernünftigen Hinweisen zu begegnen, ist töricht. Es hilft auch nichts, ihre Gegenwart einfach zu leugnen. Für das Kind sind sie ebenso gegenwärtig wie Vater und Mutter. Hier hilft nur eines: Man muß die Vorstellungswelt eines Kindes ernst nehmen, auch wenn es uns albern vorkommt. Wir müssen den beängstigenden Bildern, die da aufsteigen, Bilder guter Mächte entgegenhalten, die für das Kind nicht minder lebendig sind. Der Arzt G. R. Heyer berichtet, wie ein vierjähriges Kind selbst das Heilmittel fand: Es weckte die Mutter nachts durch entsetztes Geschrei: auf dem Fußboden kröche immer etwas herum und mache dabei „rch, rch, rch". Die Mutter konnte der Angst mit keinem vernünftigen Argument beikommen. Da fand das Kind selbst den rechten Weg. Es sagte: „Du, wenn ‚es' wiederkommt, dann strampele ich fest mit den Beinen; dann denkt ‚es', ich sei ein Löwe und läuft davon." Und sogleich war die Angst gebannt.

Das ist es, was Ihr Kind erwartet, wenn es nachts in Ihr Schlafzimmer stürzt. Es hofft, daß der Vater dem Räuber verbiete, sich unter seinem Bett zu verbergen. Es sehnt sich danach, im Schutz des Guten geborgen zu sein. Dieser Schutz wird ihm aber nicht durch vernünftige Erklärungen deutlich, sondern allein durch eine anschauliche Gestalt sowohl des Vaters und der Mutter als auch der Fee und des Schutzengels. ●

Die rote Güte-Plombe an jeder Dugena-Uhr garantiert für die kontrollierte Güte bis in die Hand des Käufers.

Minutiöse Genauigkeit ist ein Merkmal der Vollendung. Dugena-Uhren in der glücklichen Übereinstimmung von erlesenen Formen und gediegenen Werken machen sie sichtbar. Ihr Dugena-Fachgeschäft zeigt Ihnen die Dugena, die Ihren Wünschen entspricht. Die rote Dugena-Dreieck-Uhr weist Ihnen den Weg zum guten Uhrenkauf.

Dugena





in Form und Technik international

1. Liebenswürdig-apart – ein Dugena-Modell mit besonderer Note. Wie ein Edelstein funkelt das Glas aus geschliffenem Saphir. Zuverlässiges Werk, 17 Rubis, stoßgesichert, 14 Karat, Gold, DM 195,-

2. Elegance par excellence – ein gediegenes Schmuckstück von bezauberndem Reiz. Die interessante Gehäuseform wird wirkungsvoll unterstrichen durch das feine 14-karätige Milanaiseband. 17 Rubis, stoßgesichert durch incabloc, DM 350,-

3. Immer up-to-date, immer apart: ein klassisches Modell in Baquett-Form. Gehäuse und Reif mit feiner Satinierung, gediegenes Schweizer Werk, DM 158,-

4. Ein Spitzenmodell! Das Band in klassischem Backsteinmuster in 14 Karat Gold; das schwer goldene Gehäuse in modischer Carré-Form. Kostbar ist das Glas aus geschliffenem Saphir, 17 Rubis, stoßgesichert, DM 745,-

5. Diese Dugena bezaubert durch das reizvolle Schmuckband. Ein liebenswertes Geschenk für charmante Frauen, zuverlässiges Schweizer Werk, 17 Rubis, stoßgesichert, DM 125,-

Die Affäre Borgward



Er wurde zu Beginn des Jahres in Zwangspension geschickt: Carl F. W. Borgward mit Ehefrau

Am 4. Februar 1961 hatte die Bremer Landesregierung den in Not geratenen Automobilindustriellen Carl Borgward in Zwangspension geschickt. Das Vermögen der Borgward-Werke wurde auf das Land Bremen übertragen. Anschließend gründeten Bremens Stadtväter mit 50 Millionen DM Kapital eine Auffanggesellschaft, die Borgwardwerke AG. Diese Gesellschaft sollte die alten Firmen der Borgward-Gruppe übernehmen. In Zeitungsannoncen versprach der Sanierungsbeauftragte Johannes Semler: „Die Borgward-Werke AG Bremen übernimmt die bisherigen Borgward-Unternehmen und führt alle Betriebe weiter; Borgward verdient Vertrauen."

Die Wirkung derartiger Inserate auf die Händler und Lieferanten war jedoch eindeutig: Sie mußten glauben, die notleidenden Borgward-, Lloyd- und Goliath-Betriebe seien nunmehr in das Eigentum einer gutbetuchten Staatsgesellschaft übergegangen, die in Zukunft für alle Schulden der alten Borgward-Unternehmen geradestehen würde.

Den falschen Eindruck der Zeitungsinserate vertieften die Stadtväter, indem sie im Handelsregister die Behauptung wiederholten, die staatseigene AG übernähme alle Aktiven und Passiven der Borgward-Gruppe. Unter der Rubrik „Gegenstand des Unternehmens" notierten die Stadtväter auch, Zweck der Gesellschaft sei die „Herstellung und (der) Vertrieb von Fahrzeugen und Motoren aller Art."

So fragwürdig diese Bekundung angesichts der Tatsache war, daß der staatseigenen Aktiengesellschaft nicht einmal ein einziger Schraubenschlüssel gehörte, mit dem man Fahrzeuge und Motoren hätte reparieren können, so wenig paßt zu dieser Formulierung der Inhalt des Rechenschaftsberichtes, den der Senat Ende September veröffentlichte.

Dort heißt es nämlich gerade umgekehrt: „Die von der Hansestadt Bremen gegründete Aktiengesellschaft sollte ... nicht neue Autotypen ... vorbereiten."

Der unterschiedliche Zungenschlag in den amtlichen Urkunden ist so zu deuten: Falls der Bremer Senat im Februar nicht vorhatte, daß die Aktiengesellschaft Automobile bauen sollte,

Weiter auf der nächsten Seite

Isabella musste sterben

Der Stern berichtet über die Hintergründe des größten deutschen Bankrotts im Zeitalter des Wirtschaftswunders

Isabella musste sterben

Die Affäre Borgward

dann hat er eine falsche Eintragung im Handelsregister vorgenommen. Der Vorsitzende der Borgward-Interessengemeinschaft, Hermann Pauli, sagte es deutlich: „Es liegt die Vermutung nahe, daß die Aktiengesellschaft gegründet wurde, um die Händler und Lieferanten irrezuführen."

Hatte man hingegen zunächst wirklich daran gedacht, daß die Aktiengesellschaft, wie es im Handelsregister steht, Automobile herstellen sollte, so ist die gegenteilige Behauptung im letzten Senatsbericht falsch. In den nächsten Monaten ist damit zu rechnen, daß Händler und Lieferanten wegen der irreführenden Angaben des Senats in Inseraten und im Handelsregister das Land Bremen auf Schadenersatz verklagen werden.

Nicht weniger prozeßträchtig sind jene Zahlungsgarantien, die Johannes Semler namens der Aktiengesellschaft für die Borgward-Gruppe abgegeben hat. Semler bestätigte ängstlichen Lieferanten auf Anfrage, die Staatsfirma werde für die Verbindlichkeiten der Produktionsfirmen „in vollem Umfang einstehen". Semler hat diese Garantien gegeben, obwohl die Aktiengesellschaft ihre gesamte Kasse, nämlich die 50 Millionen Mark Staatsgelder, den drei alten Borgward-Firmen zur Verfügung gestellt hatte. Johannes Semler hat mithin mit leerem Portemonnaie garantiert.

Der „Wundersanierer" Semler muß heute damit rechnen, daß er die Garantien aus eigener Tasche leisten muß. Bisher haben sich schon drei Firmen mit Forderungen in Höhe von mehr als 2 Millionen Mark gemeldet, deren Begleichung Semler zugesichert hatte. Fürs erste haben diese drei Lieferanten bereits die Aktiengesellschaft auf Schadenersatz verklagt. Da bei dieser Firma nichts zu holen ist, werden sie mit Sicherheit versuchen, sich ihr Geld bei Semler oder besser bei dessen Auftraggebern im Bremer Senat zu holen. Unlängst hat Semler die ersten Zahlungsaufforderungen erhalten.

Bereits wenige Wochen nach der Inseraten-Kampagne des Senats zeigte sich, daß die Ausbootung Borgwards zum denkbar schlechtesten Zeitpunkt erfolgt war. Nur 14 Tage nach der Übernahme der Werke durch den Staat setzte das Frühjahrsgeschäft ein. Von diesem jahreszeitlich bedingten Konjunktursegen bekamen die Borgward-Werke so gut wie nichts zu spüren. Nach den Hiobsmeldungen von Anfang Februar sank der Absatz gegenüber dem Vorjahr um 40 Prozent.

Die Eile der Senatoren Eggers und Nolting-Hauff ist um so problematischer, als die dringend benötigten Geldmittel den notleidenden Borgward-Firmen erst 18 Tage nach der Eggers-Konferenz vom 30. Januar ausgezahlt wurden. Allein drei Wochenlöhne mußten und konnten die angeblich zahlungsunfähigen Werke aus eigener Kraft aufbringen. Erst am 17. Februar teilte die staatliche Aktiengesellschaft die ersten 15 Millionen des 50-Millionen-Darlehens zu.

Dazu meinte der Vorsitzende der Borgward-Interessengemeinschaft, Hermann Pauli: „Hätte der Senat das Frühjahrsgeschäft abgewartet und.

statt den Zusammenbruch an die große Glocke zu hängen, die ursprünglich zugesicherten 10 Millionen Mark Überbrückungshilfe ausgezahlt, hätte sich eine Krise dieses Umfanges mit Sicherheit vermeiden lassen. Das in diesem Jahr besonders rasch einsetzende Frühjahrsgeschäft hätte manche Sorge behoben."

Nachdem es nun aber erst einmal so weit gekommen war, hätten die Steuerzahler ebenso wie die Händler, Lieferanten und Kunden wenigstens erwarten können, daß nunmehr alle Fehler im Borgward-Getriebe abgestellt würden. Entgegen den hochgesteckten Erwartungen jedoch, die sich an die Tätigkeit Semlers knüpften, wollte es von nun an bei Borgward überhaupt nicht mehr klappen.

Dabei war die Marschrichtung von vornherein klar. Die größte Verlustquelle waren während des Jahres 1960 die Lloyd-Motorenwerke gewesen. Hier hatten sich, bedingt durch die Schwierigkeiten mit der Arabella, allein 36 Millionen Mark auf dem Verlustkonto niedergeschlagen. Bei Goliath hatte der Verlust annähernd drei Millionen Mark betragen. Hingegen hatte das Stammwerk in Sebaldsbrück mit der immerbraven Isabella sechs Millionen Mark Gewinn gemacht.



Die Kinderkrankheiten der Arabella beschleunigten den Niedergang der Borgward-Werke. Nach der Beseitigung der Mängel gehört die Arabella zu den gelungensten Konstruktionen der Mittelklasse

Johannes Semler hatte bereits frühzeitig erwogen, das verlustbringende Lloyd-Werk an einen Interessenten zu verkaufen und die Arabella-Produktion nach Sebaldsbrück zu verlagern. Die Goliath-Werke, die den geschmacklich deplacierten Hansa 1100 herstellten, wollte Semler stillegen. Nach Verwirklichung dieses im Grunde nicht sehr schwierigen Konzepts hätte man den gesunden Kern des Unternehmens, nämlich Sebaldsbrück und seine Isabella, erhalten. Bereits im vergangenen Herbst hatte Borgwards Chefkonstrukteur Dziggel eine neue Isabella-Karosserie entworfen, die dem zeitgemäßen Geschmack entgegenkam. Das Fahrzeug sollte als Überraschung auf der jüngsten Frankfurter Automobilausstellung gezeigt werden. Mangels Kasse blieben die Konstruktionszeichnungen in Dziggels Schreibtisch ungenutzt liegen.

Der von Semler entworfene Sanierungsplan paßte indes nicht in das sozialpolitische Kalkül der Weser-Hanseaten. Da die SPD-Ratsherren ihre Sanierungsaktion in erster Linie unter sozialpolitischem Blickwinkel gestartet hatten, stand eine fühlbare Verringerung der ohnehin stark übersetzten Borgward-Belegschaft nicht auf dem Wunschzettel des Senats.

Daran änderte auch die Tatsache nichts, daß sogar der sozialdemokratische Fraktionsführer in der Bürgerschaft, Richard Boljahn, der gleichzeitig dem Bremer Ortsverein des Deutschen Gewerkschaftsbundes vorsitzt, in aller Öffentlichkeit erklärt hatte, bei Borgward müßten mindestens 6000 Arbeitskräfte entlassen werden, wenn das Unternehmen wieder rentabel arbeiten wolle. Auch der Vorsitzende der Industriegewerkschaft Metall in Bremen, Jantzen, hatte gegen notwendige Entlassungen bei Borgward nichts einzuwenden.

Trotzdem geschah nichts. Statt 6000 Arbeitern wurden in kleinen Grüppchen knapp 1500 Belegschaftsmitglieder entlassen, weitere 1100 verließen das Werk auf eigenen Wunsch. Später erklärte der neue Borgward-Chef Warns auf einer Händlertagung, weitere Entlassungen seien aus sozialen Gründen unterblieben.

So werkelten noch bis zum letzten Produktionstag, dem 4. Juli dieses Jahres, 16300 Arbeiter und Angestellte in den Borgward-Betrieben, gegenüber etwa 19000 im vergangenen Winter. Das Mißverhältnis wird deutlich, wenn man bedenkt, daß im gleichen Zeitraum die Produktion auf ein Siebentel gedrosselt wurde. Statt 140 Isabellen pro Tag im vergangenen Winter liefen in Sebaldsbrück beispielsweise im Juni und Juli täglich zwischen zehn und zwanzig Fahrzeuge vom Band.

Bei Lloyd waren die Mißverhältnisse noch krasser. Im April hatte Johannes

→



Isabella musste sterben

Die Affäre Borgward

Semler den mittlerweile veralteten Alexander TS endgültig vom Band genommen, und auch die Arabella-Produktion wurde im Juni gestoppt. Trotzdem blieben im Lloyd-Werk nicht viel weniger Beschäftigte als im Herbst des Jahres 1960, als man noch etwa 200 Arabellen pro Tag vom Band laufen ließ.

Mangels Beschäftigung gruppierten sich die Arbeiter in Dreier-Formationen zum Skat. Manche Arbeiter spielten von den acht Arbeitsstunden sechs Stunden lang Skat. Andere kiebitzten zum Stundenlohn von 3,50 Mark. Jene, die das Kartenspielen verabscheuten, legten sich abseits in die Sonne oder fuhren mit dem Moped ins Kino. Diejenigen Beschäftigten, die wirklich noch zu tun hatten, wurden von dem staatlich verordneten Schlendrian angesteckt.

Der Senator Eggers hält das ungeheure Mißverhältnis von Beschäftigtenzahl zur Produktionsleistung nicht für ausschlaggebend: „Das war gar nicht so wichtig, das eigentliche Übel lag woanders."

Tatsächlich rechnen Borgward-Kenner damit, daß die aus angeblich sozialpolitischen Gründen durchgeschleppte Beschäftigtenzahl die Firma monatlich mindestens fünf Millionen Mark gekostet hat. Das bedeutet: In sechs Monaten Staatswirtschaft bei Borgward wurden von den 50 Millionen Mark, die der Senat in die Unternehmen gesteckt hatte, 30 Millionen in den sozialpolitischen Schornstein geschrieben.

Den Arbeitern hat diese Politik nichts genützt, im Gegenteil. Angesichts der öffentlichen Mißwirtschaft lagen die Betriebsverluste in den Unternehmen bereits im Juli mit 38,5 Millionen Mark um 5.5 Millionen Mark über den Verlusten des ganzen Jahres 1960. Bis zum Jahresende hatte die Geschäftsführung einen Verlust von 80 Millionen Mark taxiert.

Der Bremer Rechtsanwalt und ehemalige Geschäftsführer einer Borgward-Verkaufsgesellschaft, Dr. Bellmer, brachte die jüngsten Vorgänge bei Borgward auf die bündige Formel: „Hier wurde der Sozialismus zur Dummheit. Wenn ich als Verwalter eines Vermögens das getan hätte, was der Senat getan hat, würde ich heute vor Gericht stehen."

Hätte Semler ohne persönlichen Schaden aus der Borgward-Affäre herauskommen wollen, hätte er spätestens im April, als die sozial- und dann wahlpolitische Kehrseite sichtbar wurde, sein Mandat niederlegen müssen. Statt dem Senat die Zähne zu zeigen und sich intensiv an Ort und Stelle um die betriebswirtschaftlichen Probleme zu kümmern, führte Semler in Sebaldsbrück uferlose Besprechungen über den Automobilmarkt im allgemeinen und die Absatzchancen für Borgward im besonderen.

Meist jedoch war Semler über Land, um nach kaufkräftigen Kunden Ausschau zu halten, die das leck geschlagene Schiff erwerben sollten. Er jagte dabei jeder kleinen Chance nach. Als beispielsweise Abgesandte des schwedischen Autokonzerns Volvo sich in Bremen einige Motoren ansahen, flog

Semler in der Hoffnung auf schwedische Kaufinteressen gen Norden. Aber Volvo wollte nicht.

Im Frühjahr stellte sich Dr. Johannes Semler erstmals in Amerika vor. Er traf dort mit Chrysler-Managern zusammen, deren Präsident Thomas noch ein Dreivierteljahr zuvor Borgward beim Whisky hatte überreden wollen. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Als Semler auf dem Rückflug war, überholte ihn bereits das Funkdementi von Chrysler: „Kein Interesse."

Ebensowenig erfolgreich war ein kurzer Flirt mit der British Motor Corporation (BMC) und der Roots-Companie in London.

Während Semlers Abwesenheit schalteten im Werk der vom Senat bestellte Regierungsdirektor Fenske und der Zechenspezialist Warns. Einen technischen Direktor, der die dringend notwendige Weiterentwicklung der Borgward-Typen hätte vornehmen können, hatten weder der Senat noch Semler auftreiben können.

„Es ist unser Prinzip von Anfang an gewesen", so meinte Senator Eggers, „uns nicht in die Geschäftsführung bei Borgward einzumischen. Wir wollten nicht den Gedanken aufkommen lassen, Bremen und Borgward seien eins. Vorstand und Aufsichtsrat haben in freier Entscheidung gehandelt."

Wie es um diese freie Entscheidung bestellt war, geht etwa daraus hervor, daß Warns und Fenske keinen wichtigen Entschluß faßten, ohne zuvor auf der Wählerscheibe die Nummer


Dauerskat bei Borgward — Schon Monate vor dem endgültigen Zusammenbruch der Werke war von einer geregelten Produktion keine Rede mehr. Soziale und wahlpolitische Überlegungen bewogen den Bremer Senat, die längst fälligen Entlassungen immer wieder hinauszuschieben. Dieses Versäumnis der staatlichen Sanierer kostete viele Millionen. Im Betrieb kartenspielende Arbeiter waren bei Borgward in den Wochen vor der großen Pleite eine vertraute Erscheinung

36 12 677 zu suchen. die Nummer des Senators Eggers.

Das von Borgward übernommene Sechs-Männer-Direktorium in Sebaldsbrück, durchweg altgediente Routiniers. die allein Kenntnis von den internen Firmenproblemen hatten, wurde unter der Schirmherrschaft des Senats kaltgestellt. Senator Eggers glaubt auch nicht, daß von den alten Borgward-Direktoren eine Hilfe zu erwarten gewesen wäre: „Was bei Borgward erste Garnitur war, ist in der üblichen Industrie zweite und dritte Garnitur. Männer von Format hielten es unter dem alten Borgward höchstens wenige Wochen aus."

Immerhin hat sich das Volkswagenwerk nicht geziert, sofort nach Einstellung der Produktion drei dieser angeblich zweit- oder drittklassigen Manager nach Wolfsburg zu holen. Auch die Bayerischen Motorenwerke (BMW) scheuten sich nicht, Borgwards Direktor Gieschen nach München-Milbertshofen zu holen.

Da die alten Borgward-Direktoren nicht gefragt wurden, lag das Wohl des Unternehmens in den Händen von einigen Senatsbeamten, denen die Industrie ein Buch mit sieben Siegeln war, Politikern, denen im Hinblick auf die Wahlen nur an den Borgward-Arbeitsplätzen gelegen war, und einem Sanierer, der sich meist auf Reisen befand.

Eine der ersten Amtshandlungen des Sanierers Semler war es, seinem Sohn Johannes, der Vorstandsmitglied der Frankfurter Handelstreuhand ist, einen wohldotierten Gutachter-Auftrag zu erteilen. Johannes Semler junior sollte taxieren, mit welchen Verlusten in den kommenden Monaten zu rechnen sei. Aber auch der Sohn war, wie sein Vater, viel zu optimistisch. Er meinte, die Betriebsverluste würden im ersten Vierteljahr nicht viel mehr als 10 Millionen Mark betragen. In Wirklichkeit wurde diese Voraussage bis April um mehr als das Doppelte überschritten.

Die unerwartet hohen Verluste traten vor allem deshalb ein, weil der alte Zauberer Semler in Bremen eher ein Zauderer war. Statt die Produktion des mittlerweile veralteten Lloyd Alexander TS unverzüglich einzustellen, stoppte Semler die geldverschlingende Produktion erst im April. Nur die Arbeiter blieben. Die Folge war, daß bereits im ersten Quartal bei Lloyd mehr als 9,3 Millionen Mark Verluste entstanden.

Unter Semlers fachmännischen Augen rutschte auch das bis dahin immer rentable Stammwerk in Sebaldsbrück in die Verlustzone ab. Schon im ersten Quartal überstiegen die Aufwendungen die Erträge um rund 11 Millionen Mark. Bis Ende Juli hat sich diese Verlustsumme dann noch einmal verdoppelt. Hier trugen vor allem die negativen Äußerungen des Senators Eggers über die Lage bei Borgward ihre Früchte.

Statt mit den 50 Millionen Mark des Staates eine neue Isabella auf die Räder zu stellen und die Arabella-Produktion ins Stammwerk nach Sebaldsbrück zu verlagern, zahlte der Senat das Geld ohne Ausnahme an die Lieferanten aus.

Diese Methode der Sanierung mußte jedoch versagen, weil zur Entschuldung des Unternehmens wesentlich höhere Beträge notwendig gewesen wären. Bereits Anfang Februar nämlich hatten die Lieferantenschulden 110 Millionen Mark betragen. Zwar wurden diese alten Schulden in den nächsten Monaten um die Hälfte reduziert, dafür aber konnten die neu entstandenen Lieferantenforderungen nicht befriedigt werden. Die Folge war, daß bereits im April und Mai eine Anzahl von Firmen ihre Lieferungen erneut einstellten. Jeder Versuch, auf dem vom Senat beschrittenen

⟶

Isabella musste sterben

Die Affäre Borgward

Weg den Konzern zu sanieren, kam mithin einer Verschwendung von Steuergeldern gleich.

Allein sinnvoll wäre es gewesen, mit den Lieferanten ein Stillhalteabkommen für alle alten Schulden zu treffen, dafür aber die prompte Zahlung künftiger Forderungen zu garantieren. Dann nämlich wären die 50 Millionen Mark des Staates für die innerbetriebliche Neuorganisation frei gewesen. Nach Wiederherstellung der Rentabilität hätten dann die alten Schulden bezahlt werden können.

Nach diesem Prinzip hat beispielsweise der Henschel-Generaldirektor Fritz-Aurel Goergen vor Jahren in einer ähnlichen Situation wie Borgward sein Unternehmen wieder flottgemacht. Ähnliche Vorschläge hatten Borgwards alte Direktoren dem Senat gemacht. Sie wurden nicht angehört.

Wie gern die Lieferanten bereit gewesen wären, mit ihren alten Forderungen einstweilen etwas kurzzutreten, wenn dadurch das Unternehmen gerettet würde, geht aus einer Umfrage der Borgward-Interessengemeinschaft hervor. Danach waren siebzig Prozent der Lieferanten damit einverstanden, für die Hälfte ihrer Forderungen Borgward-Aktien entgegenzunehmen und den Rest langfristig zu stunden. Das heißt nichts anderes, als daß man nur einen geringen Teil der Staatsgelder an die Lieferanten hätte auszuzahlen brauchen.

Die Bremer Senatoren indes, die den Blick starr auf die Arbeitsplätze gerichtet hielten, verschlossen sich derartigen Ideen. Mehr noch, heute geben sie den Lieferanten die Mitschuld an dem Firmenzusammenbruch. In seinem Rechenschaftsbericht klagte der Senat: „Die Lieferanten forderten ständig eine Verkürzung ihrer Zahlungsfristen."

Obendrein zeigte sich die staatseigene Aktiengesellschaft als schlechter Gläubiger. Sie zahlte das 50-Millionen-Darlehen nicht etwa auf einen Schlag an die Borgward-Firmen aus, sondern in sage und schreibe elf Klekkerraten. Die letzten zwei Raten über insgesamt 5 Millionen Mark schüttete der Senat erst am 4. und 13. Juli aus, als die Produktion bereits ruhte. Mehrfach hatten sowohl Semler als auch die Borgward-Geschäftsführer beim Senat vergebens um schnellere Auszahlung nachgesucht.

Auf die Lieferanten machte diese Politik den denkbar schlechtesten Eindruck. Sie wurden niemals das Gefühl los, daß in Bremen die Kasse nicht stimmte. Entgegen den offenkundigen Tatsachen behauptete Bremens Finanzsenator Nolting-Hauff jedoch vor wenigen Wochen, Bremen habe das Geld ohne jede Verzögerung ausgezahlt.

Im Frühjahr wuchs die Unruhe unter den Händlern beträchtlich. Vor allem die Lloyd-Vertragshändler fürchteten um ihre Zukunft. Mit dem Datum vom 19. Mai jedoch erhielten sie ein Schreiben aus Bremen, das alle Sorgen zunächst beseitigte: „Die Arabella wird weiter gebaut. Sie werden sich fragen, war denn ein solcher Be-

schluß (des Aufsichtsrats) nötig? Jawohl, er war dringend notwendig! Sie haben nunmehr mit diesem Rundschreiben das Mittel in der Hand, Fragen hinsichtlich der weiteren Produktion der Arabella klipp und klar zu beantworten. Sollte der eine oder andere von Ihnen selbst unsicher gewesen sein, so ist wohl damit der letzte Zweifel behoben."

Drei Wochen nach diesem Schreiben hielt Johannes Semler das Produktionsband der Arabella an. Damit waren dann allerdings auch die letzten Zweifel an der Bedeutung dieses Versprechens behoben.

Gegen Ende Mai bekamen jedoch noch mehr Borgward-Händler Post aus Bremen. In einem „persönlichen Brief" wandte sich Johannes Semler an einen Duisburger Händler: „... geschieht dies aus dem Bedürfnis, Ihnen Ihre vielen und berechtigten Fragen zu beantworten, die Sie sich täglich vielleicht insgeheim vorgelegt ... haben ... Wir werden auch weiterhin die Ihnen bekannten Erzeugnisse des Hauses ... für das In- und Ausland bauen und liefern. Aus der Menge der internen Firmenprobleme sind sehr viele gelöst oder aber in Regelung begriffen, deren Wirkung nach draußen jedoch erst in Wochen sichtbar wird.

Zum Abschluß möchte ich Ihnen sagen, daß meine Mitarbeiter und ich keine Hexenmeister sind. Auch wir können nur zielstrebig und hart arbeiten, um zum Erfolg zu gelangen. Wenn Sie in diesem Sinne mitarbeiten und durch Intensivierung des Verkaufs wieder dazu beitragen, die Produktionszahlen zu erhöhen, wird die Gesundung der Werke wesentlich früher eintreten. Mit freundlichen Grüßen ..., Dr. Semler."

Zu diesem Zeitpunkt hatte die Isabella-Produktion mit täglich nicht viel mehr als 10 Fahrzeugen ihren tiefsten Punkt seit sieben Jahren erreicht. Insgeheim war man sich im Bremer Senat schon in diesem Augenblick darüber einig, daß der Fall Borgward seinem Ende zuging. Senator Eggers: „Im Mai begann sich das Schicksal des Unternehmens abzuzeichnen. Danach war bereits alles entschieden."

Die Borgward-Geschäftsleitung und ihre vom Senat bevollmächtigten Vertreter haben mithin zum gleichen Zeitpunkt hochtrabende Versprechungen abgegeben, als im Senat die Stillegung der Unternehmen bereits halb beschlossene Sache war.

Die Reaktion der Händler ist denn auch verständlich. So schrieb die irakische Borgward-Niederlassung „Al Haddad Trading Company", Bagdad, an den Bremer Senat: „Für den Ruf der deutschen Wirtschaft, der bislang auf dem internationalen Markt und besonders in der arabischen Welt großes Gewicht hatte, bedeutet dies eine nicht unerhebliche Schädigung ... Der Senat der Hansestadt Bremen hat uns und den anderen 150 Borgward-Importeuren in aller Welt die Zusicherung gegeben, daß die ... Produktion weiter aufrecht erhalten würde. Daraufhin haben wir 900 000 Mark in den Kauf und Verkauf der Borgward-Automobile investiert. Daher sehen wir uns gezwungen, auf gerichtlichem Wege gegen den Senat der Hansestadt Bremen ... vorzugehen."

Im Juni schließlich war der Sanierer Semler nach vielen vergeblichen Reisen endlich dazu gekommen, seine Vorstellungen über die Heilung des Unternehmens in einem Gutachten niederzulegen. Mit einem Aufwand von sieben Millionen Mark wollte Semler die Arabella-Produktion nach Sebaldsbrück verlagern. Zugleich sollte die gesamte Lkw-Herstellung vom Stammwerk in den Zweigbetrieb Osterholz-Scharmbeck verlegt werden. Semler versprach den Senatoren, nach dieser Operation würden die Werke in neun bis zwölf Monaten wieder schuldenfrei arbeiten können.

Den Senatoren Nolting-Hauff und Eggers war zu diesem Zeitpunkt jedoch die Lust am Sanieren bereits vergangen. Sie lehnten den Semler-Plan ab, nachdem ihnen der Sanierer erklärt hatte, er benötige bis zur Vollendung seines Vorhabens noch einmal 50 Millionen Mark aus der Staatskasse. Dadurch werde, so der Bremer Landesvater Kaisen, die finanzielle Unabhängigkeit des Stadtstaates gefährdet.

Zu dieser Einschätzung ihrer finanziellen Möglichkeiten hätten die Oberen der Weser-Sozietät ruhig schon etwas früher kommen können. Sogar der von Beruf optimistische Dr. Semler hatte den Herren nämlich bereits im Februar erklärt, die vom Staat zur Verfügung gestellten Mittel würden lediglich „vorerst" ausreichen. Zur endgültigen Sanierung sei jedoch mindestens der doppelte Betrag notwendig.

So komisch es klingt, der Bremer Senat war also ohne Bedenken bereit, im Februar 50 Millionen Mark und dann noch einmal 10 Millionen Mark zu zahlen, obwohl er bereits damals wußte, daß dieser Betrag nicht ausreichen würde. Als dann aber das zusätzlich benötigte Geld angefordert wurde, zuckten die Senatoren wie erstaunt die Achseln, wiesen auf ihre bereits geleistete Hilfe hin und zogen sich dann in den Schmollwinkel zurück.

Von der Möglichkeit, die jeder Aktiengesellschaft offensteht, nämlich das Kapital durch Ausgabe von Aktien zu erhöhen, machten sie ebensowenig Gebrauch wie von der Bereitschaft der Händler und Lieferanten, sich an der Gesellschaft zu beteiligen. Der Generalbevollmächtigte Semler kann sich zu diesen Vorgängen noch immer nicht äußern: Senator Nolting-Hauff teilte ihm schriftlich mit, er, Semler, habe über alle Vorgänge auch in Zukunft Stillschweigen zu bewahren.

In der Tat ist dem Bremer Senat bis heute nicht an einer öffentlichen Diskussion des Zusammenbruchs gelegen. Das zeigte sich schon daran, daß die Bremer Bürgerschaft, die sonst jährlich etwa ein dutzendmal tagt, in diesem Jahr erst sechsmal einberufen wurde.

Der Grund dieser Zurückhaltung ist unter anderem darin zu suchen: Der Finanzsenator Nolting-Hauff hat im vergangenen Februar seine 50 Millionen Mark Hilfsgelder aus einem sogenannten Fonds für Zins- und Tilgungsleistungen abgezweigt, der eigentlich nichts anderes war als eine „schwarze Kasse". Diese Mittel stammen nämlich noch aus alten Reichsmark-Guthaben, das nach der Währungsreform auf Deutsche Mark umgestellt wurde. Dieses Geld – ursprünglich waren es 310 Millionen Mark – hat die Bremer Landesregierung auf die hohe Kante gelegt, obwohl die noch heute gültige Reichshaushaltsordnung es Bund und Ländern strikt untersagt, Rücklagen zu bilden.

Vielmehr ist die Reservierung von Steuergeldern nach der deutschen Finanzverfassung lediglich Städten und Gemeinden vorbehalten. „Wir haben so getan", so entschuldigte sich Nolting-Hauff, „als sei Bremen eine Gemeinde und kein Bundesland."

Augenzwinkernd stimmten sowohl der Senat als auch die Bürgerschaft dieser Manipulation zu.

Der CDU-Oppositionschef Krammig will die Vorgänge bei der Borgward-Finanzierung durch den Senat nunmehr überprüfen: „Gegebenenfalls werde ich vor dem Bremer Staatsgerichtshof die Landesregierung verklagen."

Im nächsten *stern*

Die Köche, die den Brei verderben

Dies ist die Geschichte eines unsinnigen Verbrechens, zu dem sich fünf Menschen vereinigten

Das Mörder Quintett

Verbrechen lohnt sich nicht. Und Verbrechen ist der schlechteste Ausgangspunkt für ein neues Leben. Fünf Menschen, zwei Frauen und drei Männer, wollten aus ihrem verpfuschten Dasein heraus. Sie lockten in Darmstadt einen US-Soldaten in die Falle und ermordeten ihn. Sie rechneten mit keiner großen Beute. Sie wollten nur sein Auto für die Fahrt in ein neues Leben haben. Doch ihre Rechnung ging nicht auf.

●

Den Mörder, der es nicht eilig hat, nach vollbrachter Tat das Weite zu suchen, den gibt es nicht — sollte man meinen.

Das Mörderquintett warf auch in dieser Hinsicht alle traditionellen Vorstellungen über den Haufen. Anstatt

Weiter auf der übernächsten Seite



An der sonnigen Riviera in Cannes versuchten Mutter und Tochter Laufenburg den Start in das neue Leben. Die 16jährige Kitty (mit Brille) hatte schon immer auf den Wiesen des heimatlichen Freibads vom modernen Strandbetrieb an der blauen Mittelmeerküste geträumt. Doch es kam anders. Die Laufenburg-Damen gerieten in den Sumpf der Stadt. Gesindel wurde ihre Gesellschaft. Der Start in das neue Leben mißglückte



731

Hohe Motorleistung - hohe Saugkraft - hoher technischer Komfort

Ungewöhnlich schnell fand er großen Anklang – der Handstaubsauger der neuen Linie: **Super-Mielette**. Sein Erfolg gab den Anstoß zur Entwicklung des **Miele-Präsident S**: ein großer Staubsauger der Spitzenklasse.

Miele-Präsident S

Hochleistungsstaubsauger neuer Bauart
Stufenlos regelbare Saugleistung
Fußschaltung
Einhandverschluß
Auf Kufen und Rädern beweglich
Mit und ohne Papierstaubtüte zu benutzen

Super-Mielette

Handstaubsauger moderner Eleganz
Auch schweren Teppichen mühelos gewachsen
Unzerbrechliches Nylongehäuse
Leicht wie ein Staubwedel
Bequemer Weitbogengriff
Mit und ohne Papierstaubtüte zu benutzen

Miele
Staubsauger

Mielewerke Gütersloh Auslandsfirmen: Miele AG, Zürich 5, Limmatstr. 73 · Miele GmbH, Salzburg 2, Mielehaus Elisabeth-Kai 60 · Miele S. A., Paris II e, 30. Rue Notre Dame des Victoires · Miele S. A., Brüssel, Bd. de Waterloo · Miele N.V., Rotterdam, Goudsesingel 92 · Miele Luxemburg, 43. Bd. Roosevelt · Miele A.G., Bozen, Zwölfmalgreienerplatz 1

Das Mörder Quintett

alles zu tun, um nach dem grauenhaften Mord in Darmstadt nun so schnell wie möglich nach Südamerika zu gelangen, hatten die fünf es vorläufig nur darauf abgesehen, Pforzheim zu erreichen, um hier erst mal kräftig zu frühstücken.

Sie fuhren mit dem Wagen des Ermordeten über die Autobahn, ohne auch nur die Wagennummer geändert zu haben. Sie taten nicht das mindeste, um etwaige Spuren vor der Polizei zu verwischen. Es war ganz so, als wüßten sie, daß die Leiche noch lange nicht entdeckt werden würde . . .

Wilhelm Limbarth parkte, als man am Morgen in Pforzheim eintraf, den gestohlenen Wagen auch prompt vor dem Polizeirevier Ecke Eisinger und Karl-Friedrich-Straße.

Die Kleidungsstücke des Ermordeten lagen für jeden vorübergehenden Polizisten sichtbar auf dem Vordersitz des Wagens, während sie in dem Haus Karl-Friedrich-Straße 352 nach Gerhard Laufenburg fragten, dem Bruder Annelieses.

Der Bruder, der als Maurer arbeitete, war aber schon unterwegs zu seiner Baustelle. So lief man ziellos ein wenig in Pforzheim herum, frühstückte behaglich und mit enormem Appetit in einem Gasthof, spazierte zurück zum Polizeirevier in der Eisinger Straße, bestieg den Mordwagen wieder und fuhr gegen 14 Uhr zum Wasserturm, wo sich die Baustelle Gerhard Laufenburgs befand.

Der Bruder war nicht wenig überrascht, als er den amerikanischen Wagen vorfahren sah. Anneliese Laufenburg stellte ihren Spießgesellen Wilhelm Limbarth als ihren neuen Ehemann vor.

„Das weißt du nicht?" fragte sie scheinheilig. „Wir haben doch schon vor acht Wochen geheiratet!"

Den Deserteur Jesse de Armond stellte sie als „Verlobten" ihrer Tochter Kitty vor, während der junge Jürgen Pfau als „Freund, der zufällig mitgekommen ist" bezeichnet wurde.

Bruder Gerhard war, wie gesagt, überrascht und auch ein wenig verwirrt. Seine Schwester liebte derartige Überraschungen. Sie spielte gern die Dame von Welt, die heute hier und morgen dort ist.

„Ich bin aber erst um fünf Uhr mit der Arbeit fertig!" sagte Gerhard bedauernd.

„Ach", gab sich Anneliese sorglos wie eine Vergnügungsreisende, „das macht doch nichts. Wir warten ruhig solange!"

Nichts trieb sie, in den Wagen zu springen und so schnell wie möglich die Grenze zu erreichen. Nicht einer der fünf, die mitgeholfen hatten, den jungen Amerikaner David L. Lewis zu erwürgen, wurde von der Angst vor der strafenden Gerechtigkeit gehetzt.

Alle waren sogleich bereit, noch ein paar Stunden spazierenzugehen.

Am Nachmittag saß die ganze Gesellschaft bei Schlagsahne und Kuchen im Café Davos am Ufer der Nagold.

„Sollten wir nicht die Papiere verschwinden lassen?" fragte Wilhelm Limbarth zwischendurch einmal.

Er hatte noch immer die Brieftasche des Amerikaners in der Tasche.

„Schmeißt sie doch weg!" lachte Anneliese.

So nahmen Jesse und Jürgen die Papiere, traten ans Wasser und warfen die verschiedenen Ausweise des toten Soldaten in die Nagold.

Viele Wochen später krochen Darmstädter Kriminalbeamte mit der Feuerwehr von Pforzheim in dem nicht sehr tiefen Fluß herum, um noch etwas von den Papieren zu finden. Sie taten ihre Arbeit natürlich vergebens.

Abends drängte sich das Quintett dann in der kleinen Zweizimmerwohnung des Bruders – Monatsmiete: 30 Mark –, und Gerhard brachte auf den Tisch, was seit jeher bei den Laufenburgs als das Nonplusultra der Schlemmerei galt: Schnitzel, Bier und Schnaps.

Die kleine Küche dampfte, die Stimmung trieb Blasen, alle schlugen sich die Bäuche voll und redeten durcheinander. Sie hielten sich für Mordskerle und schwadronierten über das Leben, das sie in Südamerika führen würden.

Bruder Gerhard und seine verhärmte Frau saßen zwischen ihnen und staunten. Sie ahnten nicht, daß Anneliese Laufenburg mit diesem Besuch bei ihrem Bruder ganz bestimmte Absichten verfolgte.

Um Mitternacht, als die Stimmung auf dem Höhepunkt war, steuerte Anneliese auf ihr Ziel los:

„Zeig doch meinem Mann mal deine Kennkarte!" forderte sie ihren Bruder auf. „Er soll mal sehen, wie du früher ausgesehen hast!"

Bereitwillig holte Gerhard Laufenburg seine zerfledderte Kennkarte hervor.

Wilhelm Limbarth, der „Ehemann", studierte aufmerksam den Ausweis des Bauarbeiters. Noch aufmerksamer war er, als Gerhard Laufenburg die Kennkarte wieder wegsteckte.

Unterdessen hatte Anneliese Laufenburg ihre Schwägerin auch veranlaßt, sämtliche alten Familienbilder hervorzukramen. Stolz wurden sie herumgezeigt.

Als die Gesellschaft gegen drei Uhr morgens auseinanderging, hatte Wilhelm Limbarth dem Bauarbeiter Gerhard Laufenburg die Kennkarte aus der Rocktasche geangelt, während Anneliese Laufenburg sämtliche Familienbilder in ihr Köfferchen gesteckt hatte.

Zum erstenmal seit dem Mord machte sich jetzt eine gewisse Vorsicht unter den Tätern bemerkbar: Anneliese hatte die Familienbilder eingesteckt, um der Polizei, die vielleicht auf ihren Bruder stoßen würde, jede Möglichkeit einer Identifizierung zu nehmen. Denn selbstverständlich war sie auf allen Familienfotos abgebildet.

Wilhelm Limbarth hingegen brauchte für den Grenzübergang eine Kennkarte mit anderem Namen, weil er befürchten mußte, wegen seiner Abzahlungsschwindeleien von der Polizei gesucht zu werden.

Außerdem hatte sich Anneliese Laufenburg von ihrem Bruder eine Armbanduhr im Wert von 120 Mark geben lassen und ihm dafür den Schäferhund Cita zum Verkauf zurückgelassen.

Vor dem Polizeirevier an der Ecke stand ein Polizist, der den Mördern nachblickte, als sie aufgekratzt und winkend im Morgengrauen davonfuhren.

Zurückgeblieben war nur Jürgen Pfau, das „fünfte Rad am Wagen". Er

sollte sich, wie Anneliese vorgeschlagen hatte, am nächsten Tag in Kehl an der französischen Grenze bei der Fremdenlegion melden.

Gerhard Laufenburg, der vergebens versuchte, dem Jungen die Fremdenlegion auszureden, brachte ihn in dieser Nacht noch zum Roten Kreuz in der Pforzheimer Lutherstraße.

Jürgen Pfau sah blaß aus und war den Tränen nahe. Er hatte Kitty, seiner „großen Liebe", ewige Treue geschworen, und nun war er zurückgelassen worden.

„Laß doch den Quatsch!" sagte Gerhard Laufenburg, als er ihn beim Roten Kreuz ablieferte. „Wer geht denn heute noch in die Fremdenlegion!"

Am nächsten Vormittag tauchte Jürgen unausgeschlafen noch einmal am Wasserturm auf, wo Gerhard Laufenburg arbeitete.

„Na?" fragte ihn der. „Hast du es dir überlegt?"

Aber der Junge sagte mannhaft: „Ich muß nach Kehl! Ich habe es versprochen."

Dann verschwand er.

Noch am selben Tage aber erschien Jürgen Pfau in Darmstadt statt in Kehl. Mager, schmutzig und hungrig klopfte er abends um halb elf an die Tür seiner Großmutter.

„Oma, gib mir bitte was zu essen."

„Aber, Junge, wo kommst du her!?"

„Frag mich nie, wo ich gewesen bin. Sei froh, daß ich überhaupt wiederkomme." Das war alles, was er sagte.

Am nächsten Morgen ging er auf Arbeitssuche und belegte bei einer Glashütte gleich drei Schichten hintereinander.

Die Belegschaft dieser Spezialfarb-Glashütte wunderte sich über die Arbeitswut des schmächtigen Jungen. Sie nahm an, daß er Geld brauchte. Aber er sprach mit niemandem.

Ein paar Tage später – es war jetzt Mitte Februar – ging er abends einmal zur Czernowitzer Straße und fragte die Hauswirtin beiläufig nach den Laufenburg-Frauen.

„Die sind verschwunden", hörte er. „Ein paar Sachen liegen noch im Keller."

„Und ... hat jemand nach ihnen gefragt?"

„Gefragt? Wer? ... Nach denen fragt doch niemand!" bekam er zur Antwort.

Da machte er sich erleichtert wieder auf den Nachhauseweg. Die Polizei schien jedenfalls noch nichts gemerkt zu haben.

Bis zum 31. März arbeitete Jürgen Pfau noch bei der Glashütte in Darmstadt, dann meldete sich plötzlich die Bundeswehr, die ihn schon abgelehnt hatte, und rief ihn doch noch zu den Fahnen. Er fuhr nach Koblenz und wurde in der Gneisenaukaserne der Panzerpionierkompanie 140 zugeteilt.

•

In Pforzheim waren indessen ein paar Kartengrüße angekommen, unterschrieben mit: „Die große Familie".

Über die Schweiz waren die Mörder, nunmehr nur noch ein Quartett, südwärts gefahren. Sie schrieben von Marseille aus, wo sie im Wagen übernachteten, und von Montpellier, als sie auf dem Weg zur spanischen Grenze waren.

→

Das Mörder Quintett

Tagsüber lagen sie am Mittelmeer in der Sonne, nachts fuhren sie. Dementsprechend optimistisch waren auch die Kartengrüße.

An der spanischen Grenze aber bekamen die vier zum erstenmal etwas von den Realitäten einer Flucht zu spüren.

Die spanischen Grenzer verlangten Reisepässe, die sie nicht hatten, und von Jesse de Armond sogar ein spanisches Visum. Enttäuscht machte die Gesellschaft wieder kehrt. Der Traum, nach Lissabon und von dort mit einem Schiff nach Südamerika zu gelangen, war vorerst ausgeträumt.

Man fuhr denselben Weg wieder zurück, in der Hoffnung, die Überfahrt vielleicht von Genua aus antreten zu können.

Doch nun ging ihnen das Geld aus. Als sie die letzte Mark umgetauscht und eine Flasche Rotwein dafür gekauft hatten, befanden sie sich gerade in Sète, dem französischen Ölhafen am Mittelmeer.

Ein ganz ordinärer Hunger quälte die großen Gangster. Die Stimmung sank rapide. Das Leben schien nicht mehr lustig.

Schon überlegten sie, wie sie in den Besitz einer Pistole kommen könnten, um einen reichen Touristen zu überfallen, als Anneliese, von peinigenden Hungergefühlen getrieben, das Nächstliegende tat: Sie ging in ein Kolonialwarengeschäft und stahl ein paar Büchsen mit Fleischkonserven.

Sofort wurde ihnen allen wieder wohler. Sie lachten auch nur, als Jesse mit einem Blick in den Rückspiegel feststellte, daß der Besitzer des Ladens auf die Straße gestürmt kam und sich offensichtlich ihre Wagennummer notierte.

Ein gefüllter Bauch macht leichtsinnig ...

Noch war genügend Benzin im Tank des schweren Chevrolet. Aber der große Motor fraß auch mehr als alle anderen Wagen, die an ihnen vorbeifuhren.

In Marseille passierte es ihnen, daß die Karre nicht mehr ansprang. Die Batterie war leer: sie hatten zu lange das Autoradio laufen lassen. Was nun?

Eigentlich hatten sie nur den einen Mord verüben und danach aus allen Schwierigkeiten heraus sein wollen. Aber jetzt sah es so aus, als ob sie immer mehr Verbrechen begehen müßten, um den Traum von Südamerika verwirklichen zu können.

Limbarth und Jesse schlichen einen Vormittag in Marseille herum, bis sie endlich ein unbewachtes amerikanisches Auto fanden, dem sie hastig die Batterie ausbauen konnten.

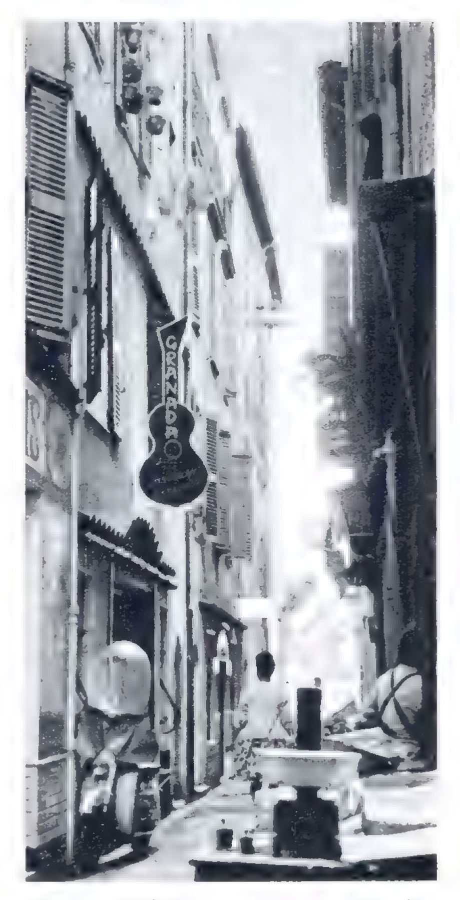
Dann fuhren sie weiter.

Und hungerten weiter.

Kurz nach Marseille blieb ihr Wagen endgültig stehen – glücklicherweise in der Nähe einer Tankstelle.

Die Franzosen in der Tankstelle waren so freundlich, den Chevrolet bis vor die Zapfsäulen zu schieben. Sie ließen seinen riesigen Tank voll mit Superbenzin laufen, wischten die Scheiben, überprüften Luft und Ölstand – und sahen am Ende bloß noch eine aufwirbelnde Staubwolke.

Wilhelm Limbarth hatte, wieder einmal, Gas gegeben, ohne zu bezahlen.



Die Granada-Bar in einer schmalen und dunklen Gasse von Cannes wurde das Asyl von Mutter und Tochter

Wenig später lernte Anneliese Laufenburg, daß es leichter ist, einen betrunkenen Amerikaner umzubringen, als mit Erfolg Lebensmittelgeschäfte zu betrügen.

Sie wurde festgenommen, als sie in Cannes wieder ein paar Dosen in dem Monoprixgeschäft unbezahlt in die Tasche stecken wollte.

Dem Geschäftsführer weinte sie etwas vor, von wegen „arme deutsche Touristen, denen das Geld ausgegangen ist".

Der Franzose verzichtete auf eine Anzeige und ließ Anneliese laufen.

Aber nun war den Übeltätern aus Darmstadt doch der Schreck ein bißchen in die Glieder gefahren. Auch der permanente Hunger tat das seine. Wie lange läßt sich Optimismus mit grünen Zitronen füttern?

In Mentone, kurz vor der italienischen Grenze, hielt Wilhelm Limbarth den Wagen an und stöhnte: „Ich habe Angst ... Was ist, wenn die Tankstel-

len unsere Autonummer aufgeschrieben haben? Wenn sie uns jetzt festnehmen an der Grenze?"

Eine berechtigte Frage, auf die keiner der vier eine Antwort wußte.

Also machten sie kehrt und fuhren nach Cannes zurück – jetzt schon ziemlich durcheinander, um nicht zu sagen verzweifelt. Sie spürten, wie es so schön im Kriminalroman heißt, das unsichtbare Netz, das sich über ihnen zusammenzog.

Doch sie waren noch nicht so weit, daß sie die Gefahr, von der sie sich umstellt sahen, mit ihrem Verbrechen in Darmstadt in Zusammenhang brachten. Sie fürchteten die Folgen der Lappalien, wie sie es nannten.

„Eine Schande!" fluchte Jesse de Armond.

„So was! Nein, so was!" jammerte Anneliese kopfschüttelnd.

Und Kitty, die Sechzehnjährige, meinte wütend: „Wenn die wüßten, was wir gemacht haben! Dann würden sie uns nicht wegen 'n paar lächerlichen Litern Benzin suchen!"

In Cannes lag der größte amerikanische Flugzeugträger „Forrestal" vor Anker, und zweitausend dollarschwere Seeleute bevölkerten die Stadt.

Anneliese und Kitty waren mit ihren beiden Begleitern kaum aus dem Chevrolet gestiegen, als sie mit der Nase darauf gestoßen wurden, daß hier ein neues – altes – Betätigungsfeld auf sie wartete.

Limbarth und Jesse sahen mit einem Blick, welch rettende Chance sich ihnen bot, als eine Gruppe US-Matrosen auf die beiden Röcke aus Deutschland zusteuerte.

„Helloh, Baby!"

Im Nu war das Quartett umringt. Mutter und Tochter fingen an, den amerikanischen Kasernenhof-Slang zu parlieren, und schon steuerte der ganze Haufe auf ein enges Gäßchen und eine Kneipe zu, die beiden Liebhaber Jesse und Wilhelm hinterher.

Die Kneipe, in die man einbrach, hieß „Granada", der Portier vor der Tür, ein augenrollender Algerier, stellte sich mit dem Namen Said Ghribs vor.

Kitty walzte zu den Klängen einiger Rumbatrommeln gleich über die Tanzfläche, Mutter Anneliese ließ sich in der Ecke widerstandslos liebkosen.

„Champagner!" schrien die Sailors.

Limbarth und Jesse atmeten auf.

Jesse versuchte, mit einigen seiner Landsleute ins Gespräch zu kommen, ohne ihnen auf die Nase zu binden, daß er von seiner Einheit in Deutschland desertiert war. Er wurde eingeladen. Und sein deutscher Freund Wilhelm Limbarth wurde auch freigehalten.

Zum erstenmal seit Tagen aßen und tranken die vom Pech verfolgten „Auswanderer" sich wieder einmal satt. Und binnen einer Stunde waren sie auch wieder fest davon überzeugt, daß ihre Pläne gelingen würden.

Um so mehr, als der Portier Said Ghribs dem Quartett aus Deutschland anbot, bei ihm zu übernachten. Er hatte mit schnellem Blick erkannt, welche Vögel da mit den Matrosen am Tisch zusammensaßen.

Von Kitty und Anneliese Laufen- →

Das Mörder Quintett

burg versprach er sich ein gewisses Geschäft. In der Rue Louis Blanc bewohnte er ein Einzimmer-Appartement zusammen mit der Nackttänzerin Margarethe Devienne, die auch im „Granada" auftrat.

In dieser Nacht – es war der 1. März 1961 – schliefen in der eleganten Portierwohnung des Algeriers Wilhelm Limbarth mit Anneliese Laufenburg, Jesse de Armond mit Kitty und Said Ghribs mit Margarethe Devienne. Sie nannten es „das Nachtlager von Granada". Die Stimmung war entsprechend. Man lag auf Matratzen und Ghribs, der Algerier, seine Nackttänzerin aus und gewährte Kitty ihren Platz.

Er war mit der Entwicklung außerordentlich zufrieden. Die beiden deutschen Frauen versprachen eine feste Einnahmequelle für ihn zu werden. Während er Portierdienste vor der Tür des „Granada" verrichtete und seine Freundin sich auf dem Parkett vor den Besuchern des Lokals produzierte, schleppten Kitty und ihre Mutter allnächtlich Männer in das Appartement in der Rue Louis Blanc.

Weniger zufrieden mit dieser Entwicklung war die Nackttänzerin. Sie benutzte jede Gelegenheit, ihrem Algerier Eifersuchtsszenen zu machen.



Der Nachtportier der Granada-Bar, Said Ghribs (rechts), gab den Flüchtenden ein primitives Unterkommen und nutzte sie dafür schamlos aus



„Casa nuova" hieß das Appartementhaus, in das die Laufenburg-Damen ihre Galane schleppten. In den Polizeiakten stand später „Casanova"

Decken, die auf dem Steinboden ausgebreitet waren.

Jesse de Armond, der US-Deserteur, sah sich am nächsten Nachmittag mit an, wie die beiden Frauen losgingen, um neue US-Matrosen zu angeln (den Schlüssel zum Appartement des Algeriers trugen sie in der Tasche) – und da wußte er, daß er Kitty verloren hatte.

Ohne viel Lärm verabschiedete sich der junge Mann und fuhr nach Marseille. „Ich werde uns eine Möglichkeit verschaffen, nach Südamerika zu fahren", versprach er Kitty.

In der nächsten Nacht bootete Said Vergebens rechnete ihr Said Ghribs vor, wieviel Geld er durch die Deutschen verdiente, die für die Benutzung seiner Wohnung natürlich kräftig blechen mußten. Schließlich verprügelte der Portier seine Nackttänzerin und setzte sie vor die Tür.

Am 9. März, wenige Tage später, klopfte die Polizei an die Tür des betriebsamen Portiers. Alle, bis auf Wilhelm Limbarth, lagen noch in den Betten.

„Was ist?" regte sich der Algerier auf. „Ich stehe loyal zu Frankreich!"

Aber das wollten die Polizisten gar nicht wissen. Sie waren gekommen,

weil die Großmutter der Nackttänzerin Anzeige erstattet hatte, ein goldener Armreifen, ein goldener Siegelring und eine Perlenkette seien ihr gestohlen worden.

Und ihre Enkelin, die Nackttänzerin, habe es getan und den Schmuck ihrem Algerier zum Verkauf übergeben.

Said Ghribs hob flugs die Schwurhand. Nie und nimmer wisse er etwas von dieser Geschichte. „Ich will tot umfallen, wenn . . ."

Seufzend verschwanden die Polizisten wieder.

Wilhelm Limbarth aber war der Schreck gehörig in die Knochen gefahren. Er fürchtete schon, die Polizei sei wegen des Mordes in Darmstadt gekommen.

„Wißt ihr was?" schnatterte er beim anschließenden Frühstück. „Ich fahre mal nach Marseille, gucken, was Jesse dort macht. Was meint ihr?"

Die beiden Frauen, ohnehin durch Limbarths Anwesenheit gehemmt, fanden das eine gute Idee. „Du brauchst dich nicht zu beeilen!" rief Anneliese Laufenburg ihm nach, als er schon auf der Veranda stand.

Nun wurde das Leben in der Wohnung des Algeriers noch flotter. Tag und Nacht waren Mutter und Tochter unterwegs, um „Kohlen zu machen".

Der Maschinentechniker Duban und seine Frau, die neben dem Algerier auf demselben Flur wohnten, kamen um ihre Nachtruhe, so laut ging es in dem Einzimmer-Appartement her.

Den Chevrolet, mit dem sie bis hierher gekommen waren, hatten Limbarth und Jesse an der Ecke Rue Louis Blanc und Rue Pierre Giaglia abgestellt. Anneliese Laufenburg fragte jeden Amerikaner, den sie traf, ob er den Wagen nicht kaufen wolle.

Doch sie hatte keine Papiere zum Verkaufen.

Aus Marseille kam ein Brief von Jesse, die Lage sei günstig, bald werde man nach Südamerika fahren können.

Kitty schrieb zurück: „Ich bin dir treu, glaube mir, Liebling. Bitte, hole mich hier bald heraus, der alte Dackel bedrängt mich ständig."

Offenbar machte ihr das Zusammenleben mit dem Algerier keinen Spaß mehr. Doch ihr Hilferuf verhallte. Ihr Brief kam nach einigen Tagen als unzustellbar zurück.

In Marseille hatte Wilhelm Limbarth keine Adresse. Er suchte nach Jesse. Er fand ihn nirgends. Nachts schlief er unter freiem Himmel, und was er zum Essen brauchte, stahl er sich zusammen.

Nach einigen Tagen ging er aufs Geratewohl zum amerikanischen Konsulat und fragte, ob man etwas von einem Jesse de Armond wisse.

Die Antwort, die er erhielt, ließ ihn erbleichen.

„Mr. de Armond, der Deserteur? Ja, er hat sich hier gestellt.

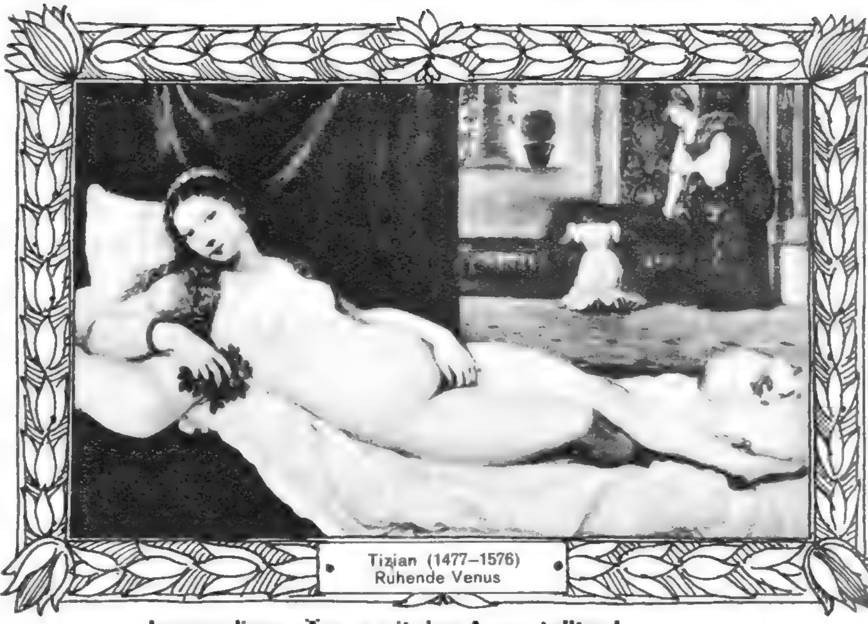
Er ist nach Deutschland zurückgebracht worden!"

Wilhelm witterte Verrat.

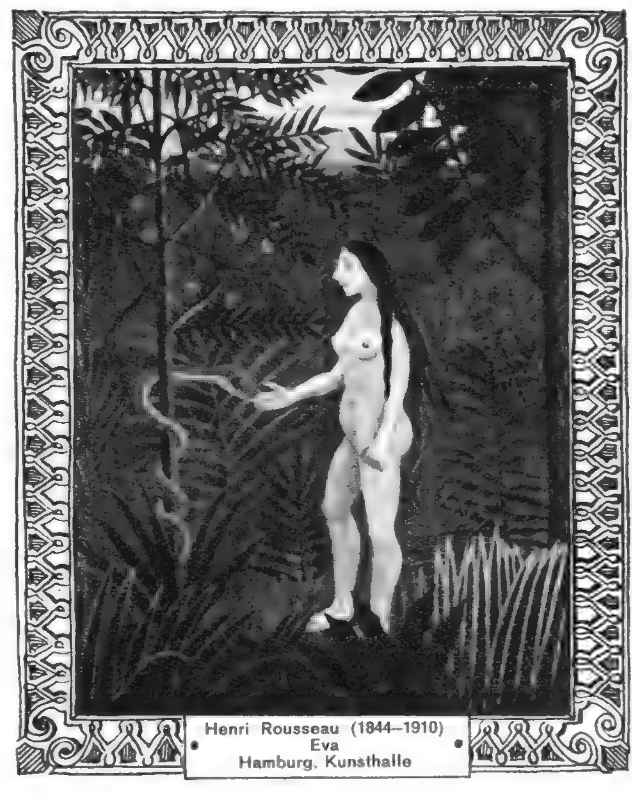
Und er rannte abermals zum Konsulat, aber zum deutschen, erzählte eine phantastische Geschichte und entlockte dem Konsul eine Eisenbahnfahrkarte nach Deutschland.

Damit hatte er den Stein ins Rollen gebracht.

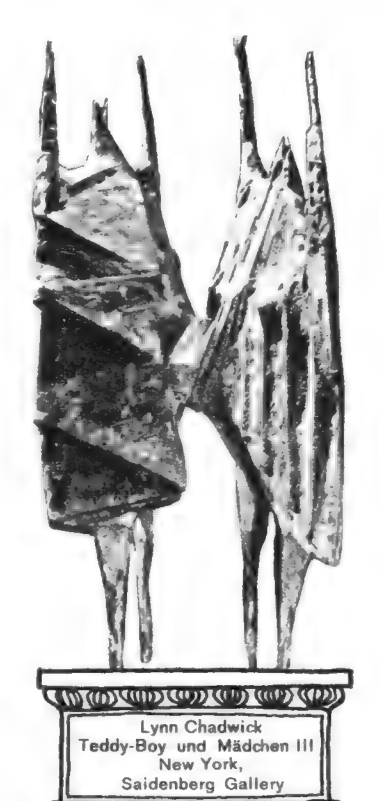
Fortsetzung im nächsten *stern*



„Immer dieser Ärger mit den Angestellten! Jetzt haben sie schon wieder alles auf einmal in die Reinigung gegeben!"



„Wenn dir das Fallobst zu wurmstichig ist, nimm doch diesen – Handelsklasse 1!"



„. . . wenn du nochmal behauptest, du könntest im Ausverkauf so günstig einkaufen!"



„Ich schwör's dir – auf der Packung stand, zweimal täglich gründlich einreiben!"

Das frivole Museum

Zeitlose Kunstwerke, die uns immer wieder begegnen, erfahren oft unzeitgemäße Deutungen. Es sei uns gestattet, diesem Übel abzuhelfen mit der neuen Kunsttheorie „Laßt Bilder sprechen“



Diskuswerfer
Griechenland
(5. Jh. v. Chr.)

„Ich kann die Platte nicht mehr hören!“



Hans Holbein d. J. (1497–1543)
Des Künstlers Frau und Kinder
Basel, Öffentliche Kunstsammlungen

„So Kinder, nach der Spätausgabe der Tagesschau geht ihr ins Bett!“

DIESE WOCHE

Vor 329 Jahren: Gustaf Adolfs Sieg und Tod

Am 16. November 1632 siegte und fiel König Gustaf Adolf von Schweden im fünfzehnten Jahr des „Dreißigjährigen Krieges" auf dem Schlachtfeld von Lützen in der Leipziger Ebene im Kampf gegen den kaiserlichen Feldherrn Albrecht von Wallenstein.

Es war ein trüber Tag. Undurchdringlicher Nebel verbarg die Schlachtreihen und Geschützstellungen der kaiserlichen Armee, als der Schwedenkönig in der Morgenfrühe sein Heer zur Schlacht aufstellte und die Losung ausgab: „Gott mit uns!"

Gegen 11.00 Uhr hob sich der Nebel. König Gustaf Adolf selbst führte seine Reiterei gegen den Feind; das Fußvolk rückte gegen die Schanzen vor, hinter denen die Wallensteinischen mit ihrem Kampfruf „Jesus und Maria" bereitstanden. Der vom König geführte rechte Flügel des schwedischen Heeres trieb die Kaiserlichen schon in der ersten Stunde der Schlacht zügig zurück; doch auf dem linken Flügel mußte die Infanterie vor Wallensteins Kürassieren zurückweichen.

Gustaf Adolf sprengte mit einem Reiterregiment an die gefährdete Flanke. Er hatte mit tollkühnem persönlichem Einsatz schon manchen Sieg erfochten; diesmal war er – wie immer an der Spitze seiner Schwadronen – ein wenig zu tollkühn: Er drang zu weit vor und war plötzlich von Feinden umringt. Eine feindliche Kugel zerschmetterte ihm den linken Arm. Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg versuchte, den verwundeten König zurückzuschaffen, doch ehe das gelang, traf eine zweite, tödliche Kugel Gustaf Adolf in den Rücken.

Die Unglücksbotschaft, die sich blitzschnell verbreitete, versetzte das schwedische Heer in rasende Kampfwut – und nach achtstündiger Schlacht behaupteten die Schweden das Feld. Wallenstein mußte sich nach Böhmen zurückziehen; doch die Protestanten hatten ihren großen Führer verloren.

Der Tod des 38jährigen Gustaf Adolf, in dem die deutschen Protestanten den Retter ihres Glaubens sahen, war ein Wendepunkt in dem bis dahin größten aller Kriege auf deutschem Boden. In der ersten Phase des großen Krieges, der 1618 aus den religiösen Gegensätzen in Deutschland und dem Widerstand der Landesfürsten gegen die Machtausweitung des habsburgischen Kaiserhauses entstanden war, hatte die katholisch-kaiserliche Partei große Siege errungen. Ihre Heerführer Tilly und Wallenstein waren bis zur Ostküste vorgedrungen. Kaiser Ferdinand konnte es wagen, in dem „Restitutionsedikt" von 1629 Ansprüche und Rechte der katholischen Kirche wiederherzustellen und Einschränkungen für die Protestanten zu verfügen.



König Gustaf Adolf von Schweden fällt bei Lützen

Zur Rettung des bedrohten Protestantismus griff der Schwedenkönig Gustaf Adolf 1630 in den Kampf ein, der damit zu einem europäischen Krieg ausgeweitet wurde. Doch nicht nur Glaubenseifer trieb ihn, am 4. Juli 1630 mit einer kleinen Heerschar von 12 500 Mann in Pommern zu landen. Der junge Schwedenkönig, der in Kriegen gegen Rußland und Dänemark bereits neue Gebiete für Schweden erobert hatte und seinem Land durch Verwaltungsreformen, ordentliche Rechtspflege und Förderung von Handel und Verkehr eine Blütezeit bescherte, hatte durchaus machtpolitische Ziele: Er wollte die Ostsee und ihre Küstenländer beherrschen, und es genierte ihn keineswegs, sich zu diesem Zwecke auch mit dem – katholischen – Frankreich zu verbünden, das die Habsburger zurückzudrängen wünschte.

Es gelang Gustaf Adolf in verhältnismäßig kurzer Zeit, seine



kleine Truppe mit deutschen Söldnern zu einer großen Armee auszubauen und nach siegreichen Kämpfen bis nach München vorzustoßen. Sein Schicksal wendete sich, als der Kaiser den zeitweise in Ungnade gefallenen Wallenstein zurückrief; Wallenstein drängte den Schweden wieder aus Süddeutschland heraus und zwang ihn dann zur Schlacht bei Lützen. Dort wurde Wallenstein zwar wieder zurückgeworfen; doch mit dem Tod des Schwedenkönigs änderte sich der Charakter des Krieges: er wurde – mindestens teilweise – für die kämpfenden Heere zum Selbstzweck.

In der Armee Gustaf Adolfs war streng auf Zucht und Sitte gesehen worden; nach seinem Tode aber überboten die Schweden noch das Treiben der anderen Heere: Unter Plünderung, Mord, Raub und Brandschatzung litten die Deutschen mehr als unter den Kampfhandlungen, die noch sechzehn Jahre anhielten. Aus den Glaubenskämpfen waren reine Macht- und Beutekriege geworden.

Im Jahre 1636 griff schließlich auch noch Frankreich in den Kampf ein. Als alle Parteien völlig erschöpft waren, endete der Dreißigjährige Krieg 1648 im Westfälischen Frieden. Deutschland war wüst und leer. Über die Hälfte der Bevölkerung, die Hälfte des Volksvermögens hatte der Krieg verschlungen; vom deutschen Kaiserreich war nicht viel mehr übriggeblieben als der Name. Die Landesherren regierten als souveräne Fürsten, die auswärtigen Mächte – allen voran Frankreich – hatten deutsches Reichsgebiet und maßgebenden Einfluß auf die innerdeutsche Politik gewonnen.

Der Dreißigjährige Krieg war der letzte große Glaubenskampf gewesen. Die Kriege, die folgten, waren reine Kämpfe um Macht, Besitz und Geltung.

Vor 92 Jahren: Einweihung des Suezkanals

Am 17. November 1869 rückten der Mittlere und der Ferne Osten näher an Europa heran, wurde der Seeweg nach Indien, China und Japan um mehr als 7000 Kilometer kürzer: An jenem Tage wurde in Port Said in einem großen Festakt nach zehnjähriger Bauzeit der über 160 Kilometer lange Suezkanal zwischen dem Mittelmeer und dem Roten Meer eröffnet.

Auf einer riesigen Tribüne waren Vertreter nahezu aller Mächte versammelt; unter einem Baldachin saßen Kaiserin Eugénie von Frankreich, Kaiser Franz Joseph von Österreich, Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen und der Khedive Ismail von Ägypten, hinter ihnen der Erbauer des Kanals, Ferdinand de Lesseps, dessen Ehrgeiz und Rücksichtslosigkeit der Kanal zu verdanken war.

Geistliche der römisch- und der griechisch-katholischen Kirche und des Islams weihten feierlich das Werk; dann bestiegen die Würdenträger die über die Toppen geflaggten Schiffe zur Einweihungsfahrt. An der Spitze fuhr die französische Staatsjacht „Aigle“ (Adler) mit Kaiserin Eugénie und Lesseps an Bord, den Schluß des 80 Schiffe langen Konvois bildete das englische Kabelschiff „Hawk“ (Falke) – ein Symbol für die französisch-englische Rivalität dieser Epoche. England

Weiter auf der nächsten Seite



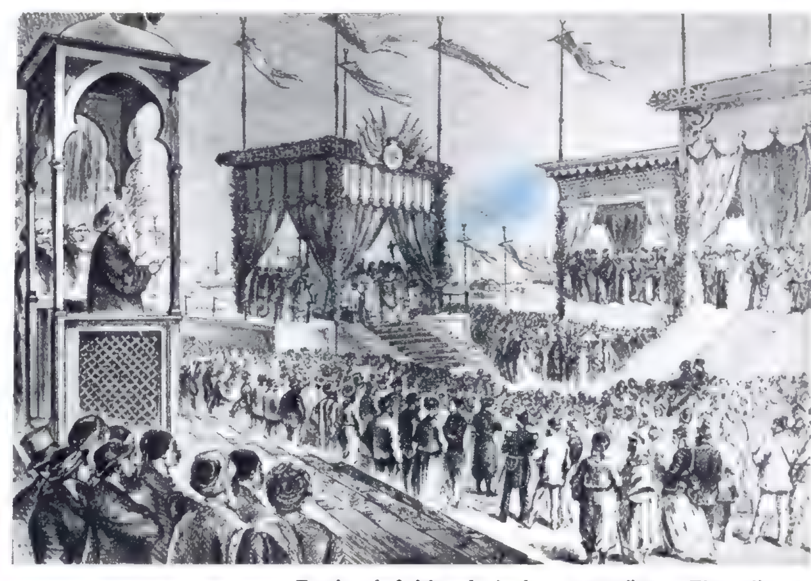
DIESE WOCHE

hatte das Kanalprojekt heftig bekämpft und war bei den Feierlichkeiten offiziell nicht vertreten. Aber die beiden Handelsschiffe, die in den nächsten Tagen den normalen Kanalverkehr eröffneten, führten die britische Flagge.

Die Geschichte des Suezkanals – er ist bis heute eine der wichtigsten Schlagadern des Weltverkehrs und einer der gefährlichsten Krisenherde der Weltpolitik – umfaßt genau genommen zweieinhalb Jahrtausende. Seit den Zeiten des Pharaos Necho (600 Jahre vor Christi Geburt) hat es künstliche Verbindungen zwischen dem Nil und dem Roten Meer gegeben. Es folgten Kanalbauten der Perser, Ptolemäer, Römer und Araber. Seit Ende des 17. Jahrhunderts beschäftigten sich europäische Staatsmänner und Gelehrte mit Kanalplänen. 1672 empfahl der deutsche Philosoph Leibniz in einer lateinischen Denkschrift dem Franzosenkönig Ludwig XIV., er solle Ägypten erobern und die Landenge von Suez durchstechen, um schneller als die Engländer nach Indien zu gelangen.

Eine von Napoleon um 1800 eingesetzte Ingenieurkommission bereitete detaillierte Pläne vor, andere Ingenieure arbeiteten im ägyptischen Auftrag Entwürfe aus. 1855 endlich fertigte der österreichische Ingenieur Aloys Negrelli nach vielen Vorstudien den Bauplan an, der dann verwirklicht werden sollte.

Inzwischen hatte sich der französische Diplomat Ferdinand de Lesseps im November 1854 von dem mit ihm befreundeten jungen Herrscher Ägyptens, dem Khediven Said, die erste Kanalbaukonzession verschafft und eine weltweite Propaganda zur Finanzierung des Projektes begonnen. Im Dezember 1858 gründete er die Internationale Suez-Kanal-Gesellschaft; die Aktienmehrheit war in französischen Händen, 44% bekam der Khedive, sich selbst machte Lesseps zum Präsidenten der Gesellschaft. Negrelli, der die technische Oberleitung übernehmen sollte, war am 1. Oktober 1858 gestorben – so konnte niemand Lesseps den Ruhm streitig machen, alleiniger Schöpfer des Kanals zu sein.



England fehlte bei der pompösen Einweihung des Suezkanals, den es erst bekämpft hatte, später beherrschte und schließlich an Nasser verlor

Am 25. April 1859 vollzog Lesseps den ersten Spatenstich. Der Khedive stellte 25 000 leibeigene Fellachen als billige Arbeitskräfte zur Verfügung. Der Anfang war besonders schwierig: Baumaterial, Proviant und Trinkwasser mußten auf Kamelen zur Baustelle geschafft werden. Doch schon am 18. November 1862 konnte Lesseps die erste Strecke des Kanals mit den stolzen Worten eröffnen: „Ich befehle im Namen Seiner Hoheit des Khediven Said, daß die Wasser des Mittelmeeres in den Timsah-See einströmen, dank der Gnade Gottes!"

Als danach Arbeitskräfte mangelten, beschleunigte Lesseps die Arbeiten durch den Einsatz großer Maschinen. An die 500 Millionen Francs verschlang der Bau. 74 142 000 cbm Erde, Schlamm und Steine mußten bewegt werden, bis nach zehnjähriger Bauzeit der Kanal dem Verkehr übergeben werden konnte.

Während sich Lesseps bald neuen ehrgeizigen Plänen zuwandte, begann die wechselvolle Geschichte des Suezkanals, gekennzeichnet von ungeheuren wirtschaftlichen Erfolgen, vom Aufstieg und Niedergang der englischen Weltmacht und vom Aufbruch des arabischen Nationalismus.

Im Jahre 1875 – als der Kanal begann, Gewinne abzuwerfen – kaufte der britische Premierminister Disraeli dem Khediven Ismail zu günstigem Kurs seine Kanalaktien ab. In sieben großen Kisten verpackt wurden sie am 26. No-

Vor 200 Jahren: Hauptsache, der Zimt stimmt!

Am 17. November 1761 druckte die „Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten" einen Bericht ihres Londoner Vertreters über den großen Aufstand der Ceylonesen gegen die Holländer:

„Die Nachrichten, so mit dem Ostindischen Schiffe hier angekommen, bekräftigen das Unglück der Holländer auf der Insel Ceylon. Sie sagen: Der König von Candy, welches die Hauptstadt der Insel ist, hätte sich von den Holländern beleidigt gefunden, und wäre aus dieser Ursache mit einer großen Armee auf sie gefallen, die er alle ermordet habe. Man rechnet die erschlagenen Holländer auf 7000 Mann. Alle ihre Effekten sind geplündert, und die Zimmet-Bäume umgehauen und verbrannt worden. Vermutlich wird nun der Zimmet sehr theuer werden."

vember 1875 dem britischen General Stanton in Kairo übergeben. Mit dieser Aktion machte England nicht nur ein gutes Geschäft, sondern gewann vor allem Einfluß in der internationalen Kanalgesellschaft, die den Kanal unterhielt und verwaltete.

Als England dann 1882 Ägypten besetzte, geriet der Kanal vollends unter die Kontrolle Großbritanniens – des einstigen Gegners dieses Projektes. Dabei blieb es auch noch, als sich die Engländer nach den Vereinbarungen des englisch-ägyptischen Vertrages von 1936 aus Ägypten zurückzogen: England installierte in der 50 Kilometer breiten Suezkanalzone eine starke Militärbasis, in der zeit-



Ägyptens unsinniger Racheakt: Nasser ließ das Lesseps-Denkmal in Port Said in die Luft sprengen

weilig bis zu 80 000 Mann stationiert waren – sehr zum Ärger der zu nationalem Selbstbewußtsein erwachten Ägypter.

England erkannte zwar 1954 den Kanal als Bestandteil Ägyptens an und räumte die Kanalzone, aber auch das genügte den Ägyptern nicht, die unterdes ihren König Faruk verjagt hatten und für deren Nationalstolz auch die Internationale Kanalgesellschaft ein unerträgliches Ärgernis war. Ganz abgesehen von den riesigen Einnahmen der Kanalgesellschaft, die Ägypten in der eigenen Kasse zu sehen wünschte. So verkündete Oberst Nasser am 26. Juli 1956 die Verstaatlichung des Kanals. Ende Oktober 1956 versuchten England und Frankreich durch militärisches Eingreifen die alte Vormachtstellung wieder zu erringen. Das Ergebnis war eine Weltkrise, die den Westen im Augenblick des ungarischen Freiheitskampfes schwächte und lähmte.

England und Frankreich wurden durch UNO-Beschluß zum Rückzug gezwungen – es war der endgültige Zusammenbruch europäischer Vorherrschaft im Mittleren Osten; ein unsinniger Gewaltakt machte es deutlich: die Ägypter sprengten im Dezember 1956 die am 17. November 1899 errichtete Lesseps-Statue in Port Said.

Die Sorge, die Ägypter seien nach der Entlassung der europäischen Beamten und Lotsen nicht in der Lage, den komplizierten Mechanismus „Suez-Kanal“ zu handhaben, erwies sich als unbegründet. Jahr für Jahr durchfahren mehr Schiffe den Kanal, und die Ägypter sind dabei, seit langem nötige Erweiterungsbauten endlich auszuführen.

starkasten



Unser herzliches Verhältnis...



... ist noch lange kein Dreieck

Federico Fellini macht in letzter Zeit nichts mehr mit seiner Frau. Er brachte Giulietta Masina mit „La strada" und „Die Nächte der Cabiria" zu Weltruhm, stellt aber bei seinen neuen Filmen nur noch Anita Ekberg als Star heraus. So tauchte das Gerücht auf, daß der Regisseur sich auch im Privatleben verändert habe. Aber die Masina und die Ekberg verklagten eine Mailänder Zeitung, die darüber berichtete, auf Widerruf. Und die beiden müßten es ja wissen...



Letztes Jahr in Marienbad

Als große Kino-Neuentdeckung wird die elsässische Schauspielerin Delphine Seyrig, die sich in Amerika Theaterruhm erwarb, gefeiert. Kritiker preisen ihren französischen Film „Letztes Jahr in Marienbad" als Meisterwerk

Tanz der jüngsten Salome

Als jüngste Salome-Darstellerin der Welt gibt die 16jährige Amerikanerin Brigid Bazlen in dem Lichtspiel „König der Könige" ihr Filmdebut. Sie bekam für den legendären Tanz, mit dem Salome den Kopf Johannes des Täufers gefordert haben soll, eine Gage von 10 000 DM. Für die Dreharbeiten in Spanien wurden mal wieder nicht weniger als 20 000 Komparsen bemüht

Der Münchner Schauspieler Axel Scholtz erzählte eine wahre Geschichte, die so unglaublich klingt, daß Petronius erst weitere Augen- und Ohrenzeugen ermittelt hat, bevor er sie wiedergibt: Während der Dreharbeiten der Hochstapler-Story „Der tolle Hecht" wohnten die Filmleute im amerikanischen Hotel am Frankfurter Flughafen. Scholtz, der einen Bundeswehrsoldaten ohne Rang mimte, kam mit offener Uniformjacke, Krawatte in der Hand und Drehbuch unterm Arm in die Rezeption. Dort stehen zwei (echte) „Bundesbürger in Uniform" und fauchen: „Wie sehen Sie aus! Wo kommen Sie her? Wie laufen Sie rum?!" Scholtz entschuldigt sich: „Ich bin Zivilist, Schauspieler, und wir drehen hier einen Film." Schnarrt einer der beiden Offiziere: „Das müssen Sie erst beweisen, Sie Pfeifenkopf, Sie Idiotenheini!" Im Verlauf eines heftigen Wortwechsels versuchen zwei Aufnahmeleiter und der Filmgarderobier den nach der Militärpolizei brüllenden Vertreter der Bundeswehr zu beruhigen. Scholtz hat die Uniformjacke ausgezogen und geht mit den Filmleuten zum wartenden Wagen, während ihm in altvertrauter deutscher Kommißart nachgerufen wird: „Seien Sie bloß vorsichtig, Sie grüner Junge!"

Komponist Christian Bruhn und Textdichter Georg Buschor gaben ihren beim Schlager-Festival in Wiesbaden errungenen Silbernen Löwen an die Veranstalter zurück. Es hatte sich herausgestellt, daß ihr Schlager „Kommt ein Schiff nach Amsterdam" verblüffende Ähnlichkeit mit einem alten Volkslied aufweist...

Die Wiener Zeitung „Express" veröffentlichte eine der kürzesten Filmkritiken der Welt. Unter dem Titel des amerikanischen Films „Das 13. Opfer des Dr. Desmond" schrieb der Kritiker: „Ich bin das 14. gewesen."

Schallendes Gelächter während der Galapremiere des Films „Amours célèbres" in Paris. In einer Szene sagt Brigitte Bardot als Agnes Bernauer zu ihrem Filmgemahl Alain Delon: „Warum hast du mich geheiratet? Du hättest mich auch so gehabt!"

Caterina Valente sang im vergangenen Jahr auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung in Wien. Für die halbe Gage und das Versprechen, die österreichische Regierung werde ihr einen Orden an die Brust heften. Der Orden wurde zweimal reklamiert, aber bis heute nicht verliehen.

Bis zum nächstenmal Ihr

Petronius

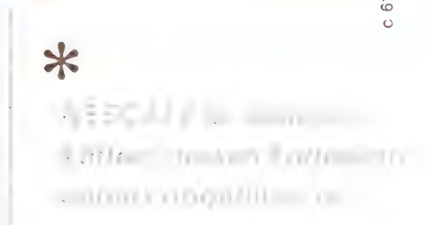
43 Kaffeebohnen - 1 Löffel NESCAFÉ*

NESCAFÉ

Echte Kaffeebohnen für NESCAFÉ
- den reinen, den feinen Kaffee

Wie herrlich NESCAFÉ schmeckt

Echter Kaffee NESCAFÉ



„Wir müssen die Schwarzen vor ihren eigenen Leuten schützen", sagen die Weißen in Rhodesien, „die Radikalen schüchtern die Arbeitswilligen ein." Rhodesien mußte sich eine Bürgerwehr schaffen, um der Unruhen Herr zu werden



Weiß spielt falsch

Joachim Heldt berichtet aus Rhodesien

Wir warten nun schon zwanzig Minuten. Ich sitze auf einem alten Benzinfaß und sehe den Eidechsen zu, die sich auch langweilen.

Ab und an nehme ich einen Kiesel vom Zufahrtsweg der Tankstelle und ziele nach ihnen. Sie wieseln ein paar Zentimeter weiter, aber dann bleiben sie wieder sitzen und sehen mich von der Seite an.

„Da kommt er", sagt Franz, mein Kameramann. Über die leeren Tabakfelder jagt ein Mercedes auf uns zu.

Er stoppt hart neben uns. Der Weiße am Steuer lüftet hastig seinen Hut und sagt genauso schnell: „Sorry, meine Herren, very sorry, aber sie kriegt ein Kind."

Er macht eine Kopfbewegung nach hinten. Eine schwarze Mammi sitzt im Wagen. Sie blickt still und fremd geradeaus. „Muß sie ins Hospital bringen. Arbeiterin von mir. Bin in zehn Minuten zurück", sagt der Farmer. Und dann gibt er wieder Gas.

„War er das?" sagt Franz.

„Muß er wohl", sag' ich, „ich kenne ihn auch nicht."

Wir sind mit Mr. Palmer, Führer der „Zentralafrikanischen Partei" ver-

Weiter auf der übernächsten Seite

„Die Partnerschaft ist eine Lüge", sagen die schwarzen Führer, denen die Massen zujubeln, „die Weißen geben uns keine Rechte. Sie haben nur ein Interesse: ihre Oberherrschaft zu behalten"

Persil 59 entspricht Ihren Wünschen und den Erkenntnissen der Wissenschaft

Wie Sie auch waschen, mit Persil 59 waschen Sie alles wunderbar einfach, leicht und gut!
eigene Einweichwirkung – gleich hinein mit der Wäsche in den weichen, weißen Schaum – in die milde, zarte Lauge!
neue, wunderbare Waschkraft – im Nu beginnt Persil 59 mit der Wascharbeit. Schonend und sanft wird der Schmutz von den Fasern abgehoben. Sauber und frisch strahlt Ihre Wäsche!
echte Wäschepflege – dieser Vorzug ist entscheidend! Nehmen Sie Persil 59 und alles ist wirklich echt gepflegt!

Auch in der Waschmaschine

In Waschflügel- und Wellenradtypen beweist Persil 59 seine Vorzüge. Auf 10 Liter Wasser 6 Eßl. Persil 59. Das ist alles.

Öfter eine kleine Wäsche zwischendurch ist vorteilhafter für Sie

Erster Vorteil – Sie machen sich's leichter, denn zweimal in der Woche kleine Wäsche macht weniger Arbeit, als einmal in 14 Tagen große Wäsche. Zweiter Vorteil – wenn Sie die bunte und die feine Wäsche öfter mal waschen, ist sie weniger verschmutzt ... die Fasern der Gewebe werden weniger beansprucht. In ein paar Minuten sind Ihr Pulli, Ihre Unterwäsche und Ihre Perlonsachen wieder frisch
Dritter Vorteil – Sie haben mehr Freude an Ihrer Wäsche ... Sie können öfter wechseln! Jeden Tag tragen Sie etwas Neues ... immer sind Sie chic angezogen

Persil 59

– mehr brauchen Sie nicht für Ihre Wäsche!

Für die große, die bunte, die feine Wäsche und die kleine zwischendurch brauchen Sie Persil 59. Es hat alle Vorzüge, alle Eigenschaften, die die Henkel-Forschung einem modernen Waschmittel überhaupt geben kann: kein besonderes Einweichen mehr, kein heißes Spülen – neue, wunderbare Waschkraft. Duft nach Frische und (darauf kommt's besonders an) – den Vorzug echter Wäschepflege!

So wird Ihre Buntwäsche wieder sauber und frisch!

Zuerst machen Sie die Farbprobe. Je nachdem waschen Sie Ihre Buntwäsche in warmer bis heißer Persil-Lauge (auf 10 Liter Wasser 5 Eßl. Persil 59). Waschtemperatur 30-60°. Nicht kochen! Gründlich kalt spülen. Gleich auswringen oder schleudern. Die Wäsche nicht aufeinander liegen lassen, sondern sofort zum Trocknen aufhängen

Persil 59

das beste Persil, das es je gab!

P 58/61



Weiß spielt falsch

abredet. Parteifreunde haben es vermittelt.

„Was wird das nun wieder für einer sein", sagt Franz.

Wir sind ein wenig müde. Nun sind wir schon 30 000 Kilometer durch Afrika unterwegs. Jetzt sind wir am Endpunkt unserer Safari, unten in Südrhodesien — im Augenblick 25 Meilen von Salisbury, an einer Tankstelle, morgens um neun Uhr zwanzig, und warten auf Mr. Palmer, der uns zu einer Wahlkundgebung im Busch mitnehmen will.

„Sah doch sehr menschenfreundlich aus", sage ich.

„Wer weiß, was wir diesmal wieder erleben", sagt Franz, „nun haben wir ja bald alle durch." Ich kann sie auch nicht mehr zählen, alle unsere Begegnungen in diesem neurotischen Kontinent.

Ich denke an die kleine, braune Stewardeß, die uns ein Lächeln der Entschuldigung schenkte, als wir beim Betreten afrikanischen Bodens in Conakry über die Löcher im Beton stolperten.

Ich denke an Monsieur Poure, unseren staatlich zugeordneten Begleiter in Guinea, der uns „Imperialisten" schimpfte, im gleichen Atemzug aber forderte: „Zigarette."

Ich kann den Gasthof der verlorenen Seelen an der Grenze von Liberia nicht vergessen mit den verlotterten Weißen, die im Urwald vergeblich nach Heimat gesucht hatten.

Die neureichen Parteiprotze von Ghana mit ihren kurzen Fingern. Der schwarze Kassierer in Barclays Bank, dessen Hände beim Zählen flatterten, weil er auf der Belastungsgrenze seines Ichs balancierte. Der alte weise Missionar mit dem langen Bart in Uganda, der so aussah, als habe er für den lieben Herrgott selber Modell gestanden.

Dazwischen immer wieder Tausende von namenlosen schwarzen Gesichtern, die lachten: Die Sonne schien. Die Bananen hingen tief. Gnädig waren die Geister der Ahnen. Der Tag war schön.

Im Januar waren wir in Guinea gestartet, in drückender Hitze. Jetzt war August, und wir suchten wie die Eidechsen die Sonne, denn es war Winter und wir hatten den Äquator passiert: Ein weißer Strich quer über den Asphalt 60 Kilometer südlich von Kampala.

Wir sind von östlich beeinflußten Ländern Westafrikas nach dem russenfreien Ostafrika gekommen, in dem die englischen Siedler sich mehr über Londons afrikanerfreundliche Politik ärgern, als sie sich vor Moskau fürchten können. Nur die Wut über Amerika ist hier Schwarz und Weiß gemeinsam.

„Die Amerikaner sind schlimmer als die Russen in ihrer Unterstützung der Schwarzen", hörte ich immer wieder in Rhodesien.

Und afrikanische Politiker begleiteten Amerikas Gehversuche als Weltmacht auf dem Schwarzen Kontinent mit dem knappen, aber ungerechten Kommentar: „Freundliche Neokolonialisten."

Das diplomatische Handwerk in Afrika ist hemdsärmelig geworden. Die Botschafter aber, erhaben darüber, beschworen mich — und sie sparten auch später nicht mit Briefen an Persönlichkeiten, die sie für einflußreich hielten — doch über die Afrikaner im freundlichen Sinne zu berichten. Das war in Westafrika.

In Ostafrika sagten mir Diplomaten in ihrer teilweise sehr feinen Art, die Schwarzen seien doch gar nicht fähig, sich selbst zu regieren. Und man solle doch über die Weißen in Afrika nicht immer so negativ berichten.

Und während ich nun 25 Meilen von Salisbury auf einem leeren Benzinfaß sitze und darauf warte, daß Mr. Palmer seine schwarze Arbeiterin zum Entbindungsheim bringt, erschrecke ich bei der Vorstellung, welches Durcheinander im Auswärtigen Amt entstehen müßte, wenn die deutschen Diplomaten in Afrika einmal ihre Gedanken durch Reisen in Nachbarländer austauschen würden.

„Jetzt geht's los", sagt Franz dazwischen.

„Was?"

„Der Führer der Zentralafrikanischen Partei", meldet Franz.

Mr. Palmer stoppt knapp. „Sorry, meine Herren", sagt er.

Wir steigen zu ihm ein, nachdem wir unsere Kameras umgeladen haben. Mr. Palmer ist ein rasanter Starter und ein scharfer Kurvengänger. Eine halbe Stunde lang jagen wir voller Aufregung über den Asphalt, der Südrhodesiens Hauptstraßen auszeichnet. Dann biegt Mr. Palmer plötzlich nach rechts ab auf einen sandigen, holprigen Weg. Und ich habe Zeit, ihn ein wenig von der Seite zu betrachten. Seit einem Lebensalter ist er Tabakfarmer in Südrhodesien.

„Noch zwanzig Minuten", sagt er, „es ist nur ein kleines Dorf."

„Wie viele werden kommen zu ihrer Versammlung?" frage ich.

„Vierzig, fünfzig", sagt er. „Vielleicht aber auch hundert, am vorigen Wochenende hatte ich neunzig Zuhörer, alles Afrikaner."

„Worüber werden Sie sprechen, Mr. Palmer?" sage ich.

Er schweigt einen Augenblick. Er muß den Wagen durch eine Furt steuern. Das Wasser spritzt zu beiden Seiten hoch.

„Daß es so nicht weiter geht", sagt er, „wir müssen echte Partner der Afrikaner werden. Sie sind keine schlechteren Menschen als wir. Das werde ich ihnen sagen."

Er hat ein so gutes, kleines, altes Gesicht.

„Meine Partei ist gegen die Rassendiskriminierung. Die Afrikaner müssen die gleichen Chancen wie die Weißen in unserem Lande haben, sonst gibt es keine Partnerschaft."

„Wie wollen Sie das erreichen?" sage ich voll Skepsis. Ich bin zwar erst eine Woche in Rhodesien. Sieben Tage lang habe ich jeden Morgen die Zeitungen gelesen. Und alle sprachen zwar von Partnerschaft zwischen Schwarz und Weiß, wie bei uns zu Hause von der Wiedervereinigung zwischen Ost und West, aber von den Weißen, die ich bisher privat getroffen habe, hatte keiner das Wort „Partnerschaft" überhaupt benutzt.

Die Straßenbäume in Salisbury waren bepflastert mit Plakaten, die liebe Kinder mit blonden Haaren zeigten und mahnten: „Denkt an sie, wenn ihr wählt." Die Wahl ging darum, ob mehr Schwarze ins weiße Parlament von Salisbury gewählt werden sollten, wie es die Londoner Regierung von ihrer ehemaligen Kolonie verlangte.

In Südrhodesien leben über 220 000 Weiße und über 3 Millionen Schwarze. Aber von den Afrikanern haben nur 4000 das Stimmrecht.

„Alle Einwohner, gleich welcher Farbe, müssen bei uns Stimmrecht haben, sofern sie lesen und schreiben können", sagt Mr. Palmer, während er seinen Wagen weiter durch den Busch steuert. „Wir dürfen hier nicht mehr wie weiße Herren auftreten, wenn wir die Partnerschaft, unter deren Namen unsere Föderation gegründet wurde, ernst nehmen wollen." Mr. Palmer stoppt. Ein afrikanischer Farmarbeiter steht am Wege.

„Komm mit", sagt Mr. Palmer.

Der Afrikaner zeigt ein dankendes

Lächeln. Wir sind schon kurz vor dem Dorf, in dem die Versammlung stattfinden soll.

„Sind schon viele da?" fragt Mr. Palmer.

„Viele, Herr", sagt unser Freund. Franz bietet ihm eine Zigarette an.

„Danke, Mister", sagt er, und sein Gesicht ist voller Dankbarkeit.

Mr. Palmer kurvt froh durch den Busch. Eine Meile noch, dann schimmern Hütten durch die Bäume.

„Dombawe Village", lese ich am Ortseingang.

Die Polizei ist auch schon da: ein tarnfarbener Landrover mit Drahtgittern vor den Fenstern gegen Steinwürfe. Über dem Dach schwankt eine lange Antenne. Die beiden Polizeioffiziere begrüßen uns mit mokantem Lächeln.

Der Ortsvorsitzende der Zentralafrikanischen Partei, ein Alter mit dem Gesicht eines Kirchendieners, schüttelt uns beide Hände. Er hat den Versammlungsplatz schon aufgebaut: ein wackeliger Tisch von drüben aus dem Coca-Cola-Laden, ein weißes, randbesticktes Tuch darüber. Und eine Vase mit letzten Herbstblumen

„Na, Mr. Palmer", sagt der eine Polizeioffizier, er wippt mit seinem rechten Knie, „und Ihre Zuhörer?"

Es sind keine da. Der Platz vor dem Tisch ist leer

Mr. Palmer blickt auf seine Uhr. „Ist noch etwas früh", lächelt er. „Wir bekamen Meldung, Sie sprechen um elf", sagt der Polizeioffizier.

Ich weiß nicht, warum mich sein wippendes Knie so stört

„Jetzt ist es schon elf Uhr zwanzig", sagt der Polizeioffizier.

„Sie kennen doch die Afrikaner", sagt Mr. Palmer.

„Und ob ich die Schwarzen kenne", sagt der mit dem Knie.

Mr. Palmer beginnt auf dem Versammlungsplatz hin- und herzugehen. Ich sehe ihm zu, wie er alle paar Minuten wieder auf die Uhr blickt. Dann bleibt er stehen, und seine Augen suchen drüben die Hütten. Drüben sitzen sie im Schatten, palavern und mißachten Mr. Palmer.

„Da haben Sie's", sagt der Polizeimensch zu mir, „die Schwarzen wollen das Zeug gar nicht hören, was Typen wie er ihnen erzählen wollen. Die wollen doch gar keine Partnerschaft mit uns Weißen. Die wollen uns raushaben, weiter nichts. Ihre Führer versprechen ihnen ja auch alles Blaue vom Himmel 'runter. ‚Wenn ihr frei seid, dann habt ihr auch solche Autos wie die Weißen, dann wohnt ihr in ihren Villen. Dann wird eure Arbeit endlich richtig bezahlt.' So reden ihre schwarzen Führer, diese Burschen doch. Ich höre sie ja jeden Tag. Ich nehme doch alles auf Tonband auf", sagt er.

Inzwischen hat Mr. Palmer seinen Ortsvorsitzenden gerufen, ich sehe, wie sie miteinander reden. Der Schwarze schüttelt immer wieder mit dem Kopf. Mr. Palmer legt ihm tröstend die Hand auf die Schulter.

„Sehen Sie sich das an", sagt der Polizeioffizier neben mir.

Dann kommt Mr. Palmer auf uns zu. Ich sehe in sein gutes, kleines Gesicht.

„Sorry, meine Herren", sagt er, „ich habe schon zu viel von Ihrer Zeit gestohlen. Ich glaube, es ist besser, wir brechen ab."

„O.K., Mr. Palmer", sagt der Polizeioffizier und klopft ihm die Schulter, „Ihre schwarzen Freunde, die wollen wohl nicht, was?"

„Es sind zu viele Radikale unter uns", sagt Mr. Palmer

„Hätte ich Ihnen gleich sagen können", sagt der Polizist, und dann wendet er sich an den Mann, der im Wagen sitzt: „Gib an Zentrale: ‚Palmer-Meeting wegen mangelnden Interesses

→

Weiß spielt falsch

der Eingeborenen abgesagt. Bauen ab'."

Ich steige wieder zu Mr. Palmer in den Wagen. Er startet rasant und nimmt die Kurven scharf. Ich sehe ihn heimlich von der Seite an, während wir schweigen. Und wäre er kein Engländer, würde vielleicht in diesem kleinen Gesicht jetzt eine Träne von der Enttäuschung erzählen.

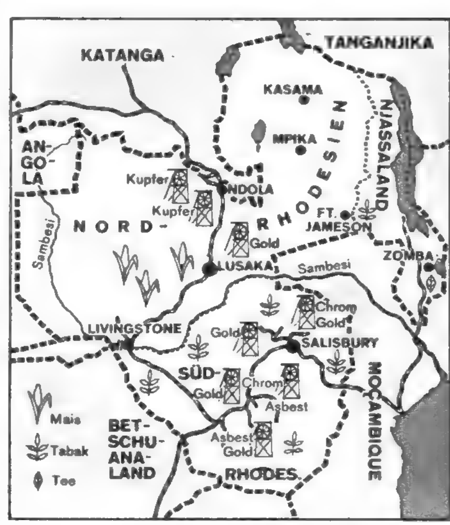
Schweigend fahren wir über die holprigen Wege durch den Busch, dann biegt der Wagen auf die Hauptstraße ein, und wir kehren zurück in die Zivilisation.

„Sorry", sagt Mr. Palmer in unsere Stille hinein, „i am so sorry."

„Es macht nichts", sage ich, „es war lehrreich."

„Ja", sagt er, „die Radikalen sind die schlimmsten, die Weißen und die Schwarzen."

Der Wagen singt leise über den Asphalt. Mr. Palmer nimmt die Kurven nicht mehr so scharf.

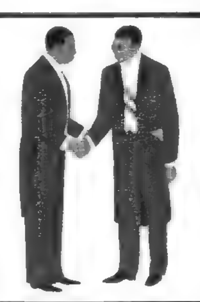


Rhodesien auf einen Blick



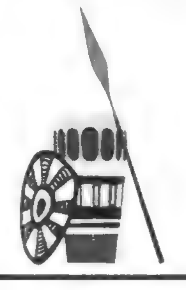
Das Land: voller Möglichkeiten

Größe: 1 262 986 qkm (mehr als das Fünffache der Bundesrepublik). Hauptstadt: Salisbury mit 260 000 Einwohnern (62 000 Europäer). Bevölkerung über 8 Millionen, davon etwa 300 000 Europäer, vor allem in Südrhodesien. Bereits 80 % der afrikanischen Kinder sollen Schulunterricht erhalten. Seit 1957 ein Universitäts-College für alle Rassen in Salisbury.



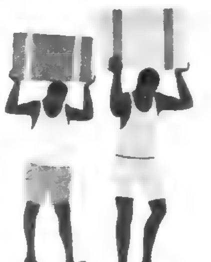
Staatsform: Föderation der Weißen

Gegen den Willen der afrikanischen Bevölkerung wurde die sich selbst verwaltende britische Kolonie Südrhodesien 1953 mit den britischen Protektoraten Nordrhodesien und Njassaland zur „Föderation von Rhodesien und Njassaland" zusammengefaßt. 1961 Bestand der Föderation in Frage gestellt: Neue Verfassung in Njassaland; afrikanische Mehrheit im Gesetzgebenden Rat fordert Lösung aus der Föderation. Auch Afrikaner in Nordrhodesien fordern afrikanische Mehrheit. Weiße Mehrheit nur noch in Südrhodesien.



Geschichte: mißlungene Partnerschaft

Die Ruinen von Zimbabwe sind Zeugen vergangener afrikanischer Größe. Um 1515 betreten die ersten Portugiesen das Land. 1851 Livingstone am Sambesi, 1859 am Njassa-See. Ende des 19. Jahrhunderts erwirbt Cecil Rhodes das Land für die Britische Südafrika Gesellschaft. Juni 1953 Gründung der Föderation. Motto: Partnerschaft aller Rassen. Trotzdem werden die Rassenschranken auch weiterhin betont. Nach Unruhen 1959 im August 1961 Wahlsieg der afrikanischen Nationalisten in Njassaland, Unruhen in Nordrhodesien.



Wirtschaft: Kupfer und Tabak

Der Bergbau liefert 70 % des Ausfuhrwertes. Nordrhodesien besitzt riesige Kupfervorkommen. In Südrhodesien die reichsten Chromerzlager der Welt. Außerdem Asbest und Kobalt. Tabak und Tee die wichtigsten Exportprodukte der Landwirtschaft. 1957 bis 1961 Entwicklungsprogramm mit Ausgaben von über 120 Mill. £ – Bau des Kariba-Staudammes. 1961–1971 Entwicklungsplan mit Ausgaben von rund 450 Mill. £ vorgesehen. Die unsichere politische Lage hat in manchen Wirtschaftszweigen zu Stagnationserscheinungen geführt.

„Ich glaube trotzdem, daß wir Liberalen eine Aufgabe in dieser Welt haben, auch wenn wir nicht die Macht haben. Wir sind unabhängig. Und wir können die Wahrheit aussprechen, auch wenn sie keiner mehr hören will. Wir können sagen, daß die Weißen in unserem Land sündigen, wenn sie die Schwarzen diskriminieren. Und sie tun es. Und wir können vor den schwarzen Radikalisten warnen, die nichts weiter als persönliche Macht wollen. Und indem wir es aussprechen, machen wir es zur Tatsache, zum Faktum: Die Radikalen müssen darauf reagieren. Sie müssen Farbe bekennen. Sie können sich nicht hinter ihren Lügen verschanzen. Das ist die Aufgabe, die uns geblieben ist."

Als wir an der Tankstelle halten und die ungebrauchten Kameras wieder in unseren eigenen Wagen umladen, sagt Mr. Palmer noch einmal „Sorry, meine Herren, very sorry."

„Ich danke Ihnen", sage ich. Dann fahren wir zurück in die Hauptstadt.

Salisbury wächst aus der gelben Öde wie der Traum einer Stadt von morgen. Ein paar Kilometer davor sieht es noch so aus, als kämen einem hinter der nächsten Kurve die Ochsengespanne der Buren entgegen. Und dann nadelt plötzlich ein Wolkenkratzer den Horizont, andere schießen neben ihm hoch, die Straßen werden breiter, die Kurven wiegen, und Stan Kentons kalte Großstadt-Rhythmen hämmerten mir immer wieder in den Ohren, wenn ich nach Salisbury einfuhr und neben uns die weißen Fassaden schräg in den Himmel wuchsen.

Es ist schön, nach dreihundert Hüttenstädten, nach Nächten in Karawansereien, nach Konserven-Leben und verlorenen Abenden in fremder Welt durch die First Street zu schlendern, wenn mittags der Schwarm der Sekretärinnen an den Schaufenstern flaniert und zwischen zwei Tippseiten erwartungsvoll über das Pflaster stöckeln.

„Die haben es ja auch einfach hier", sagt mir später eine europäische Touristin an der Bar vom Hotel, zu dem nur Weiße Zutritt haben, „die können ja auch das ganze Jahr über Sommerkleider tragen."

Salisbury ist jung. Vor 70 Jahren noch warf hier der Kopje-Hügel seinen Schatten auf eine leere Ebene. Wo heute Palmen den Broadway schmükken, war damals Sumpf. Was in Rhodesien geschaffen wurde, haben Weiße vollbracht.

700 Mann kanadische Reiter, burische Fährtensucher, altgediente englische Soldaten und texanische Schützen – erreichten nach einem Marsch von 600 Kilometern den Kopje-Hügel und hißten am 12. September 1891 den Union Jack und nahmen das Land in Besitz.

Cecil Rhodes – eine der letzten großen Gestalten des britischen Imperialismus – hatte sie geschickt. Cecil Rhodes war als Siebzehnjähriger nach Südafrika gekommen, drei Jahre später war er bereits Diamanten-Millionär, mit 28 Jahren Finanzminister, einer, dem die Macht schon angeboren war. Er war nur noch auf der Suche nach Untertanen. Er wollte das sagenhafte Goldland, das schon die Schatzkammern der Königin von Saba hatte füllen helfen, in seinen Besitz bringen. Es war Matabele- und Maschonaland nördlich der Kapkolonie. Mit dem Bantukönig Lobengula schloß er deshalb ein Vertrag, der Cecil Rhodes das Recht gab, im Lande des Königs nach Gold, Diamanten und Metallen zu schürfen. König Lobengula bekam dafür ein Dampfboot mit Kanone für Fahrten auf dem Sambesi, tausend Gewehre und monatlich 1200 Mark.

Rhodes benutzte später den Vertrag, um Maschonaland mit 700 Mann zu besetzen. Seine großzügige Auslegung des Vertrages grenzte an Betrug. So entstand Rhodesien – eines der wenigen Länder in der Weltgeschichte, die nach ihrem Schöpfer genannt wurde.

Die weißen Siedler, die gekommen waren um Gold zu finden, begegneten Problemen, die sie noch heute beschäftigen, und es sieht so aus, daß Rhodesien an diesen Problemen scheitern wird: Die Schwarzen wollten schon um die Jahrhundertwende nicht für die Weißen arbeiten.

Als die Weißen ins Land kamen

Weiß spielt falsch

lebten sie einfach, aber offenbar glücklich, jedenfalls waren ihre Wünsche nicht so groß, daß sie in Arbeit ausarteten. Sie kannten das Rad und den Pflug nicht, schafften keine Vorräte, sondern lebten in den Tag hinein, in der Furcht ihres Häuptlings, der mit grausamen Strafen wie Augenausstechen regierte und in der Furcht vor anderen Stämmen: Sieger gaben keinen Pardon. Sie töteten die Männer und Kinder und raubten die Frauen.

Die Weißen in Afrika beziehen aus der Schlichtung der grausamen Stammeskämpfe ihre moralische Überlegenheit. Aber bereits in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts zeigten die Kommentatoren der Siedlerzeitungen die Problematik auf, die heute noch besteht, aber nicht mehr so ehrlich ausgesprochen wird: Je besser man die Schwarzen erzieht, um so mehr werden sie zu Konkurrenten der Weißen in Afrika.

In Südafrika schuf man deshalb die Apartheits-Rassengesetze und reservierte die besseren Berufe für die Weißen.

In der Zentralafrikanischen Föderation aber – 1953 vereinigten sich auf Beschluß der weißen Siedler gegen den Protest der Schwarzen Süd- und Nordrhodesien mit Njassaland – spricht man von Partnerschaft. Es soll Sir Roy Welensky, Führer der Föderation, gewesen sein, der diesen Begriff erläutert hat: Es ist die Partnerschaft zwischen weißem Reiter und schwarzem Pferd.

„Was meinen Sie, wenn wir den Schwarzen die Regierung überließen, was dann passierte?" sagte ein Rhodesier zu mir in Salisbury.

Er wartete meine Antwort nicht ab. „Ich weiß schon", sagte er, „ihr Europäer kommt daher und redet von Gleichberechtigung. Und ihr wißt ganz genau dabei, daß das unser Ruin ist. Euch kann's ja auch egal sein, ihr sitzt ja weit vom Schuß. Was kümmert euch, wenn alles verrottet, was wir hier aufgebaut haben."

Hunderttausend Einwanderer kamen nach dem Kriege nach Rhodesien. Sie hofften auf das gleiche, das fünfzig Jahre zuvor die Pioniere aus Südafrika hergetrieben hatte: Sie hofften auf Gold, auf schnellen Gewinn.

„Das sind die schlimmsten", sagt mir ein Rhodesier, bei dem ich am Abend eingeladen bin, „wir sind ein Kleinbürgerstaat."

Er wohnt draußen in der Vorstadt, in einer kleinen Siedlung unter schattigen Bäumen.

„Wir haben einen Afrikaner mit seiner Frau dazugeladen", sagt er, „deshalb müssen Sie bitte meine Frau zunächst entschuldigen, verstehen Sie?"

„Nein", sage ich.

„Meine Frau macht das Abendessen selber, wir mußten unserem afrikanischen Boy heute Urlaub geben."

„Warum?", sage ich.

„Weil wir einen Afrikaner eingeladen haben", sagt er.

„Entschuldigen Sie", sage ich, „aber ich komme da nicht mit."

„Das ist ganz einfach", sagt er, und lacht: „Wenn unser Boy sieht, daß wir einen Afrikaner zu Gast haben, dann geht er zum schwarzen Boy unserer Nachbarn und erzählt es."

„Und dann?"

„Der Nachbarboy erzählt es seinen Herrschaften."

„Und?" sage ich.

„Die Nachbarn würden uns dann schneiden."

„Stört Sie das?

„Sie fahren ja wieder weg", sagt er, „aber leben Sie mal hier in dieser Welt, da sieht das alles gleich anders aus. Wir leben doch hier von der Lüge der Partnerschaft."

•

„Leider verstehen die Schwarzen unter Partnerschaft immer gleich kleine weiße Mädchen abends im Park", sagt mir ein rhodesischer Kollege, mit dem ich an der Bar von Meikle's Hotel sitze, in dem Tabakfarmer am Abend ihre erzielten Auktionsgewinne genießen oder sich über die niedrigen Weltmarktpreise trösten. „Mischlinge stammen ja doch immer nur aus den ersten Jahren einer Kolonie. Denken Sie mal an Indien. Da verinderten doch die englischen Truppen in den ersten Jahren. Dann erst kamen die weißen Frauen nach und sorgen für Sexualhoheit.

Und hier ist es nicht anders. Unsere Politik wird doch bestimmt von der Angst der weißen Frau vor dem schwarzen Mann. Warum sonst das Theater im Augenblick, ob Schwarze in die Schwimmbäder dürfen. Und da ist noch eine andere Angst", sagt er und grinst.

„Die Konkurrenz", sage ich.

„Natürlich", sagt er, „die Konkurrenzangst, die unsere weißen Arbeiter vor den schwarzen Arbeitern haben, die billiger sind, haben natürlich auch unsere Frauen vor den schwarzen Mädchen."

„Sehen Sie eine Lösung?" sage ich.

„In 500 Jahren", sagt er, „das haben kürzlich Wissenschaftler ausgerechnet, wird es auf unserer Erde nur noch eine einzige Rasse geben. Sie werden sich inzwischen, da die Kontinente nun so eng aneinander gerückt sind, so mischen, daß es keine Unterschiede mehr gibt. Unsere Urenkel sind alle hellhäutig mit einem kleinen Schlag ins Naturbraune, meist aber blauäugig, ein paar Schlitzaugen natürlich immer wieder dazwischen."

„Und bis dahin", sag ich.

„Ja", sagt er, „bis dahin werden wir wohl noch etwas Ärger haben. Das Problem ist hier ja erst ein halbes Jahrhundert alt."

Ich erlebe das Problem in seinem 70. Jahr in Salisbury. Es fordert Tote.

Die Führer der Afrikaner haben zum Streik aufgerufen. Sie protestieren gegen die neue Verfassung, die den Afrikanern zwar 15 Sitze im Parlament einräumt, den Weißen aber für immer die Oberherrschaft zu garantieren versucht.

„Mister, vorsichtig heute", hatte mir schon am Morgen mein Zimmerboy im Hotel gesagt, „heute gibt es Ärger."

Ich fahre hinaus nach Highfields, der afrikanischen Vorstadt, die von den Weißen für die Schwarzen errichtet wurde.

Es ist Nachmittag jetzt. Die Afrikaner, die trotz des Streikaufrufs in der Stadt für die Weißen gearbeitet haben, kehren von der Arbeit zurück.

Wir überholen die Autobusse. Sie sind voll mit Schwarzen, auf den Dächern sitzen weiße Soldaten. Sie tragen Stahlhelme und sichern nach allen Seiten.

Es geht schon ein paar Tage so. Die Gefängnisse füllen sich, die Schnellgerichte urteilen hart. Wer einen Stein in der Hand hat, wird verhaftet.

Mr. Masimbiry ein Afrikaner, lese ich in der Zeitung, hat gestern 12 Monate Gefängnis bekommen. Er war an einen schwarzen Polizisten herangetreten, der ein Megaphon in der Hand hatte. Mr. Masimbiry hatte zu ihm gesagt: „Du denkst wohl, weil du solch einen Lautsprecher hast, nun bist du ein Europäer." Das sei Einschüchterung, hatte der Richter gestern gesagt, und Mr. Masimbiry für 12 Monate ins Gefängnis geschickt.

„Wir müssen die Schwarzen vor ihren eigenen Landsleuten schützen", sagen die Weißen. Ich sehe in die weißen Gesichter unter den Stahlhelmen. Es sind meistens Familienväter. Sie sind von den Büros in den Hochhäusern, die halbleer sind, weil niemand in dieses Land noch etwas in-

vestieren will, nach Hause gegangen und haben die Uniform angezogen. Es ist Rhodesiens Bürgerwehr, die hier aufmarschiert ist. Sie sehen entschlossen aus und tapfer. In ihren Gesichtern ist kein Zweifel.

Über Highfields dämmert der Abend. Die Afrikaner stehen in Gruppen umher, dazwischen patrouillieren die Panzerwagen. Jeeps heulen manchmal vorbei. In der Abendsonne leuchten ihre Staubfahnen rot.

Offiziere mit kleinen Stöckchen gehen umher. Wir biegen vom Marktplatz in eine Seitenstraße. Im Schatten der Häuser junge Burschen. Hinter den Fenstern Kindergesichter.

Sie warten alle. Und ich warte auch. Ich weiß nicht, auf was. Die Luft knistert, als schlügen überall kleine Funken. Es ist unerträglich. Die Panzerwagen haben sich an den Straßenecken postiert. Es ist die Stille kurz vor dem Zerreißen.

Da gellt der Schrei. Und plötzlich ist alles in Bewegung. Die Panzer fahren an, die Soldaten beginnen zu rennen, irgendwohin. Nur die Afrikaner ducken sich hinter ihren kleinen weißen Häusern.

Ich laufe auch. Ich renne dahin, woher der Schrei kam. Von einem Jeep springen zwei Offiziere. Sie ziehen ihre Pistolen. Ich höre die Entsicherungsbügel zurückspringen. Sie stoßen die Tür der nächsten Hütte auf. Sie gehen mit vorgehaltener Pistole hinein. Ich folge ihnen. Ein einziger Raum nur, schon fast dunkel. Drei Stühle, ein kleiner Tisch mit einer Häkeldecke. In der Ecke ein Mann im weißen Turnhemd, seine Frau daneben. Die Kinder starren uns an. Kein Wort, keine Bewegung.

„Nichts", sagt der Offizier neben mir. Wir drehen uns wieder um. Während ich durch den kleinen Vorgarten zurück auf die Straße gehe, höre ich, wie die Kinder zu weinen beginnen.

Draußen bringen sie die ersten Verhafteten. Ich gehe zu unserem Wagen zurück. Mir fliegen Steine hinterher.

Als die Dunkelheit kommt, rückt noch mehr weißes Militär an. Ich weiß nicht, wogegen sie kämpfen wollen. „Den Schwarzen ist nicht zu trauen", sagt mir ein Offizier, „bitte verlassen Sie jetzt dieses Viertel." Jeeps begleiten uns, bis wir die ersten Häuser der Weißen erreicht haben. Ich höre noch die Schüsse, ein knapper Feuerstoß, irgendwo drüben zwischen den Hütten der Schwarzen. Constabler J. Gouws berichtete am nächsten Morgen: „Ich sah, wie ein Schwarzer einen Stein hob. Ich rief ‚Halt'. Er aber lief davon. Ich rief noch einmal. Aber der Schwarze gehorchte nicht. Ich schoß und er fiel zu Boden."

Der Arzt stellte fest, daß der Tote neunzehn Schußwunden in der linken Schulter hatte.

„Den Stein aber hatte er auch noch in der Hand", sagte Constabler Gouws.

Ich besuche am nächsten Tag eine Parteiversammlung der Afrikaner. Sie hocken auf dem Boden, ihr Redner, ein junger Mann im tadellosen grauen Zweireiher und einer kleingeknoteten Krawatte, steht auf einem Tisch. Hinter ihm ist die weiße Polizei wieder aufgefahren, mit Jeeps, Panzerwagen, Tränengas und Maschinengewehren. Er hat sie im Rücken, aber er blickt in 30 000 wartende schwarze Gesichter.

„Freunde", sagt er, und seine Stimme hallt über den weiten Platz, „Freunde, ich sage euch, haltet Ruhe. Noch ist unsere Zeit nicht gekommen. Laßt euch nicht provozieren. Sie", er macht eine Kopfbewegung nach hinten zu den Panzerwagen, „warten nur darauf."

Ein paar Sekunden ist Schweigen.

Er blickt ganz langsam umher, so als ob er jedes einzelne der 30 000 Gesichter erfassen will. Und dann hebt er seine Hand und streckt den Zeigefinger in den Himmel: „Freunde, wahrlich, ich sage euch. Luzifer war ein weißer Engel. Aber jetzt ist unser Herrgott von schwarzen Engeln umgeben."

ENDE



William S. Schlamm vertritt in der Kolumne „Zur Sache" seine unabhängige Meinung. Der Stern stellt sie zur Diskussion, auch wenn sie sich nicht mit der Meinung der Redaktion deckt. Denn nur eine freie Aussprache hilft unsere Lage klären.

Geprägt wurde das Wort von Karl Kraus, dem hellhörigsten Zeitkritiker des deutschen 20. Jahrhunderts. Tonfallschwindel – das ist der Trick, eine Aussage gegen ihren Inhalt zu kehren, eine Verleumdung wie ein Kompliment, ein Nein wie ein Ja klingen zu lassen. Karl Kraus hörte den Tonfallschwindel vor fünfzig Jahren im Geschäker der Wiener Feuilletonisten. Wir hören ihn heute im Getöse der Weltpolitik. Mit schamlosem Tonfallschwindel schläfern die Politiker des Westens das Abendland für die große Operation ein: Der Westen soll nicht merken, daß er amputiert wird.

„Wir lassen uns zu Verhandlungen nicht erpressen", erklärte pathetisch der amerikanische Vizepräsident Johnson. Und er weiß natürlich genau, daß seine Regierung aus überhaupt keinem anderen Grunde verhandelt! Sie wird erpreßt. Und sie gibt der Erpressung nach. Aber während sie nachgibt, wird am Tonfall geschwindelt. „Wir lassen uns zu Verhandlungen nicht erpressen", sagt die amerikanische Regierung in dem Augenblick, da die Tür zum Verhandlungszimmer hinter ihr und den Erpressern zufällt.

„Wir vertrauen völlig dem Präsidenten Kennedy", erklärten einstimmig Außenminister von Brentano und Bürgermeister Willy Brandt. Natürlich vertrauen sie ihm nicht. Sie drücken ihr „Vertrauen" gerade in dem Augenblick aus, da sie (und mit ihnen wohl das ganze deutsche Volk) merken mußten, daß Kennedy zu Konzessionen bereit zu werden scheint, die Deutschlands Lebensinteressen verletzen. „Wir vertrauen völlig dem Präsidenten Kennedy" – und mit diesem Tonfallschwindel verbünden sich Deutschlands Regierung und seine Opposition zum narkotischen Trick: Das deutsche Volk soll nicht merken, daß es amputiert wird.

Über Unwesentliches werde ich verhandeln, im Wesentlichen bleibe ich absolut fest." Das sagte Präsident Kennedy – und er meinte fast genau das Gegenteil. Was der Tonfallschwindel zu verhüllen suchte, ist dies: Worüber Kennedy verhandeln muß, das erklärt er als unwichtig; und als „wesentlich" hat zu gelten, was den Kommunisten ohnehin schnuppe ist.

Die wollen über die De-facto-Anerkennung des Ulbricht-Regimes und über die Loslösung Berlins von der Bundesrepublik „verhandeln". Also verniedlicht Kennedy diese zwei Lebensfragen Deutschlands (und des ganzen Westens) als „unwesentlich". Hingegen haben die Kommunisten aber auch schon gar nichts dagegen einzuwenden, daß uniformierte amerikanische Geiseln in einem Berlin bleiben, das in eine afro-asiatische Kolonie der Vereinten Nationen umgewandelt wird. Also verherrlicht Kennedy das Verbleiben amerikanischer Truppen in Westberlin als jene „wesentliche" Angelegenheit, über die er „nicht verhandeln" werde. Aber wer will denn schon über solche Lappalien verhandeln? Was für ein Tonfallschwindel! „Ich denke nicht daran, meine Krawatte auszuliefern", sagte der Mann, als er dem Räuber die Brieftasche übergab.

William S. Schlamm:
Zur Sache

Tonfall-schwindel

„Mit der Anerkennung des Ulbricht-Regimes anerkennen wir nichts, was nicht schon ohnehin existiert", lügen die Winkeladvokaten der Kapitulation vor sich hin. Tonfallschwindel! Denn die Existenz der Zone haben wir, weiß Gott, seit sechzehn Jahren tagtäglich anerkannt: Daß sich Sowjettruppen auf besetztem deutschem Gebiet aufhalten, ist seit sechzehn Jahren der sorgfältig beachtete Gegenstand aller westlichen Politik gewesen – ihr Hauptgegenstand. Aber das Ulbricht-Regime nun „anzuerkennen", de facto oder sonstwie, hat überhaupt nichts mit „Realismus" zu tun. Die Existenz dieses Regimes auch nicht für einen Augenblick zu vergessen, das ist realistisch. Es „anzuerkennen", ihm die Würde und Legitimität eines souveränen Staates zuzugestehen, das ist schändliche und selbstmörderische Kapitulation. Und darum der Tonfallschwindel. Die Kapitulantenpresse beteuert dem deutschen Volk, daß ja „nur eine Realität anerkannt wird". „Ich erkenne ja nur eine Realität an", sagte der Bürgermeister von Chikago, als er Al Capone im Gremium der Stadtväter Platz nehmen ließ.

Kennedy ist zu Zugeständnissen nur dort bereit, wo die Vereinigten Staaten nicht durch Zusicherungen gebunden sind", bläst die deutsche Kapitulantenpresse vor sich hin. Tonfallschwindel! Die Vereinigten Staaten sind gebunden, eindeutig und unleugbar gebunden, durch zahllose internationale Vereinbarungen gebunden, ihrem deutschen Bundesgenossen im Kampf um seine Selbstbestimmung beizustehen. Mit der Anerkennung des Ulbricht-Regimes wird die deutsche Selbstbestimmung bestritten. Eine Anerkennung dieses Regimes wäre ein eklatanter Bruch amerikanischer Zusicherungen. Welch infame Schande, daß deutsche Journalisten diese Tatsache mit Tonfallschwindel zu verdecken suchen!

Aus dem peinlichen Katzenjammer nach der deutschen Bundestagswahl ist nun endlich eine deutsche Regierung geboren. Wird es die letzte sein? Mögen sich die Vierzigjährigen, die diesmal nicht zum Zuge kamen, keine Illusionen machen: Brandt und Strauß haben nicht die geringste Chance einer Nachfolge, sollte Adenauer Deutschlands letzte Partie verlieren. Und ich fürchte, er ist im Begriff sie zu verlieren – dann nämlich, wenn er selbst dem Tonfallschwindel verfällt.

Es ist nicht wahr, daß der Westen sich nicht erpressen läßt! Es ist nicht wahr, daß Deutschland der Festigkeit Kennedys vertrauen darf! Es ist nicht wahr, daß Amerika nur zu unwesentlichen Zugeständnissen bereit ist! Gebe Gott, daß der deutsche Bundeskanzler solchen Tonfallschwindel nicht mehr mitmacht. Von seinen Entscheidungen der allernächsten Wochen hängt das Schicksal des Westens ab. Und darum muß er sich selbst und dem deutschen Volk die Wahrheit zugeben: daß Deutschland, um zu überleben, eine amerikanische Kapitulation nicht mitmachen darf. Wenn der deutsche Bundeskanzler das begreift und es unmißverständlich sagt, kann er eine amerikanische Kapitulation im letzten Augenblick verhindern.

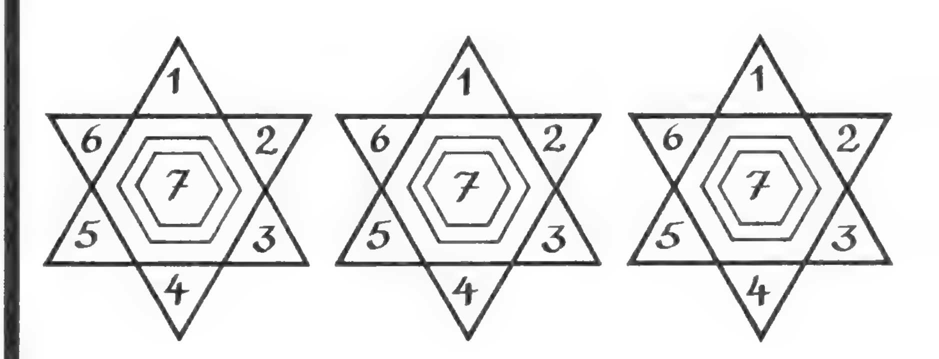
Kennen Sie sich?

UNSER TEST

Können Sie treu sein?

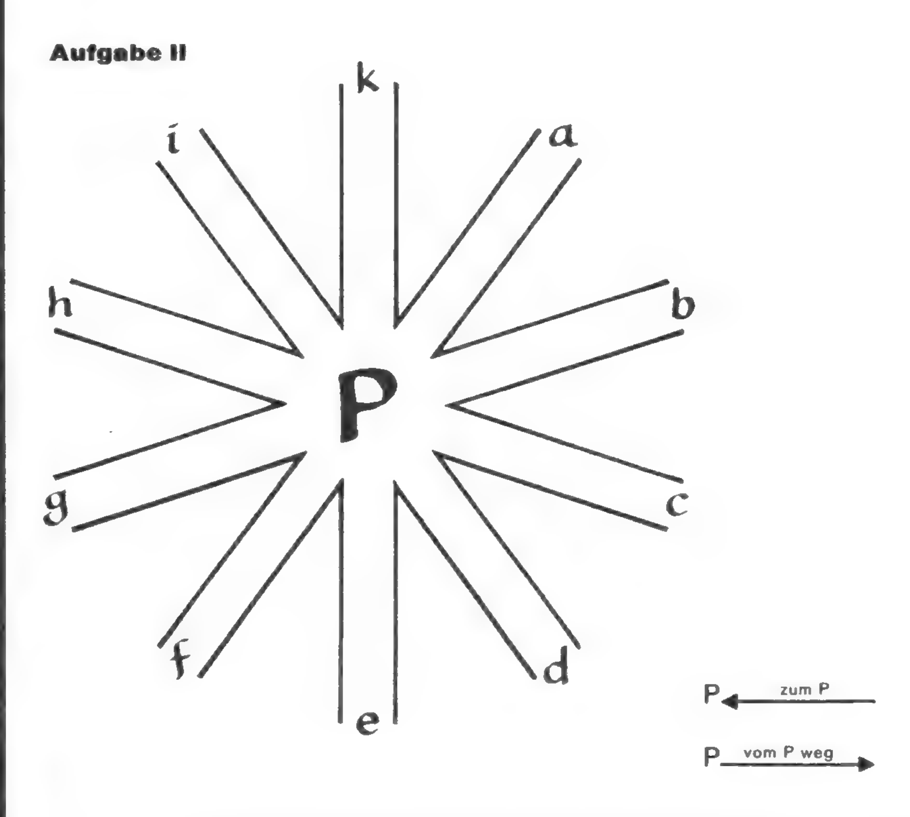
Ein ungetreuer Buchhalter, der Unterschlagungen begangen hat, kann sehr wohl ein treuer Geliebter sein. Die charakterlichen Vorbedingungen zum Treueverhalten kommen am stärksten in der Liebestreue zur Geltung. Auch von einem Menschen, der vielleicht die Liebe noch gar nicht kennengelernt hat, kann man daher zweifellos voraussagen, ob er auf Grund seines Charakters treu sein könnte, ja, sogar treu sein müßte. Wollen Sie wissen, wie es mit Ihrer Treue steht? Dann unterziehen Sie sich bitte diesem Test.

Aufgabe I



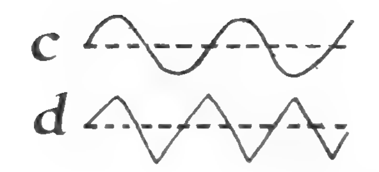
In jedem der drei Sechsecke finden Sie die Zahlen 1 bis 7. Kreuzen Sie in jedem Sechseck ganz nach Belieben eine Zahl an.

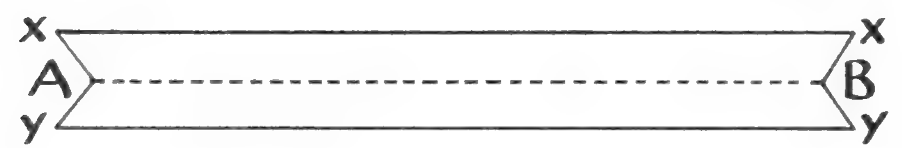
Aufgabe II



Vom Mittelpunkt dieser Figur führen zehn Wege (a bis k) nach außen. Sie sollen jetzt in jeden Weg einen Pfeil zeichnen. Es ist Ihnen überlassen, ob der Pfeil von außen nach innen verläuft, also mit seiner Spitze auf den Mittelpunkt P zeigt, oder in umgekehrter Richtung, das heißt vom P weg nach außen läuft.

Aufgabe III



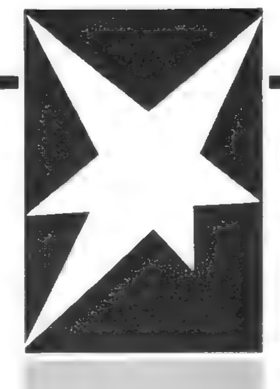


Hier sollen Sie auf dem punktierten Strich zwischen A und B eine Linie ziehen, die nach Ihrer Wahl entweder nach Modell c oder nach Modell d zu zeichnen ist.

Was der Charakterologe dazu sagt:

Aufgabe I vermittelt Treue-Tendenzen nach den ausdruckskundlichen Gesetzen der Richtungssymbolik. Aufgabe II erfaßt die in diesem Zusammenhang so sehr wichtigen Zentripetal- und Zentrifugalneigungen. Aufgabe III richtet sich auf Stabilitäts-Tendenzen, denen auch die Zusatzwertungen der anderen Aufgaben gelten. Allemal sind Grundanlagen geprüft, die der Testperson sicherlich nicht bewußt werden.

Die Auswertung der drei Aufgaben und die Beurteilung durch den Charakterologen finden Sie auf Seite 145



stern motor



Niemand sollte ihn sehen. Doch die Geheimhaltung klappte nicht



Ein verbeulter Wagen unter einer Plane. Was steckt dahinter?



Kleinwagen - aber mit Chauffeur

Der englische Kleinwagen Austin-Morris 850, der wegen seiner platzsparenden Bauweise (u. a. querliegender Motor) besonders geräumig ist, wird immer mehr zum **Prominenten-Auto.** In Paris kurven der Playboy Porfirio Rubirosa und der Filmregisseur Darryl Zanuk mit dem Wagen umher; die Millionärsfamilie Rothschild hat gleich fünf Stück im Einsatz. In London sind Prinzessin Alexandra von Kent und Lord Snowdon alias Mister Antony Armstrong-Jones die prominentesten Kleinwagenbenutzer – beide allerdings mit Chauffeur ● Das Oberlandesgericht Hamm hat entschieden, daß ein Pkw, dessen Motor auf einer Kreuzung stehenbleibt und nach mehreren Anlaßversuchen nicht anspringt, vom Fahrer an die Seite geschoben werden muß ● Der größte amerikanische Automobil-Konzern, die Firma General Motors, baut in verschiedene Modelle des Jahrgangs 1962 erstmalig **Zweikreis-Bremsen** ein, die sicherstellen sollen, daß der Fahrer auch bei einer Beschädigung der Bremsschläuche noch bremsen kann ● Zum ersten Male seit längerer Zeit ist in Deutschland wieder eine **Geschichte des Automobils** erschienen. Der Titel: Kurt Hünninghaus – „Geliebt von Millionen – Das Automobil und seine Geschichte" (Econ-Verlag, 19,80 DM)

STERN-GEBRAUCHTWAGEN-BÖRSE

Stand: Ende Oktober 1961

Tendenz: Durch IAA und saisonbedingten Rückgang der Nachfrage Überangebot und Preiseinbußen von durchschnittlich DM 300,–. Modelle der Borgwardgruppe verloren rund DM 1000,–. Weiterer Rückgang der Preise zu erwarten. Erstaunlich gut haben sich Fiat- und Opel-Preise behauptet.

Die genannten Preise sind Mittelwerte für normal gepflegte Fahrzeuge mit einer Fahrleistung von 25 000 km (bei Kleinwagen: 20 000 km) pro Jahr. Tachometerstand und Zustand des Wagens verändern die Preise bis zuzüglich sieben Prozent beim Kauf und bis abzüglich sieben Prozent beim Verkauf.

n. n. bedeutet: nicht notiert, – bedeutet: in diesem Jahr nicht produziert

Fahrzeugtyp	Baujahr 1960
BMW 700/600	3500,—
Borgward Isabella	4200,—
Citroën ID 19	7300,—
DKW Junior	3650,—
DKW 3=6/AU 1000	4250,—
Fiat 500	2100,—
Fiat 600	3050,—
Fiat 1100/Neckar	3700,—
Ford 12 M	4050,—
Ford 17 M	4600,—
Isar 700	2700,—
Lloyd Alexander	1800,—
Lloyd Arabella	2700,—
Mercedes 180 D	7000,—
Mercedes 190	6300,—
NSU Prinz	2350,—
Opel Rekord	4900,—
Opel Kapitän „L"	7500,—
Renault Dauphine	3350,—
VW Export	3600,—



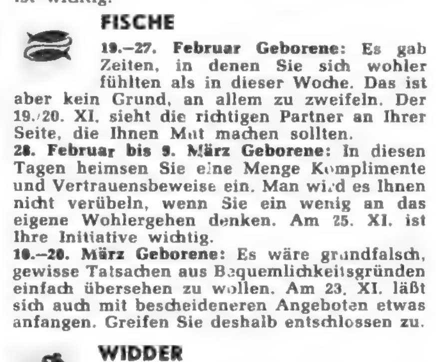
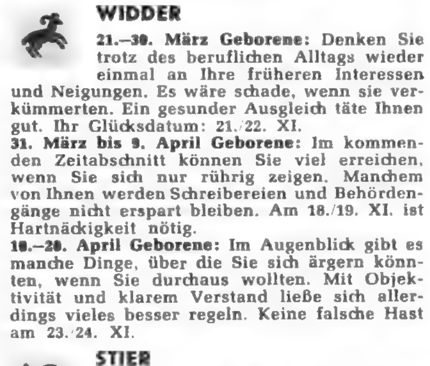
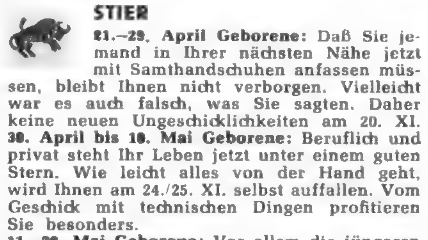
Die Panne mit dem Erlkönig

Zunächst schien es ein Unfall zu sein wie jeder andere: Blechschaden, keine Verletzten. Plötzlich zerrten jedoch die Insassen des lädierten Wagens eine Plane aus dem Kofferraum und deckten ihr Fahrzeug zu. Die Firmenbezeichnung auf den Radkappen war schon vorher mit Isolierband zugeklebt gewesen. Was sollte hier verborgen werden? Dem Fahrer des Wagens war passiert, was einem Mann seines Berufs nicht passieren darf: Er war mit einem „Erlkönig" unterwegs, einem jener Versuchsfahrzeuge, die in geheimen Testfahrten erprobt werden, und hatte durch den Unfall die Aufmerksamkeit anderer Kraftfahrer auf den Prototyp eines Wagens gelenkt, der vielleicht schon im kommenden Frühjahr als Neuheit herauskommen soll. Der Wagen hatte Pontonform mit leicht angedeuteten Heckflossen à la Mercedes 220, moderne große Fenster, Lenkradschaltung und trug eine rote Nummer aus Düsseldorf. Sonstige Merkmale: Zweitakt-Geräusch und enorme Beschleunigung.

Baujahr 1959	Baujahr 1958	Baujahr 1957
2000,—	1600,—	n. n.
3500,—	2600,—	1900,—
6700,—	5800,—	—
2950,—	—	—
3700,—	2900,—	2300,—
1600,—	1400,—	n. n.
2600,—	2400,—	1950,—
3200,—	2850,—	2100,—
3400,—	3200,—	2450,—
3800,—	3300,—	2800,—
2250,—	—	—
1400,—	1200,—	950,—
2400,—	—	—
6150,—	5200,—	4300,—
5200,—	4200,—	3450,—
2200,—	1650,—	—
3800,—	3450,—	2550,—
4600,—	4100,—	2450,—
3150,—	2850,—	n. n.
3300,—	2900,—	2650,—





die sterne lügen nicht

DIE WOCHE VOM 19. NOVEMBER BIS 25. NOVEMBER 1961

Die weltpolitischen Auseinandersetzungen treten in ein neues Stadium. Vorurteile, an denen die Partner bisher zäh festhielten, werden aufgegeben. Dadurch könnte der Weg für fruchtbarere Verhandlungen zwischen den großen rivalisierenden Mächten frei werden. Daß gerade Deutschland dabei besonders gut abschneiden könnte, ist allerdings höchst unwahrscheinlich. Eine insgesamt noch ungleich weniger optimistische Deutung läßt für den 21./22. XI. neue, gefährliche Zuspitzungen in verschiedenen Teilen der Welt zugleich befürchten.

STEINBOCK

22.–31. Dezember Geborene: Ihre Befürchtungen, vielleicht etwas falsch gemacht zu haben, werden durch schlagende Beweise widerlegt. Wenn Sie nur ein wenig Geschäftssinn haben, füllt sich um den 19./20. XI. herum die Brieftasche.
1.–9. Januar Geborene: Als Mann sollten Sie jetzt ein besonderes Augenmerk auf die Damen Ihrer Umgebung haben. Von dieser Seite sind Überraschungen zu erwarten. Am 25./26. XI. trifft man sich mit Ihnen nicht ohne Hintergedanken.
10.–20. Januar Geborene: Nachdem einiges bereinigt ist, dürfte es Ihnen eigentlich leichter fallen, eine klare Linie zu verfolgen. Mit ungebetenen Gästen brauchen Sie sich nicht mehr abzugeben. Offenheit wirkt am 18. XI. Wunder.

WASSERMANN

21.–29. Januar Geborene: Die Zeit scheint für Ihre Vorhaben günstig zu sein. Auch von Mitarbeitern und Vorgesetzten hören Sie nur Positives. Besonders interessant ist eine Stellungnahme am 21./22. XI. Sie dürfen stolz sein.
30. Januar bis 8. Februar Geborene: Machen Sie sich nicht unnötig Sorgen. Denken Sie einmal daran, worauf es für Sie letzten Endes wirklich ankommt. Die Rücksichtnahme auf die Meinung der Umwelt geht bei Ihnen manchmal zu weit.
9.–18. Februar Geborene: Es ist gut, wenn Sie sich etwas mehr Zeit für Ihre nächsten Angehörigen nehmen. In einer bestimmten Angelegenheit möchte man Ihr Urteil hören, ohne erst fragen zu müssen. Der Verlauf des 20. XI. ist wichtig.

FISCHE

19.–27. Februar Geborene: Es gab Zeiten, in denen Sie sich wohler fühlten als in dieser Woche. Das ist aber kein Grund, an allem zu zweifeln. Der 19./20. XI. sieht die richtigen Partner an Ihrer Seite, die Ihnen Mut machen sollten.
28. Februar bis 9. März Geborene: In diesen Tagen heimsen Sie eine Menge Komplimente und Vertrauensbeweise ein. Man wird es Ihnen nicht verübeln, wenn Sie ein wenig an das eigene Wohlergehen denken. Am 25. XI. ist Ihre Initiative wichtig.
10.–20. März Geborene: Es wäre grundfalsch, gewisse Tatsachen aus Bequemlichkeitsgründen einfach übersehen zu wollen. Am 23. XI. läßt sich auch mit bescheideneren Angeboten etwas anfangen. Greifen Sie deshalb entschlossen zu.

WIDDER

21.–30. März Geborene: Denken Sie trotz des beruflichen Alltags wieder einmal an Ihre früheren Interessen und Neigungen. Es wäre schade, wenn sie verkümmerten. Ein gesunder Ausgleich täte Ihnen gut. Ihr Glücksdatum: 21./22. XI.
31. März bis 9. April Geborene: Im kommenden Zeitabschnitt können Sie viel erreichen, wenn Sie sich nur rührig zeigen. Manchem von Ihnen werden Schreibereien und Behördengänge nicht erspart bleiben. Am 18./19. XI. ist Hartnäckigkeit nötig.
10.–20. April Geborene: Im Augenblick gibt es manche Dinge, über die Sie sich ärgern könnten, wenn Sie durchaus wollten. Mit Objektivität und klarem Verstand ließe sich allerdings vieles besser regeln. Keine falsche Hast am 23./24. XI.

STIER

21.–29. April Geborene: Daß Sie jemand in Ihrer nächsten Nähe jetzt mit Samthandschuhen anfassen müssen, bleibt Ihnen nicht verborgen. Vielleicht war es auch falsch, was Sie sagten. Daher keine neuen Ungeschicklichkeiten am 20. XI.
30. April bis 10. Mai Geborene: Beruflich und privat steht Ihr Leben jetzt unter einem guten Stern. Wie leicht alles von der Hand geht, wird Ihnen am 24./25. XI. selbst auffallen. Vom Geschick mit technischen Dingen profitieren Sie besonders.
11.–20. Mai Geborene: Vor allem die jüngeren Jahrgänge neigen seit einiger Zeit zu Leichtsinn und unüberlegten Handlungen. Um sich nicht viele Sympathien zu verscherzen, wäre in den nächsten Tagen größere Selbstdisziplin angebracht.

ZWILLINGE

21.–31. Mai Geborene: Sie haben momentan leichtes Spiel, weil Sie einer der wenigen sind, die wissen, was sie wollen. Aus Ideen sollten jetzt feste Pläne werden. Am 21./22. XI. müssen Sie sich nach anderen richten. Das erfordert Geschick.
1.–9. Juni Geborene: Die Umstände ändern sich zu Ihren Gunsten. Wenn eine mit Ungeduld erwartete Nachricht noch ausbleibt, so bedeutet das nicht, daß man Sie vergessen hat. Es wäre verkehrt, am 22. XI. Notlösungen zu suchen.
10.–20. Juni Geborene: Mit einigen Dingen, die für Sie bisher neu waren, müssen Sie sich intensiver befassen. Wenn die Anfangsschwierigkeiten überwunden sind, wird Ihre Freude daran wachsen. Am 22./23. XI. ist der Erfolg greifbar.

KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Aller Voraussicht nach sollten Sie die besten Plätze erhalten, die zu vergeben sind. Als Frau werden Sie noch dazu mit besonderer Liebenswürdigkeit behandelt. Der erste Eindruck ist am 24. XI. sehr wichtig.
2.–11. Juli Geborene: Sie fühlen sich augenblicklich wohl in Ihrer Haut und haben persönlich kein Interesse daran, daß sich etwas an Ihrer Lage ändert. Versuchen Sie deshalb, am 20./21. XI. kein Stein des Anstoßes zu sein.
12.–22. Juli Geborene: Ihr Unternehmen entwickelt sich so gut, daß Sie es nicht nötig haben, nach anderen Geldquellen zu schielen. Diejenigen, die Ihnen bisher halfen, wären verschnupft, wenn Sie am 18. XI. krumme Wege gehen wollten.

LÖWE

23. Juli bis 2. August Geborene: Der Himmel ist für Sie zur Zeit wolkenlos, und Sie können sich im Bewußtsein, das Wichtigste getan zu haben, sonnen. Reisen sind nicht ausgeschlossen. Vergessen Sie am 21./22. XI. eine Verabredung nicht.
3.–12. August Geborene: Ihre Unkosten sind hoch. Vielleicht lassen sich doch einige Einsparungen vornehmen, damit Ihre Reserven nicht angegriffen werden müssen. Machen Sie Neuerwerbungen am 21. XI. erst nach reiflicher Überlegung.
13.–23. August Geborene: Gerade die Leute, die Ihnen am nächsten stehen sollten, sind mit Ihrem Verhalten wenig einverstanden. Mit Ehrgeiz allein kommen Sie nicht zum Ziel. Versuchen Sie es am 23./24. XI. einmal mit Liebenswürdigkeit.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Sie haben eine Last auf sich genommen, deren Gewicht Sie heftig zu spüren bekommen. Es ist gut, daß Sie dies jetzt und nicht erst später merken. Am 21. XI. wird ganz klar, was man von Ihnen erwartet.
3.–12. September Geborene: Unter Langerweile haben Sie jetzt nicht zu leiden. Jedoch nicht alles, was man Ihnen aufträgt, macht Ihnen Freude. Der 22./23. XI. wird deshalb besonders anstrengend. Fassen Sie einmal Mut, um abzulehnen.
13.–23. September Geborene: Ein Wunsch geht in Erfüllung, noch ehe er ausgesprochen wurde. Von getrübten persönlichen Beziehungen kann gar nicht die Rede sein. Am 25./26. XI. können Sie sich revanchieren, obwohl es nicht erwartet wird.

WAAGE

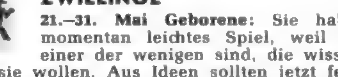
24. September bis 2. Oktober Geborene: Verlangen Sie nicht ein wenig zu viel von Ihrer Umgebung? Mehr als im Augenblick kann man wirklich nicht für Sie tun. Am 24./25. XI. müssen Sie sich allein zu helfen wissen. Ziehen Sie eine Lehre daraus.
3.–12. Oktober Geborene: Wenn Sie Ihrer Sache noch nicht ganz sicher sind, warten Sie lieber, ehe Sie damit herausrücken. Mißverständnissen sollte vorgebeugt werden. Der 23./24. XI. ist ein wichtiges Datum für die Frauen.
13.–23. Oktober Geborene: Vermutlich werden Sie sich über die Engstirnigkeit einiger Kollegen oder Bekannten ärgern. Machen Sie aber keine Affäre daraus. Man könnte versuchen, Ihnen mit recht unfeinen Mitteln zu antworten.

SKORPION

24. Oktober bis 2. November Geborene: Ihre offenkundige Reizbarkeit kommt nicht von ungefähr. Vielleicht gehen Sie den Dingen einmal auf den Grund. Wahrscheinlich werden Sie sich in Zukunft Ihre Zeit doch anders einteilen müssen.
3.–11. November Geborene: Einige Ihrer Helfer haben es verdient, daß Sie sich ihnen einmal voll und ganz widmen. Verschiedene Erfahrungen dürften Ihnen dabei neu und wertvoll sein. Am 24./25. XI. berät Sie Ihr Gefühl richtig.
12.–22. November Geborene: Für Sie ist es entscheidend, politische und wirtschaftliche Vorgänge genau zu beobachten. Es ergibt sich dann von selbst, ob Sie sich schon jetzt festlegen sollen. Der 20./21. XI. bietet reiche Auswahl.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Bei Ihnen ist noch manches in der Schwebe. Nichts darf Sie jedoch davon abhalten, schon jetzt entschlossen und selbstsicher aufzutreten. Sie ermöglichen sich damit für den 21./22. XI. einen guten Start.
2.–11. Dezember Geborene: Auch wenn es Ihnen noch so sehr auf den Nägeln brennt: berühren Sie ein heikles Thema nicht von sich aus. Unter Umständen bringen andere es schon am 22./23. XI. zur Sprache. Dann dürfen auch Sie reden.
12.–21. Dezember Geborene: Für Sie ist die Zeit der „Hochkonjunktur" noch immer nicht vorüber. Erwartungen gegenüber Ihren Mitmenschen werden nicht enttäuscht. Es liegt an Ihnen, am 25./26. XI. ein gemeinsames Unternehmen zu organisieren.




HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBURGER
GEBOREN ZWISCHEN 19. NOVEMBER UND 25. NOVEMBER 1961

Die Kinder dieser Woche zeichnen sich durch große Vielseitigkeit und ihr Bemühen aus, den Dingen des Lebens auf den Grund zu kommen. Ihr besonderes Interesse gilt dabei allen Problemen ihrer Zeit, an deren Gestaltung sie selbst aktiv Anteil nehmen. Im Beruf und auch im privaten Bereich entwickeln sie Ausdauer und Zähigkeit und besitzen, wenn es darauf ankommt, eine ungemeine Standfestigkeit. Sie arbeiten sich im allgemeinen schnell empor, da sie eine ausgesprochene Spürnase für Chancen und notwendige Maßnahmen haben. Die Mädchen sind vielfach stille Wasser. Man muß sie näher kennen lernen, um zu merken, wieviel Originalität und Energie in ihnen steckt. Selber drängen sie sich nicht gern in den Vordergrund, lassen sich aber auch nur beeinflussen, wenn sie die Überlegenheit des anderen vorbehaltlos anerkennen.



Die weltberühmte **HOHNER Alle Musik-Instrumente**
Verlangen Sie bitte neuen großen, vielfarbigen Gratis-Katalog · 300 Abbildungen
12 Monatsraten
Tausende Anerkennungen
LINDBERG
Größter HOHNER-Versand Deutschlands Abt. E 3
München 15, Sonnenstraße 3

Ein exklusives Geschenk aus dem hohen Norden:

Herrenhandschuhe aus Rentierleder,

weich, geschmeidig, unverwüstlich.
Preis DM 23,50 portofrei. Zoll und Steuer 15 %. Rückgaberecht. Bitte Größe aufgeben. Farben grau oder sand. Das Beste vom Besten.
Alcano, Box 21035 (St), Stockholm/Schweden

Beleuchtete Springbrunnen



Leises Plätschern durch 12, 33 od. gar 50 Düsen! Aparte Modelle ab DM 69,–, m. autom. Farbspiel ab 110,–. Neuheit mit austauschb. Düsensätzen ab 135,–. Kein Wasseranschl. u. ideal als Luftverbesserer. – Zahlungserleichterung! – Fordern Sie sof. unverbindl. herrl. Farbprospekte an von
Th. E. Garvens, Abt. 16
Aerzen üb. Hameln, Postf. 48

Japan-Ferngläser
2 Jahre Garantie
Verschraubte Prismen, höchste dreifach exportkontrollierte Qualität, Blaubelag, Mitteltrieb, Okulareinstellung
Preise ohne Tasche:
8x30 DM 73,–
7x50 DM 92,–
10x50 DM 98,–
Einschließlich samtgefüttertem Lederetui mit Tragriemen:
8x30 DM 81,–
7x50 DM 104,–
10x50 DM 110,–
Auch größere Modelle, Monokulare und Operngläser. Fordern Sie gratis illustriertes Fernglas 1x1. Postkarte genügt – auch für Bestellung
Portofreier Nachnahmeversand mit Rückgaberecht innerhalb 14 Tagen
Optik-Spezialversand F. Hofmann Abt. C 47, Hamburg St.-Benedict-Str. 15

TONBANDGERÄTE
aller Fabrikate z. B.
GRUNDIG TK 24
4-Spur-Gerät, Tricktaste, max. Laufzeit 4x90 Min. Leichte Bedienung. Kompl. Anlage mit Mikrofon, Band, Verbindungskabel, Leerspule.
DM 503.-, Anz. DM 23.-, 24 Raten à DM 25.-, Garantie - Umtauschrecht -
Lieferung frei Haus. Diskrete Teilzahlung bis 24 Monatsraten. Fordern Sie kostenlos Farbbildkatalog.
UNION Techn. Versand, Hamburg 1, Sprinkenhof, Abt. St 47

BH-Gina mit idealen **SPEZIALBÜSTENFORMERN**



Garantie für 4fache Wirkung:
Hebt, strafft, formt und vergrößert auf neuartige unübertroffene Weise!
Im tiefen Ausschnitt verblüffende Formen garantiert auch bei sehr schlanken Damen und in hoffnungslosen Fällen! Bequem und völlig unsichtbar! Büstenformer herausnehmbar und getrennt zu verwenden. Normale BH-Größe angeben. Voreinsendg. DM 18,- od. Nachn.
Patentamtlich geschützt!
ELDA-VERSAND, Abt. C 14
Brücken/Pfalz, Postfach 11

ROLL-A-MATIC **NEU**
von **REMINGTON**



Durch neues Rasierregister einstellbar auf Ihren Bart und Ihre Haut, ein wundervolles Rasiergefühl. 3 Doppelscherköpfe. 1 Jahr Garantie
Nur **89.-**
14 Tage kostenlos zur Probe!
10 Monatsraten à DM 9.20 · portofreie Lieferung
Karte mit Beruf und Geburtsdatum genügt.
PETER MEYER BAYREUTH Abt. W 4

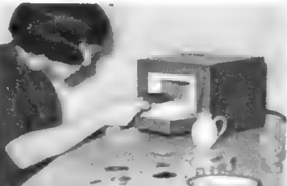
---

35 JAHRE ORIGINAL BIELEFELDER GARANTIE-BETTWÄSCHE
(mit Garantieschein für 2 Jahre)
Jubiläums-Paket nur DM 99,50 TZ-Pr.
ANZAHLUNG: 27,50, Rest in 3 Raten à 24,–, Barpreis 96,–
Inhalt: Laboratoriumgeprüfte Aussteuer-Qual.
2 MAKO-Blumendamast-Bez. 130/200 cm
2 Kissen dazu passend 80/80 cm
2 la Streifendamast-Bez. 130/200 cm
2 Kissen dazu passend 80/80 cm
2 Haustuch-Bettücher 150/250 cm m. verst. Mitte
IN BUNTDAMAST OHNE PREISAUFSCHLAG
Aufschlag f. 140 o. 160 cm brt. Bettbez. 12,– p. Paket
QUALITÄT ENTSCHEIDET
UNEINGESCHRÄNKTES RÜCKGABERECHT
SCHMELTZER-WÄSCHE, BIELEFELD
Postfach 7310, Abt. S, Herforder Str.

Die berühmten
VATERLAND-Räder
Touren-Sportrad ab 110,– Barrabatt oder Teilzahlung!
mit **2-10 Gang** Mehrpreis
Kinderfahrzeuge ab 33,–
Anhänger o. Karren ab 49,–
Jubiläumskatalog oder **Nähmaschinenkatalog** kostenlos.
ab 195,– ab 82,–
Größte Auswahl!
VATERLAND, Abt. 20, Neuenrade i. Westf.

Best.-Nr. 182: **1 Christstollen** ca. 4 Pfund mit Butterschmalz und nur allerbesten Zutaten, frei Empfangs-Station und Nachnahme nur **DM 12.90**
CHRISTSTOLLEN DRESDNER ART
Best.-Nr. 212: **1 Christstollen** (wie Nr. 182) **dazu 6 feinste Elisenlebkuchen**, frei Empfangs-Station und Nachnahme nur **DM 17.10**
Reinel KG · Konditorei · Bäckerei · Cafe
Hof / Saale / Bayern, Altstadt 13

Der kleine elektrische Glühofen für Freunde des Kunsthandwerks





Email-Arbeit
Kleinplastik
Keramik-, Porzellan- und Glasmalerei
Glasfluß
Glasurbrand
erreicht Temperaturen bis 1100° C
DM 126,–
CONRAD NABER - Lilienthal/Bremen
Industrieofenbau Abt. ER

Festliche STUNDEN
im Bild festhalten mit Hochleistungs-Foto- u. Filmapparaten. Große Auswahl von der Vollautomatic-Kamera bis zum automatischen Filmapparat. Kleinste Anzahlung Rest bis 24 Monate. Volle Garantie und Umtauschrecht. Fordern Sie bitte sofort den groß. Gratis-Bildkatalog m. Sonderbeilage
Schulz-Versand P 189
Düsseldorf - Jan - Wellem - Platz 1
Postkärtchen lohnt - Sie werden staunen

Sensationell! SOFORT BESTELLEN!



CIMA D8A - 2x8 mm-Filmkamera bester deutscher Präzision mit lichtstarker Optik 1,9 4 Gänge, Trickschaltung, Wechseloptik, Großaufn.-Naheinstellung – Ausbaufähig durch vielseit. Zubehör!
STUDIOLA-SPEZIAL-PREIS NUR DM **198,–**

SUPER-BALDAMATIC I Vollautomat, Kleinbildkamera, Automatik abschaltbar, E-Messer gekuppelt, automatischer Parallaxenausgleich. Lichtstarke Optik – Kinderleicht – immer erstklassige Bilder!
STUDIOLA-SPEZIAL-PREIS NUR DM **228,–**

Fabrikneu! Volle Garantie! Eine Woche zur Ansicht! Bequeme Teilzahlung! Viele weitere beachtliche Foto-, Film- und Fernglas-Spezial-Angebote!
STUDIOLA Frankfurt/M 1 Abt. 147

ALFRED

„Du solltest dich freuen – schließlich bin ich den ganzen Tag nicht im Hause!"

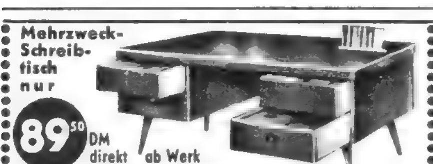
---

5 Tage zur Ansicht
mit vollem Rückgaberecht kommt diese moderne **Automatic-Armbanduhr mit Kalender** per Post, wenn Sie noch heute diese Anzeige einsenden oder eine Postkarte schreiben. Diese genau gehende Uhr zieht sich selbst auf und zeigt automatisch immer das richtige Datum an. Das Qualitätswerk ist mit dem bewährten **Schweizer Ankergang** ausgestattet und auf 25 Rubinen gelagert. Die schriftliche Garantie beträgt 12 Monate.
Günstige Zahlungsweise
18,- DM Anzahlung und 8 Monatsraten zu je 8,75 DM. Bitte Beruf und Geburtstag angeben.
Bestellen Sie sofort beim **Erlewein-Uhrenversand, Frankfurt/M.-West 13, Postfach 13308** St



Preis: 88.- DM

AUTOEMPFÄNGER
zu **DM 14,– pro Monat**



DM 265,55 mit Batterie und Autohalterung
Diese Akkord-Motorette mit UkW und Mittelwelle (Kofferempfänger) zum Einschieben in Halterung liefern wir Ihnen ohne Anzahlung gegen eine Monatsrate von DM 14,–. Über Blaupunkt, Graetz usw. schicken wir Ihnen gern unsere Angebote.
Postkarte mit Angaben über ständigen Wohnsitz, Geburtstag, Beruf und Arbeitgeber genügt.
HOFMANN-Versand Stuttgart-Echterd. Abt. L 38

Brillantring **98.-**
Brillantschmuck
Goldwaren · Uhren
Trauringe · Bestecke
direkt vom Spezialisten aus der Goldstadt
Rückgaberecht
Vollgarantie
günstige Zahlweise
fordern Sie noch heute von
AUGENSTEIN KG
Abt. R 13 PFORZHEIM
3 Ia Brillanten 14 Karat Gold
unverbindlich und kostenlos die vielseitige GOLD-FIBEL

Mehrzweck-Schreibtisch nur 89⁵⁰ DM direkt ab Werk
130x56x75 cm hoch in hell, mittel- u. dunkelbraun
Formschöner Sessel für jeden Haushalt u. Büro DM 39,50
Ein Schrank für viele Möglichkeiten, (Heim u. Büro) DM 68,50
Fahrb. Abstelltisch, unentbehrl. für Heim u. Büro DM 42,50
Bequemer Drehstuhl, den jed. gebrauchen kann DM 39,50
10 Tg. zur Ansicht. Bei Nichtgefall. Rückgaberecht. 3 J. Garant.
EKAWERK, HORN/LIPPE, Abt. 7/C
Ford. Sie unverbindlich Farbprospekt. Kein Vertreterbesuch.

Nr. 121
Vollautomatic
Spitzen-Qualität
25 wirks Rubis u. Feinregulage Schweizer Stoßsich. Incabloc wassergesch. 20/000 Goldaufl.
eine der flachsten der Welt
Garantiescheckheft für 3 Jahre Rückgaber. innerhalb 8 Tagen 12 Monatsraten à DM **12,–**
1. Rate bei Lieferung per Nachn.
Sof. best., Beruf und Geburtsd. angeben
Armbanduhren-Fach-Versand Abt S 12 Hannover - am Listholze 54

RAUMRAKETE das HEIZGERÄT mit unerreichter **FLÄCHENWIRKUNG**
Neueste techn. Erkenntnisse bieten mannigfache Vorteile

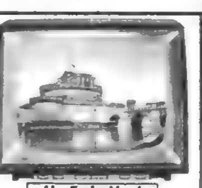


- gleichmäßig und weitflächig nach allen Seiten unmittelbar über dem Fußboden vert. Warmluftstrom (gleich Fußwarm)
- 7-Takt-Schalter für versch. Heizstufen und Windgeschwindigkeiten
- Thermostat für Temperaturregelung
- wirtschaftl. Preis von nur 88 DM frei Haus, (auf Wunsch Zahlungserleichterung)

Fordern Sie sofort unverbindlich ausführlichen Prospekt an.
KÖNIGES-VERSAND, HILDESHEIM, POSTF. 1026

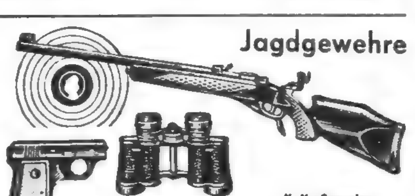
»UNIVERSA« Küchenmaschine
mit 5 Zusatzgeräten
Kaffeemühle
Mixer
Gemüseschneider
Entsafter
Schläger
Rührschüssel
Statt 265,- **jetzt 198,-** Anz. 10,-
Rest in 24 Monatsraten à 10,-
Fordern Sie kostenlos Farbbildkatalog
UNION Techn. Versand, Hamburg 1, Sprinkenhof, Abt. S 47

Fernseh-geräte
z.B. SIEMENS FT 226
nur DM 928,-, ab DM 35,- Anz.



Rundfunk- u. Koffergeräte ab DM 10,- Anzahlung
Tonbandgeräte ab DM 10,- Anzahlung
Musiktruhen ab DM 11,- Anzahlung
Waschmaschinen ab DM 11,- Anzahlung
Lieferg. frei Haus - Diskr. Teilzahlung bis zu 30 Monatsraten
alle Fabrikate
Umtauschrecht — Garantie! Ford. Sie kostenl. Farbbildkat.
UNION Techn. Versand, Hamburg 1, Sprinkenhof, Abt. B 47

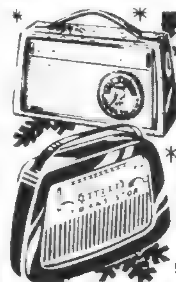
Jagdgewehre



K.K.-Gewehre
Sportkarabiner, Weitschuß-Luftbüchsen, Abwehr-Scheintodpistolen und -Revolver, Munition, Präzisions-Ferngläser. Teilzahlung. Garantie für gute Qualität und präzise Schußleistung. Großes Lager in versandfert. Waffen. Hauptkatalog kostenlos.
Karl Burgsmüller-Senior, Abt. 638, Kreiensen/Harz, Postf. 40

Tischtennis-Tische
ab Fabrik
direkt an Private
darum enorm preiswert!
Bequeme Teilzahlung
Das schönste Geschenk für die ganze Familie der eigene original MABA-Tischtennis-Tisch! Fordern Sie noch heute meinen interessanten **Gratiskatalog**. Schreiben Sie Postkarte: „Erbitte kostenlos Tischtennis-Katalog" an:
MAX BAHR Abt. E 26 Sportartikelfabrik
HAMBURG-BRAMFELD

Zu Weihnachten



ein Combi-Transistor oder modernes Transistor-Radio schenkt Freude und Unterhaltung. Große Auswahl bester Marken wie Philips, Grundig, Akkord. Volle Garantie und Umtauschrecht. Kleinste Anzahlung - Rest 24 Monate. Großer bunter Gratis-Bildkatalog.
Schulz-Versand R 189
Düsseldorf · Jan · Wellem · Platz 1
Postkärtchen lohnt - Sie werden staunen!

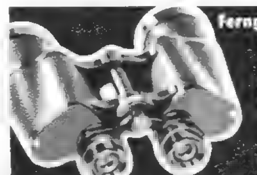


Auch Sie können überall Bewunderung haben
Amerik. SCHNELLKURSUS
ohne Präparate, ohne Hanteln, ohne Apparate
Nur 15 Minuten täglich!

Der Stolz jeder Frau, die **bunte Schwedenküche** kostet bei Arzberger nur 199,–, bzw. DM 13,– aus Raten, die bequem vom **Haushaltgeld** bezahlt werden können. 1000 und 1 Preiswunder im 250-seit. Arzberger-Farbkatalog kostenlos.
Arzberger KG Abt. S 562 (13b)
Deutschlands großer Möbelversand Herrsching

Bar-Rab. 3 % · 89,–
Man bleibt glatt
Jetzt die perfekte Rasur mit dem neuesten **Roll-A-Matic**, weil verstellbar für jeden Bart und jede Haut. Rasiert kurze und lange Haare. Nutzen Sie die günstigen HEINZELMÄNNCHEN-Vorteile: **14 Tage Probe** ohne Risiko frei Haus. Erst bei Gefallen Anzahlung DM 12,–, dann 9 Monatsraten à DM 9,-. Ein Jahr Garantie und kostenlose Wartung durch Kundendienststationen. Postkarte mit Geburtsdatum und Beruf genügt an
HEINZELMÄNNCHEN Abt. JS 2 Bielefeld Postfach 38 30

Ferngläser aus JAPAN
Mit Mitteltrieb, Blaubelag und verschraubten Prismen
1 Jahr Garantie
Eigener Kundendienst
8 x 30 DM 72,-
7 x 50 DM 91,-
10 x 50 DM 96,-
und alle anderen Größen



Luxustasche 8 x 30 DM 8,- Luxustasche 7 und 10 x 50 DM 12,-
Unübertroffene Spitzenqualität! Von deutschen Fachleuten geprüft! Prospekt kostenlos · 14 Tage Rückgaberecht · Portofreie Nachnahme
ASIA-OPTIK Abt. 51
DÜSSELDORF-SCHEURENSTR. 8-10 · RUF 29114

Hypnose und Narkose

Zu unserem Bericht auf Seite 29

Man kann dem Hypnotiseur Mario Bellini zwar keinen Vorwurf daraus machen, daß er einen schwarzen Schnurrbart hat, aber er macht, ungewollt vielleicht, den Operationssaal in dieser Mailänder Klinik zur Manege. Keiner der unzähligen Zuschauer – Mediziner, Journalisten, Fotografen, Filmoperateure und Psychologen – interessiert sich für den Chirurgen Dr. Majocchi und seinen Assistenten. Unbestrittener Mittelpunkt ist dieser lebhafte Herr Bellini. In seiner Nähe steht eine junge Frau. 1957 hatte er sie in Pavia hypnotisiert, als sie auf dem Operationstisch lag. Sie muß ein so gutes Medium gewesen sein, daß er sie kurz darauf heiratete.

Um 15 Uhr 10 betritt Pierina Menegazzo, 19 Jahre alt und Hausangestellte von Beruf, den Operationssaal. Der Hypnotiseur war vorher anderthalb Stunden in ihrem Zimmer. Während sie angeschnallt wird, redet er ununterbrochen auf sie ein. Er singt plötzlich, Pierina fällt bei der zweiten Strophe ein und singt mit. Dann brüllt er sie an, kichert und flüstert und befiehlt, sie solle den Witz von dem Hund und der Katze erzählen. Pierina lacht sich halbtot und erzählt den Witz. Er ist albern.

„Es gibt keinen Schmerz, hörst du? Der Schmerz existiert gar nicht!" redet er dann wieder beschwörend auf sie ein.

„Welcher Schmerz denn?" fragt das Mädchen erstaunt.

„Fühlst du die Kälte des Eisens?" fragt Bellini, als der Chirurg mit seinem Messer in die Bauchdecke fährt.

Pierina sagt ganz einfach „Ja", und Bellini fährt fort: „Angenehm diese Frische, nicht wahr? Angenehm, angenehm, lalalalala." Nun singen sie wieder beide.

„Los, Angsthase, du sitzt auf einem Pferd. Halt dich fest! Wenn du über die Hecke springst, kriegst du einen Bonbon. Wann heiratest du?"

„Im Mai", sagt das Mädchen, während der Operateur den herausgeschnittenen Blinddarm mit einer Pinzette den Herumstehenden zeigt. Die Wunde wird geschlossen und vernäht. Pierina singt dabei das Lied „Die Brükke von Bessano". Dann holt der Hypnotiseur sie aus dem Trancezustand zurück. Sie richtet sich mit erstauntem Gesicht auf, der Chirurg Majocchi stützt sie, hilft ihr vom Tisch und hängt ihr den himmelblauen Morgenrock um. An Majocchis Arm geht sie hinaus, ein bißchen schwankend und unsicher. Als sie in ihrem Bett liegt, darf der junge Mann zu ihr kommen, den sie im Mai heiraten will.

„Die Medizin geht auf den Jahrmarkt", sagt ein alter Professor, der sich das Schauspiel nicht entgehen lassen wollte, und verläßt kopfschüttelnd die Klinik.

•

Operationen in Hypnose sind keine sensationelle Neuigkeit. Vor vier Jahren berichtete der Stern (Nr. 11/1957) über Experimente des Hypnotiseurs Franz Turni. In einem der beiden Fälle wurde das Spannungsfeld hypnotischer Kräfte aus irgendwelchen Gründen unterbrochen; das hieß, der Patient erwachte aus dem Tiefschlaf und rief nach einer Narkose. Er bekam sie sofort. Im zweiten Fall reichte die Hypnose vollkommen aus, um den Patienten schmerzfrei zu halten und ihm nicht bewußt werden zu lassen, was mit ihm geschieht.

Aber damit werden die Grenzen der Hypnonarkose bereits deutlich. Akute Operationen, wie Unfälle etwa, scheiden von vornherein aus. Grundlage jeder Hypnose sind Kontaktfähigkeit, Hingabe, Vertrauen. Das alles erfordert eine gewisse Vorbereitungszeit. Der Hypnotiseur muß sein Medium kennen, muß wissen, wie es um die Kontaktfähigkeit bestellt ist. Kinder unter zehn Jahren und Geisteskranke scheiden ohnehin aus, sie kann man überhaupt nicht hypnotisieren.

Die größte Gefahr der Hypnonarkose liegt darin, daß bei einer Operation Komplikationen auftreten können. Das ist auf beiden Seiten denkbar, also beim Hypnotiseur, dessen „Willensbrücke" zum Patienten unterbrochen werden kann, wie auch beim Patienten. Bei diesem können zum Beispiel Herz und Kreislauf versagen; es können Blutungen eintreten, die die vorgesehene Operationsdauer beträchtlich verlängern. Was geschieht dann? Kann der Hypnotiseur auch jetzt noch den Trancezustand erhalten?

Eine moderne Narkose muß jederzeit steuer- und kontrollierbar sein. Je nach Zustand des Patienten und nach Situation des chirurgischen Eingriffs muß man sie tiefer oder flacher halten können. Große Operationen, wie zum Beispiel an Bauch oder Brust, schließen die Hypnonarkose sowieso aus. Der Anästhesist (der Narkosearzt) muß sich bei der Überwachung von Atmung, Kreislauf und Herztätigkeit absolut auf erprobte Narkosemittel verlassen können. Er darf auf die letztlich unberechenbare Wirkung einer Hypnose nicht bauen.

Die Narkose im heute verstandenen Sinne ist bereits 161 Jahre alt. Das 1772 entdeckte Lachgas wurde 1800 als Narkosemittel empfohlen. Im Jahre 1850 veröffentlichte der Mediziner Snow eine Arbeit über die Äther-Narkose. Sie ist bis auf den heutigen Tag üblich. 1853 wandte Snow die Chloroform-Narkose an, als Königin Viktoria von England eines ihrer neun Kinder zur Welt brachte: Die „Narkose à la Reine" war geboren. Die Äther-Narkose wird heute mehr und mehr durch ein flüssiges Gas ersetzt, das bei der modernen Elektrochirurgie explosionssicher ist.

Seit 1930 hat die Evipan-Narkose, die intravenös gegeben wird, an Bedeutung gewonnen. 1944 wurde das indianische Pfeilgift Curare als zusätzliches Muskel-Entspannungsmittel in die Narkose eingeführt. Damit begann die eigentliche moderne Narkose. Da Curare die Atmungsmuskulatur lähmt, mußte ein Weg zur künstlichen Beatmung gefunden werden. Das sind die Narkose-Maschinen, die nach folgendem Prinzip arbeiten: Ein Gummischlauch wird in die Luftröhre eingeführt und mit einem Gummiball fest gegen die Luftröhrenwand abgedichtet. In diesem geschlossenen System hat man auf der einen Seite die Lungen, auf der anderen die Apparatur, aus der beliebig dosierte sauerstoffreiche Luft zusammen mit der erforderlichen Menge des Narkosemittels zugeführt werden kann.

Versuche mit der in den USA entwickelten Elektronarkose werden jetzt auch in Deutschland gemacht. Hierbei wird auf beiden Seiten des Kopfes in der Schläfengegend je eine Elektrode angelegt, über die ein Wechselstrom in der Stärke bis zu 55 Milliampere unter 25 Volt Spannung auf den Patienten einwirkt. Auch diese Form der Narkose ist exakt steuerbar und scheint für mehrstündige Operationen besonders geeignet zu sein.

Zu den letzten Neuheiten der Anästhesie gehört die sogenannte Neurolept-Analgesie. Bei dieser Methode ist der Patient ebenfalls völlig unempfindlich gegen jeglichen Schmerz, aber in einem gedämpft-schläfrigen Wachzustand jederzeit ansprechbar. Das Mittel wird in die Vene gespritzt. Kreislauf, Stoffwechsel und Herz werden dabei kaum belastet, und es gibt ein Gegenmittel, mit dem die narkotisierende Wirkung sofort aufgehoben werden kann.

Gemessen an der Sicherheit und den Vorzügen der chemischen Narkose ist die Hypnonarkose ein gefährliches Experiment. Zuschauer allerdings kommen auf ihre Kosten. **Günter Dahl**

Nr. 47 vom 19. November 1961

sternchen

Was meint ihr?

Kennwort „Spazierengehen"

Werner Dietrich beschwerte sich (Heft 45), daß er jeden Sonntagnachmittag gezwungen wird, mit seinen Eltern spazierenzugehen. Er muß dann seinen Sonntagsanzug und weiße Kniestrümpfe tragen, und ständig wird er ermahnt, sich nicht schmutzig zu machen. Sie gehen immer den gleichen Weg, Werners Freunde lachen ihn aus und nennen ihn jetzt Muttersöhnchen.

sternchen-Leser sagen ihre Meinung:

Beispiel

Ich kann schon verstehen, daß Du keine Lust zum Spazierengehen hast, weil Du so langweilige Eltern hast. Frage doch mal Deinen Vater. Meiner spielt immer mit mir. Deiner kann sich mal an meinem ein Beispiel nehmen.
Hamburg Gerhard Diercks (10)

Freizeitgestaltung

Wenn es Werner langweilt, jeden Sonntag den gleichen Weg zu gehen, so soll er seinen Eltern andere Vorschläge zur gemeinsamen Gestaltung des Sonntags machen.
Darmstadt Wolfgang Fricke (15)

Jugend vergeht

Solange Werner noch jung ist, sollte er ruhig mit seinen Eltern spazierengehen. Zu schnell ist diese Zeit vorbei.
Mönchengladbach Birgit Reuter

Fleckenlos

Meine Mutti kann die Eltern auch nicht leiden, die nur darauf achten, daß ihr Mustersöhnchen ja keinen Fleck in die guten Sachen macht.
Berlin Regina Gamm (11)

Ruhetag

Sonntags soll er anständig sein und aufs Spielen verzichten. Andere müssen es ja auch, und mit Recht.
Limbach Karl-Heinz Klein (17)

Bedenke doch: Dein Vater arbeitet die ganze Woche und ist froh, wenn er sich einmal ganz seiner Familie widmen kann.
Lahr Gisela Zehnle (15)

Kalter Trost

Wenn es jetzt im Winter kälter wird, wird es Deinen Eltern bestimmt zu kalt, dann werden sie nicht mehr spazierengehen.
Eva Steinmeister (14)
Oerlinghausen

Alles schon dagewesen

Deine Eltern haben in ihrer Jugend sicher auch mit ihren Eltern spazierengehen müssen und haben es auch nicht gewollt, sondern hätten lieber gespielt wie Du.
München Rudi Seufert (13)

Gesundheit

Ich finde, Spazierengehen ist doch gesund. Werners Eltern meinen es bestimmt gut.
Markdorf Isolde Eberhard (11)

Leserbriefe

Liebes sternchen!

Ich bin zwar erst dreizehn Jahre alt, aber ich interessiere mich sehr für Politik. Ich lese auch immer die Zeitung und sehe mir die Diskussionen im Fernsehen an. Die Verhandlungen über die neue Bundesregierung fand ich sehr spannend. Als ich unseren Lehrer fragte, ob wir darüber nicht auch mal in Gemeinschaftskunde sprechen könnten, sagte er, das gehörte nicht zum Unterrichtsstoff. Auch wenn ich zu Hause mal mit meinem Vater und meinem Onkel darüber sprechen will, wollen sie nichts davon wissen. Mein Bruder, der vier Jahre älter ist, sagt, ich wäre verrückt und sollte lieber Fußball spielen oder Briefmarken sammeln. Nun möchte ich wirklich mal wissen, ob Kinder sich für Politik interessieren dürfen oder nicht.
Gelsenkirchen Michel Pekla

Was meint ihr dazu?

Schreibt bitte unter dem Kennwort „Politik" ans sternchen, Hamburg 1, Pressehaus. (Alter und Anschrift nicht vergessen!)

Favorit

Jeden Mittwoch gibt es einen richtigen Kampf um das heißbegehrte sternchen. Wir lesen viel. Ich spreche Flämisch, Deutsch und Französisch. Meine Mutti lehrte mich die deutsche Sprache, und Deine sehr netten Geschichten tragen sehr dazu bei, daß ich meine Muttersprache auch lesen und schreiben kann.
Zichen/Belgien B. Kalokerinos

Glücklicher Gewinner

Die Luftmatratze, die ich bei Deinem Preisausschreiben gewonnen habe, ist prima. Schade daß noch kein Sommer ist. Ich kann es kaum erwarten, sie mit ins Schwimmbad zu nehmen.
Offenbach Gerd Fink



Die Abenteuer der „schwarzen hand"

Felix, Rollo, Adele, Kiki m. E. auf Verbrecherjagd

Flüster-Party

Treffpunkt Seilbahn Sonntag 14 Uhr Chef" — lautete die geheimnisvolle Nachricht. Die „schwarze hand" war pünktlich da und beobachtete. Franz erschien, dann auch der Mann aus dem Zug. Sie warteten beim Zollbeamten. „Ob noch einer kommt?" fragte Rollo. In diesem Augenblick schwebte die Kabine der Seilbahn in die Halle. Menschen drängten sich heraus. „Seht mal da!" flüsterte Felix. Ein Unbekannter war zu den beiden Wartenden getreten. Er nickte ihnen kurz zu. Dann gingen sie gemeinsam in das Lokal „Treffpunkt". Die „schwarze hand" folgte ihnen und versteckte sich hinter einer Hecke. Sie spitzte die Ohren. „Ich verstehe kein Wort", schimpfte Kiki m. E. leise. — „Ssst"! machte Adele. Dann murmelte sie: „17.10 Uhr — 17.10 Uhr — 17.10 Uhr — — " Sie murmelte es noch, als die Männer aufstanden und verschwanden. „Was ist denn um 17.10 Uhr?" fragte Felix. — „Irgendwas mit dem Zug", sagte Adele. „Sie wollen Ware übernehmen. Wahrscheinlich wieder im Tunnel." — „An welchem Tag denn?" fragte Rollo ungeduldig. Adele zuckte mit den Schultern. „Hab' ich nicht verstanden." — „Mist!" erklärte Felix. — „Warum?" fragte Kiki m. E. und lächelte sanft. „Ich weiß, an welchem Tag die Bande schmuggeln will."

An welchem Tag will die Bande schmuggeln?

Die Lösung schreibt auf eine Karte, die bis zum 26. Nov. beim sternchen, Hamburg 100, sein muß

Diese Preise könnt ihr gewinnen

1. Preis: Ein Kofferradio Nordmende „Clipper"
2. Preis: Eine Mauthe-Armbanduhr
3. Preis: Ein Fernglas Galilei „Club"
4. Preis: Ein Montblanc Schulfüller
5. bis 44. Preis: . . . . Je ein gutes Jugendbuch

In vierzehn Tagen ein neues Abenteuer und neue Preise

JIMMY das Gummipferd

erdacht und aufgezeichnet von Roland Kohlsaat

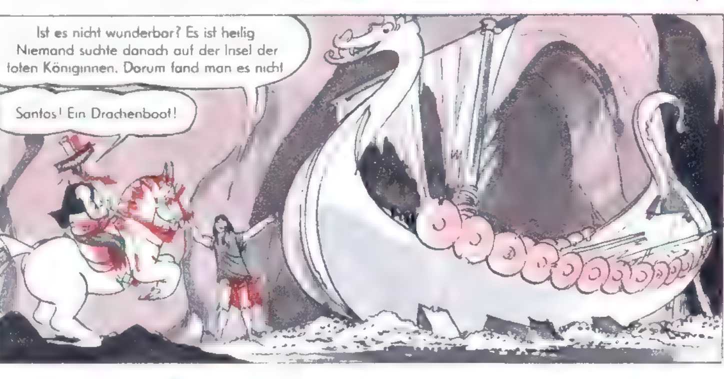
Während der besiegte Krieger versucht, an Land zu kommen, bläst Julio Jimmy auf. Dann zerrt er den Fischer mit in den Sattel und schwimmt davon. Es dauert nicht lange, da sind die Verfolger schon hinter ihnen. Rasch verstecken sich die drei in einer Höhle, wo Julio einige Goldmünzen findet. Sie haben Glück: Der Lärm verhallt in der Ferne, die Barke fährt vorüber, ohne daß die Priester die Fliehenden entdecken.















Liebe Kinder, diese Seiten sind für Euch zum Ausschneiden bestimmt. Lesezirkel-Bezieher bitten wir, an die nachfolgenden Leser zu denken und diese Seiten nicht herauszutrennen.

Alle kämpfen für Prinz Achmed

Roman von Fritz Raab

Mr. Huckford, Bürovorsteher von Appletree, Appletree & Appletree, erzählt der Stenotypistin, Miß Birch, daß Oskar Frühling der frühere Gymnastiklehrer von Prinz Achmed ist. Er war es, der Achmed damals bei der Palastrevolution das Leben rettete. Inzwischen sind Haddock und Butcher bis zur Tür von Direktor Hinderwell vorgedrungen. Sie klopfen kurz und treten ohne abzuwarten ein.

Mindestens einmal in jeder Woche erscheint in einer der großen Londoner Zeitungen eine Karikatur, auf der in irgendeinem Zusammenhang ein Fräulein abgebildet ist. Jeder englische Zeitungsleser kennt dieses Fräulein und hat es im Laufe der Zeit vielleicht auch ein bißchen liebgewonnen. Das Fräulein ist lang und dünn, die Nase ragt aus dem Gesicht wie ein Erker aus einer alten Burg, die Haare sind streng zurückgekämmt und im Nakken zu einem festen Knoten vereinigt. Ach ja, die Brille darf auch nicht vergessen werden; es ist das gleiche Modell, das man einst auf der Nase des großen Gandhi bewundern konnte.

Als der Zeichner dieses Fräuleins vor vielen Jahren zum erstenmal mit seiner Karikatur in der Zeitungsredaktion erschienen war, hatte der Redakteur nur den Kopf geschüttelt und gemeint, die Zeichnung sei ja ganz hübsch, aber man müsse doch auch in Karikaturen ein bißchen mehr Lebensnähe zeigen. Daraufhin hatte der Zeichner gelächelt und gesagt, er habe noch nie eine so lebensnahe Figur gezeichnet wie die des Fräuleins.

Der Zeichner war nämlich Schüler in Glenford College gewesen und hatte dort fast jeden Tag Miß Dale gesehen, jene Miß Dale, die im Vorzimmer Direktor Hinderwells saß, und von der man behauptete, daß sie in Glenford College ähnliches Ansehen besäße wie Ihre Majestät, die Königin, in Großbritannien und Nordirland.

Als Haddock und Butcher das Vorzimmer betraten, ohne das Herein abzuwarten, war Miß Dale gerade damit beschäftigt, eine Liste anzufertigen. Listen waren, neben Charles Dickens, das zweite Steckenpferd Direktor Hinderwells. Es gab Listen über Masern und Keuchhusten im Kindesalter der Schüler, Listen von Nichtschwimmern und Hockeyspielern, sogar eine Liste über den Einfluß des Vollmonds auf die Leistungen im Geographieunterricht. Miß Dale hatte sich so sehr an die Listen gewöhnt, daß sie in jeder freien Stunde darüber saß; im Laufe der Jahre hatte sie selbst Spaß daran gefunden.

Haddock und Butcher mußten eine halbe Minute warten, bis Miß Dale ihnen Aufmerksamkeit schenkte.

„Entschuldigen Sie, daß Sie warten mußten, meine Herren!"

Haddock lächelte höflich. „Nicht der Rede wert, Miß."

„Mein Name ist Dale."

„Sehr erfreut, Miß Dale. Das ist Mr. Williams, mein Name ist Baker."

„Was kann ich für Sie tun, Mr. Baker?"

„Wir möchten gern den Direktor sprechen."

Miß Dale griff nach dem Terminkalender und blätterte darin. „Nächsten Dienstag vielleicht?"

Haddock und Butcher sahen sich entgeistert an. Butcher vergaß Haddocks Verbot, den Mund aufzutun. „Da laust mich doch der Affe!"

Er hatte das zwar nur gemurmelt, dennoch richtete sich Miß Dale sofort auf. „Wie bitte?"

Haddock stieß Butcher unauffällig mit dem Ellenbogen an. „Mr. Williams meinte, das sei ausgeschlossen, weil wir so bald wie möglich wieder nach London zurückkehren müssen. Aber vielleicht können Sie uns einen anderen Experten für Charles Dickens nennen?"

„Charles Dickens?" Miß Dale horchte auf. „Sie wollen mit Direktor Hinderwell über Charles Dickens sprechen?"

„Deshalb sind wir hier, Miß Dale. Wir wollen einen Dickens-Film drehen, und Direktor Hinderwell soll uns beraten."

Miß Dale erhob sich. „Oh! Das ist etwas anderes. Warten Sie bitte einen Augenblick!"

Sie verschwand hinter einer Polstertür.

Butcher grinste und rieb sich die Hände. „Klappt ja ausgezeichnet, Haddock!"

„Um ein Haar hättest du alles verdorben, du Narr! Ich sag es dir jetzt zum letztenmal: rede nur dann, wenn du gefragt wirst, und dann nicht mehr als ja oder nein!"

Die Polstertür öffnete sich wieder, Miß Dale erschien und strahlte. „Mr. Hinderwell läßt bitten!"

Die Leseprobe war zu Ende. Archie schien zufrieden zu sein. Bevor er den Raum verließ, rief er Achmed zu sich.

„Fühlst du dich nicht ganz wohl, Achmed?"

„Doch, Mr. Tobermore. Ich fühle mich sehr wohl."

„Ich hatte den Eindruck, als ob du zum Schluß nicht mehr ganz bei der Sache gewesen wärst."

„Ich bitte um Entschuldigung, Mr. Tobermore. Es soll nicht wieder vorkommen. Es tut mir sehr leid."

Archie klopfte Achmed wohlwollend auf die Schulter. „Du wirst es schon schaffen, Achmed."

„Ich will mir große Mühe geben, Mr. Tobermore."

Achmed begleitete Archie zur Tür und schloß sie sorgfältig hinter ihm. Dann kletterte er auf einen Stuhl und klatschte in die Hände. Die Jungen von Cliff House sahen ihn erstaunt an.

„Könnt ihr mir eine Minute zuhören?"

Da sich Achmed noch nie freiwillig in den Mittelpunkt gestellt hatte, fand er sofort vollkommene Aufmerksamkeit. Henry, der Stubenälteste, machte eine großzügige Geste. „Schieß los, Achmed!"

„Ihr erinnert euch, daß ich vor zwei Tagen bei Direktor Hinderwell war. Er hat mir mitgeteilt, daß mein früherer Reisemarschall Nizar-el-Turaba in London eingetroffen ist. Meine Anwälte befürchten, daß er noch einmal versuchen will, mich zu entführen und zu töten."

Zu einer anderen Stunde wäre diese Mitteilung für die Jungen von Cliff House eine Sensation ersten Ranges gewesen; da sie aber eben den „Hamlet" gelesen hatten, war ihr Gefühl für außerordentliche Vorgänge etwas abgestumpft.

„Ich wollte euch zuerst nichts davon sagen, aber ich habe den Verdacht, daß die Attentäter bereits in Glenford College sind."

Popcorns rote Wangen glühten vor Aufregung. „Sind das die beiden, die wir heute nachmittag —"

Henry hob die Hand. „Ruhe! Achmed soll weiterberichten."

„Ich kann mich natürlich täuschen. Aber ich muß vorsichtig sein. Und ich möchte euch jetzt nur fragen, ob ihr mir helfen wollt, wenn — —"

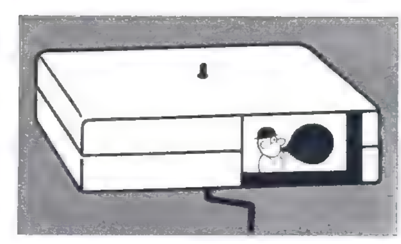
Diesmal hob Henry vergebens seine Hand. Er brauchte mehrere Minuten, bis er sich Gehör verschaffen konnte. „Der Fall ist klar, Achmed. Cliff House hilft dir. Hat noch einer was dazu zu sagen?"

Popcorn meldete sich. „Ich schlage vor, wir verkünden den Ausnahmezustand. Niemand darf mehr etwas unternehmen, ohne den Kriegsrat zu fragen. Einen Kriegsrat müssen wir natürlich auch haben."

Eine Viertelstunde später war der Kriegsrat gebildet, bestehend aus Achmed, Henry und Ted. Seine erste Maßnahme war, den Ausnahmezustand zu verkünden.

Dann begannen die Beratungen des Kriegsplans.

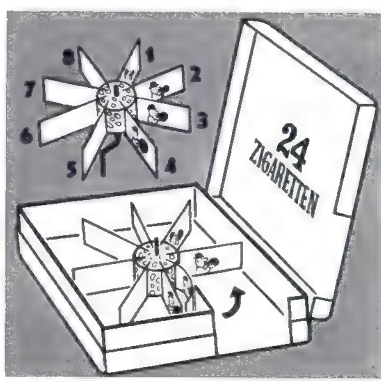
(Fortsetzung im nächsten Heft)



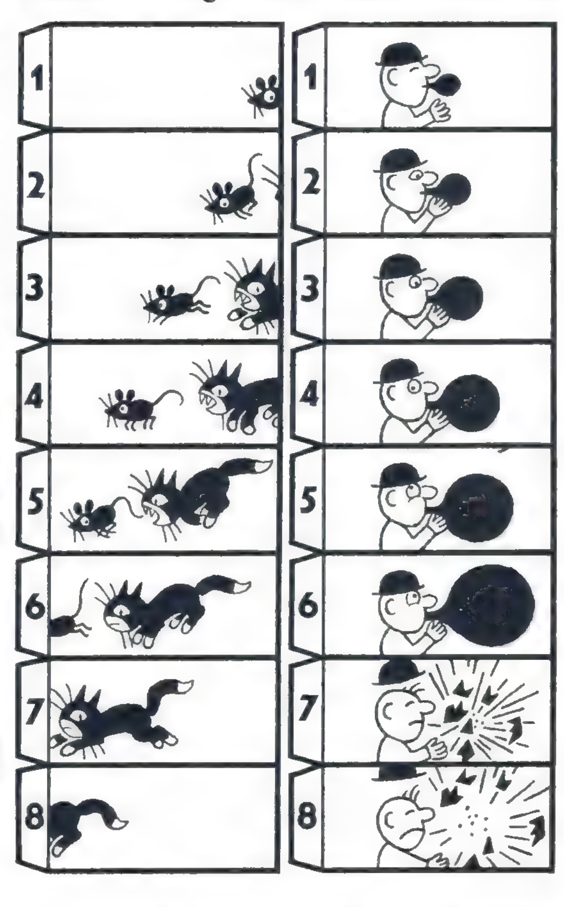
Der fidele Kintopp

Ein fast abendfüllendes Filmprogramm könnt ihr euch in einer Zigarettenschachtel angucken. Diese lustige Bastelei kostet keinen Pfennig und ist leicht zu machen.

Zuerst einmal müßt ihr die Bildstreifen von 1—8 auf Schreibpapier kleben und sauber ausschneiden. (Lesezirkel-Bezieher pausen die Bilder ab.) Eine $1^1/_2$ cm dicke Korkscheibe wird mit einem scharfen Messer achtmal $^1/_2$ cm tief eingeschnitten. Die Bilder werden mit den numerierten Enden bis zur Linie im Korken festgesteckt. Als Flimmerkiste dient eine Zigaretten-Klappschachtel, die am Rand 3 cm weit aufgeschnitten wird. 2 cm des Papprandes werden rechtwinklig nach innen gebogen und festgeklebt. Nun braucht ihr nur noch die Schachtel genau in der Mitte zu durchbohren und den Korken auf eine kleine Drahtkurbel zu setzen. (Mit einem Tropfen Alleskleber sitzt der Korken fester.) Beim Drehen der Kurbel in Pfeilrichtung bewegen sich die Figuren. Euer Heimkino ist besonders wirkungsvoll, wenn es innen schwarz getuscht und außen bunt beklebt wird.



Zwei „Filme" habt ihr zur Auswahl: „Katze und Maus" und „bubble-gum". Durch Auswechseln der Korkscheiben könnt ihr das Programm ändern. Probiert selbst mal, einen Film zu zeichnen.

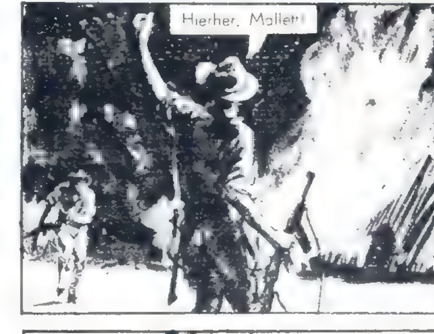


TARÓ
Das Amulett

Broca und Mallett haben Schießpulver auf die Maloca gestreut, um sie leichter in Flammen setzen zu können. Frank und Mike sind getrennt unterwegs zum Lager. Taró hat große Mühe, sich von seinen Fußfesseln zu befreien, die Broca ihm angelegt hat.













Liebe Kinder, diese Seiten sind für Euch zum Ausschneiden bestimmt. Lesezirkel-Bezieher bitten wir, an die nachfolgenden Leser zu denken und diese Seiten nicht herauszutrennen.

Können Sie treu sein?

Fortsetzung von Seite 137

Zur Auswertung:

Aufgabe I

Wenn Sie in jedem der drei Sechsecke die **gleiche** Zahl angekreuzt haben, dann erhalten Sie sieben Punkte. Außerdem gibt es für jede angekreuzte 7 zwei Punkte, für jede 6 drei Punkte, für jede 5 fünf Punkte und für jede 4 sechs Punkte zusätzlich.

Zusammen: . . . . . . Punkte

Aufgabe II

Jeder Pfeil in Richtung P bringt einen Punkt. Pfeile von a), b), c) und d) in Richtung P ergeben außerdem einen Zusatzpunkt. Wenn **alle** zehn Pfeile in Richtung P weisen, gibt es darüber hinaus einmalig zehn Zusatzpunkte.

Zusammen: . . . . . . Punkte

Aufgabe III

Wenn Sie hier das Modell d gewählt haben, dann erhalten Sie zehn Punkte. Für jede Stelle, an der Sie die Linie y – ganz gleich nach welchem Muster – überschritten haben, können Sie sich je einen Zusatzpunkt anschreiben.

Zusammen: . . . . . . Punkte

Gesamtpunktzahl. . . . . . .

Die Beurteilung:

Bis zu 15 Punkte deuten bei diesem Test darauf hin, daß die Grundlagen der Treueneigung im Charakter nicht sehr fest verankert sind. Die Abwechslung wird viel mehr geliebt. Lebhaftigkeit und Beweglichkeit mögen dominieren und dazu beitragen, daß – wie Mystiker sagen – die „Versenkung" in die Liebe zu einem einzelnen Menschen gar nicht erst zustande kommt. Sicher müßte man auch anzweifeln, ob Menschen dieser Gruppe in der Treue ihr persönliches Glück fänden. Ihrem ganzen Wesen nach sollten sie sich eher durch solches Treueverharren gefesselt und gehemmt fühlen. Es wäre somit gar nicht in ihrem persönlichen Sinn, ihnen Treue zumuten zu wollen. In der „Untreue" finden viele dieser Menschen Erfüllung ihres Wesens oder gar schöpferische Anregung. Der Charakterkundler muß diese Tatsache, die manchen Bürger entsetzt, wertungsfrei aussprechen.

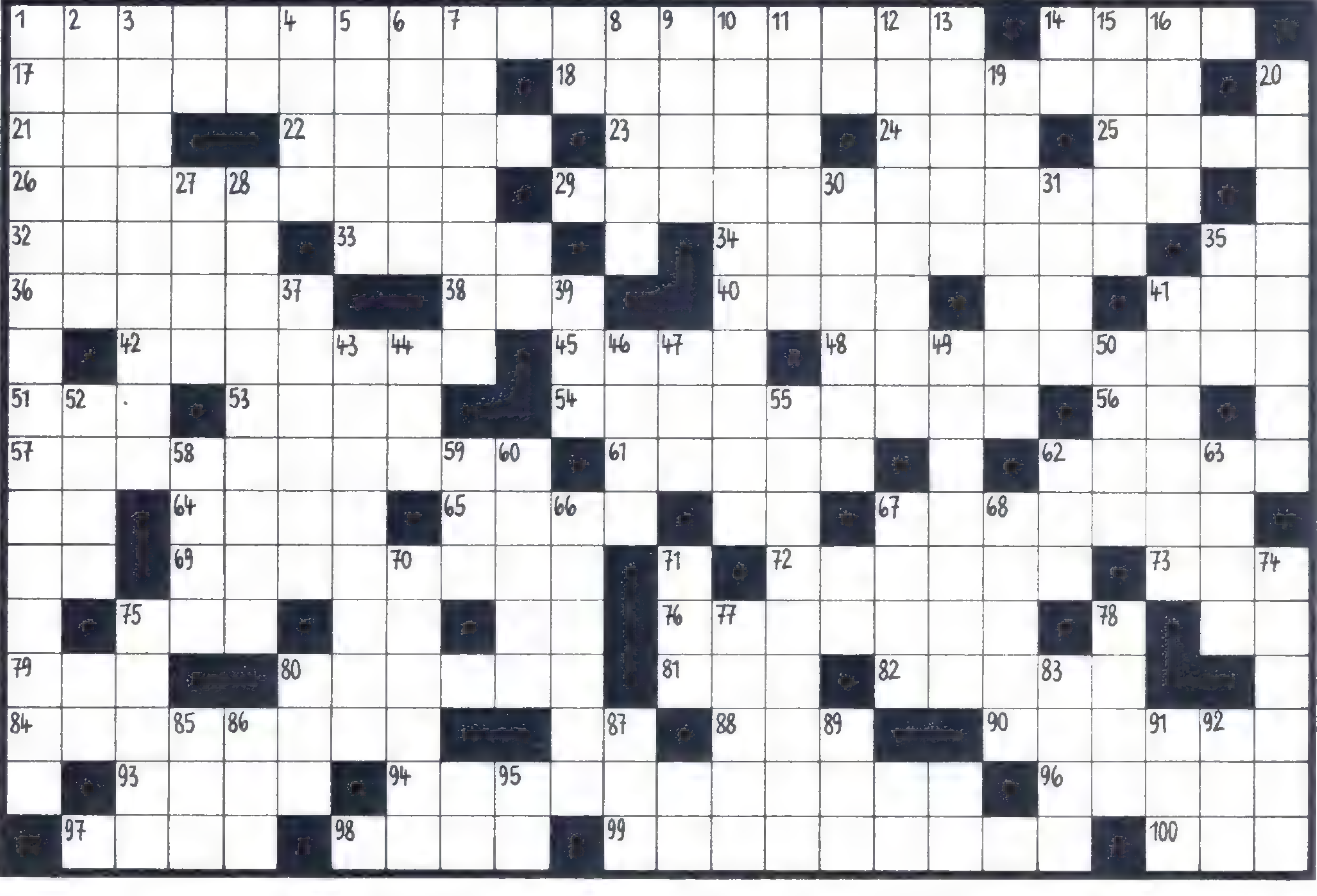
16 bis 25 Punkte deuten mit jedem Punkt mehr bereits auf eine wirksamere Treuebindung. Dennoch handelt es sich immer noch um einen etwas labilen Bereich. Daß es sehr häufig bei der Liebestreue bleibt, hat meist mehr mit dem Mangel an Gelegenheit zu tun als mit der so viel berufenen Charakterstärke. Dies gilt mit Sicherheit für alle, die nicht mehr als 20 Punkte erreicht haben, mit Einschränkungen auch für die anderen. Im übrigen spielt bei dieser Gruppe rein sachliche Überlegung oft eine beträchtliche Rolle. Der nüchterne Verstand kann nach einiger Überlegung offizielle oder tatsächliche Treue als zweckmäßig anbefehlen. Er mag sich aber auch zu einem plötzlichen Durchbruch zur Untreue entschließen. Es ist, was das Treueverhalten angeht, die Gruppe der männlichen und weiblichen „unsicheren Kantonisten", die auch auf Einflüsse von dritter Seite sehr stark reagieren. Man wird sie durchaus als beträchtlich verführungsanfällig bezeichnen können.

26 bis 35 Punkte geben bereits eine tragende Treuebetonung an. Je hoher die Punktzahl ist, um so entschiedener wird das Treueverhältnis beeinflußt. Die angenehme Seite dieser Gruppe liegt darin, daß das eigene vorherrschende Treueverhalten nicht in jeder Hinsicht zu einer Vorschrift für die Umwelt gemacht wird. Es bleibt daher dem Partner, von dem natürlich ebenfalls Treue erwartet wird, eine gewisse Freiheit. Er soll nicht durch die eigene Treue gefesselt werden. Die „ideale Treuepunktzahl" liegt wohl um die 30 Punkte. Wer sie aufweist, wird selbst weitgehend von Treuetendenzen beherrscht, ohne den Partner damit versklaven zu wollen.

36 und mehr Punkte zeigen, daß die Voraussetzungen für intensivstes Treueverhalten gegeben sind. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß damit für die Umwelt nicht nur angenehme Züge verbunden sind. Wer derart „treu" ist, liebt oft sehr egoistisch. Er erwartet, daß – gewissermaßen als Dank für seine Treue – der Partner nichts anderes als ihn und seine Wünsche kennt. Er kann sogar – eben aus Treue – hart und brutal werden, um dem Partner die eigenen Maßstäbe aufzuzwingen. Auch darf nicht übersehen werden, daß bei höheren Punktzahlen mit solcher Treue oft eine gewisse persönliche Unbeweglichkeit einhergeht. Die Treue ist dann keine Tugend mehr, sondern Unfähigkeit, Kontakte zu finden. All das kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß man sich in Liebe und Ehe auf die Treue dieser Menschen wirklich verlassen kann, mögen sie zum Teil auch andere, weniger erfreuliche Züge haben.



stern-rätsel



Waagerecht: 1. krankhaft gesteigertes Streben, sich in einer Gesellschaft durchzusetzen, **14.** Viehfutterpflanze, **17.** gefährliches Wagnis, **18.** Arbeiter oder Angestellter, **21.** Anerkennung, **22.** Niederschlagsart, **23.** starker Strick, **24.** Weg, Straße auf lateinisch, **25.** Drama von Ibsen, **26.** witziges Geschichtchen (Mehrz.), **29.** Einfühlungsgabe, Sinn dafür, **32.** Stadt im Bezirk Dresden, **33.** Nebenfluß der Donau, **34.** Almhirtin, **36.** Hunnenkönig, **38.** Tanzfigur der Quadrille, **40.** Nahrungsmittel, **41.** maßloser Zorn, **42.** rotes Schwefelarsen-Mineral, **45.** kleine Reise, Wanderung, **48.** europäischer Staat, **51.** Nebenfluß der Wolga, **53.** nützlicher Insektenfresser, **54.** Stern erster Größe im Sternbild des Stiers, **56.** Auerochse, **57.** Greisenhaftigkeit, **61.** Kunst- und Baustil, **62.** Herbstblume, **64.** Raubtier, **65.** Paßsichtvermerke, **67.** Stadt im alten Attika, nordwestlich von Athen, **69.** führender ungarischer Politiker beim Volksaufstand 1956, **72.** Einzelheit, **73.** Nebenfluß der Donau, **75.** mohammedanischer Name für Jesus, **76.** Gesamtheit der eßbaren Dinge, **79.** erfrischende Speise, **80.** Umstandswort, **81.** Papageienart, **82.** Hochziel, Muster, **84.** Flirt, **88.** Herrenschoßrock, **90.** feines Liniennetz für die Herstellung von Druckplatten, **93.** Bestandteil der Milch, **94.** Requisit des Schießsports, **96.** Ankerplatz für Seeschiffe vor dem Hafen, **97.** skandinavische Münze, **98.** Astrologe Wallensteins, **99.** Material zum Dachdecken und Abdichten, **100.** Nordlandtier.

Senkrecht: 1. vulkanische Inselgruppe im Stillen Ozean, **2.** Hartgummi, **3.** Stärkungsmittel aus der Leber des Dorsches, **4.** römischer Kaiser, **5.** freundliche hilfreiche Gesinnung, **6.** die Gunst Gottes, **7.** Alpenpaß in Tirol, **8.** Frauenkurzname, **9.** männliches Nutzvieh, **10.** Zeichengerät, **11.** Vorrichtung zum Trennen von Flüssigkeit und festen Stoffen, **12.** Bestandsaufnahme, **13.** Fluß in Frankreich, **14.** Längenmaß (Abk.), **15.** russischer Revolutionär, **16.** Liebesgott, **19.** römischer Kaiser, **20.** Beruf der Pflanzenzucht und -pflege, **27.** Körpergelenk, **28.** kirchliches Oberhaupt in Tibet, **30.** Wintersportbekleidung, **31.** griechische Siegesgöttin, **35.** französischer Schriftsteller, **37.** Stadt in Nordafrika, **39.** griechischer Buchstabe, **41.** Inhaberin eines Lokals, **43.** Gesamtheit der Körnerfrüchte, **44.** Stadt an der Etsch, **46.** Frauenname, **47.** Männername, **49.** italienische Großstadt, **50.** Schalenfrucht, **52.** Bestandteil von Früchten, **55.** Künstlerberuf, **58.** afrikanischer Storchvogel, **59.** biblische Frauengestalt, **60.** exotisches Raubtier, **62.** Zeltdorf von Nomadenstämmen, **63.** biblische Männergestalt, **66.** Sinnbild, **67.** Schreibzeugtäschchen, **68.** berüchtigter Gipfel im Berner Oberland, **70.** Mönch zur Probezeit, **71.** Frauenname, **74.** Turngerät, **75.** Nebenfluß der Rhône, **77.** Fahrzeug Noahs, **78.** Frauenname, **80.** Bergweide, **83.** Fluß in der Schweiz, **85.** Nachtlokal, **86.** Lebensbund, **87.** Pflanzenteil, **89.** Hinweis, Wink, **91.** ostspanischer Küstenfluß, **92.** Dorf in der holländischen Provinz Gelderland, **95.** Nahrungsmittel.

KEIN NEID

Bure = osteuropäische Währung, Leib = Zuneigung, Eger = Raubvogel, Römer = Verbrecher, Bern = Kernfrucht, Porta = Geistlicher, Ranke = Spezialfrachtschiff, Kran = Unwetter, Lama = Brettspiel, Antike = Gemeinschaftsraum, Kater = Treibgeschoß, Leid = Laubbaum, Artus = Hafenarbeiter, Gerste = Bergbauberuf, Lagerung = Basis.

Die Buchstaben der vorstehenden Wörter sind unter Hinzufügung eines neuen Buchstabens so umzustellen, daß die Wörter der jeweils danebenstehenden Bedeutungen gebildet werden. Nach richtiger Lösung der Aufgabe ergeben die hinzugefügten Buchstaben, in der angegebenen Reihenfolge hintereinander gelesen, ein Sprichwort.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT NR. 46

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Zaunkoenig, 9. Maskenbildner, 18. April, 19. Innerste, 20. Sorge,21. Ale, 22. Rotlauf, 23. Tip, 24. Leiste, 26. Ate, 27. Neffe, 30. Beet, 31. Tarif, 33. Thing, 35. Erregung, 37. Thora, 39. Hela, 40. Klarinette, 43. Kap, 45. Rentner, 46. Luanda, 48. Err, 49. Ausgelassenheit, 53. Tau, 55. Brenner, 56. Uman, 58. Requiem, 61. Uetersen, 66. Aguti, 67. sm, 68. Hohenschwangau, 70. Mia, 72. Cape, 73. Teheran, 74. Mop, 75. Aarau, 78. Rand, 79. Mal, 80. Arg, 81. Energie, 82. Weggis, 84. Nienburg, 87. Beriberi, 89. Langusten, 92. Nota, 93. Hermelin, 96. Era, 97. Pirat, 99. Oka, 100. Rubrum, 102. Achat, 104. Lied, 105. Taberne, 108. Ort, 109. Kristalle, 111. Ares, 112. Aida, 115. Ode, 117. Rahm, 118. Murten, 120. Umsatz, 122. Eidam, 125. Hus, 126. Raabe, 127. Entente, 129. Ala, 131. Selen, 132. Granate, 134. Honig, 135. Nierenstein, 136. Gebet, 137. Feinde. Senkrecht: 1. Zarathustra, 2. Apotheke, 3. Urteil, 4. Nil, 5. Klang, 6. Eiffelturm, 7. Interregnum, 8. Gei, 10. Atlantis, 11. See, 12. Essen, 13. Note, 14. Brett, 15. Lektorat, 16. Elli, 17. Reifepruefung, 25. Bar, 28. Franse, 29. Sue, 32. Rakete, 34. Narr, 36. Eirene, 38. Hedin, 40. Knabe, 41. Element, 42. Lahn, 44. Ara, 47. Unansehnlichkeit, 50. Lethargie, 51. Areopag, 52. Suse, 54. Equipe, 57. Kinn, 59. Egmont, 60. Uta, 62. Rhenium, 63. Themen, 64. Saalburg, 65. Fahrgestell, 67. Spa, 69. Wrangel, 71. Kairo, 74. Mesopotamien, 75. Agentur, 76. Reiterei, 77. Uwe, 80. Art, 83. Erhard, 85. Januar, 86. USA, 88. Baku, 90. Niederlage, 91. Araber, 94. Remonten, 95. Erato, 98. Ikarus, 101. Blamage, 103. Tirana, 104. Lamm, 106. Esther, 107. Nansen, 110. Samt, 113. Dur, 114. Laban, 116. Deneb, 119. Eule, 121. Sari, 123. Deut, 124. Bann, 127. Ete, 128. Ehe, 130. Lid, 133. AG.

Tausch der Herzen: Met, Gerte, Weser, Mater, Hagel, Leere, Kaste, Kachel, Blase, Mauer, Ute, Leder, Rat, Kunde, Wanze, Feger, Miete, Ratte, Karin, Kar, Pfund, Latte; die Mittelbuchstaben ergeben: „Erst geschaut – dann getraut“.

schach

Von Georg Kieninger

Eine Königsstellung wird erstürmt

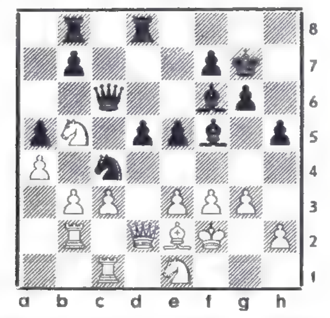
Partie Nr. 404

Königsindische Verteidigung

Gespielt um die Meisterschaft vom Mittelrhein zu Köln, Oktober 1961

Weiß: Kaufmann — Schwarz: Loose

1. d2–d4 Sg8–f6 2. Sg1–f3 g7–g6 3. Lc1–g5 (So spielte schon Weltmeister Dr. Aljechin gern.) **3. . . . Lf8–g7 4. Sb1–d2 c7–c5 5. d4×c5 Sb8–a6 6. e2–e3 Sa6×c5 7. c2–c3 d7–d6 8. Lf1–e2 Lc8–e6 9. 0-0 h7–h6 10. Lg5×f6.** (Ein zweckloser Abtausch. Besser war 10. Lh4.) **10. . . . Lg7×f6 11. Sf3–d4 Le6–d7 12. Sd2–c4 0-0 13. Le2–f3 Dd8–c7 14. Sc4–a3** (Weiß hat sich ohne einen festen Plan aufgebaut und hat deshalb kein Spiel. So nimmt er notgedrungen Zuflucht zu rein abwartenden Manövern.) **14. . . . a7–a6 15. Sa3–c2 Ta8–b8 16. Dd1–d2 Tf8–d8 17. g2–g3 Sc5–a4 18. Ta1–b1 a6–a5 19. Lf3–e2 Ld7–h3 20. Tf1–c1 e7–e5 21. Sd4–b5 Dc7–c6 22. f2–f3** (Damit hat Schwarz eine starke Schwächung der weißen Königsstellung erzwungen. Nun muß nur noch ein Einbruch gelingen und der Sieg ist sicher.) **22. . . . Sa4–b6 23. b2–b3 d6–d5 24. Kg1–f2 Lh3–f5 25. Tb1–b2 h6–h5 26. a2–a4 Kg8–g7 27. Sc2–e1 Sb6–c4** (Ein interessanter Zug. Durch das Opfer verschafft sich nun Schwarz offene Linien zum Angriff.)



Stellung nach dem 27. Zuge von Schwarz

28. Le2×c4 (28. b×c4 d×c4 29. Sd4 dürfte bessere Verteidigungsmöglichkeiten bieten. Jetzt geht es mit Weiß rasch bergab.) **28. . . . d5×c4 29. Dd2–e2 c4×b3 30. e3–e4 Lf5–e6 31. c3–c4 Tb8–c8 32. c4–c5 Dc6–d7 33. Tc1–c3 Dd7–d1 34. Se1–d3 Dd1–h1 35. Kf2–e3** (Wenn der König sich auf Wanderschaft begeben muß, ist die Lage meistens schon sehr kritisch.) **35. . . . Lf6–g5+ 36. f3–f4 e5×f4+ 37. g3×f4 Le6–g4 38. De2–f2 Lg5–f6 39. e4–e5 Lf6–e7 40. Sb5–d4 Dh1–d5 41. Sd4×b3 b7–b6 42. Tb2–c2 b6×c5 43. Sd3–b2 c5–c4 44. Tc2–d2** (Auch mit anderen Zügen war die Partie nicht mehr zu retten.) **44. . . . Le7–c5+ 45. Sb3×c5 Dd5×c5+ 46. Ke3–e4 Dc5–c6+ 47. Ke4–e3 Dc6–b6+ 48. Ke3–e4 Db6–b7+ 49. Ke4–e3 Td8×d2 50. Df2×d2 Db7–f3+ 51. Ke3–d4 Tc8–d8** Weiß gab auf. – Keine Meisterleistung, aber ein spannender Kampf mit manchen Feinheiten.

graphologie

F. T., weiblich, 22 Jahre

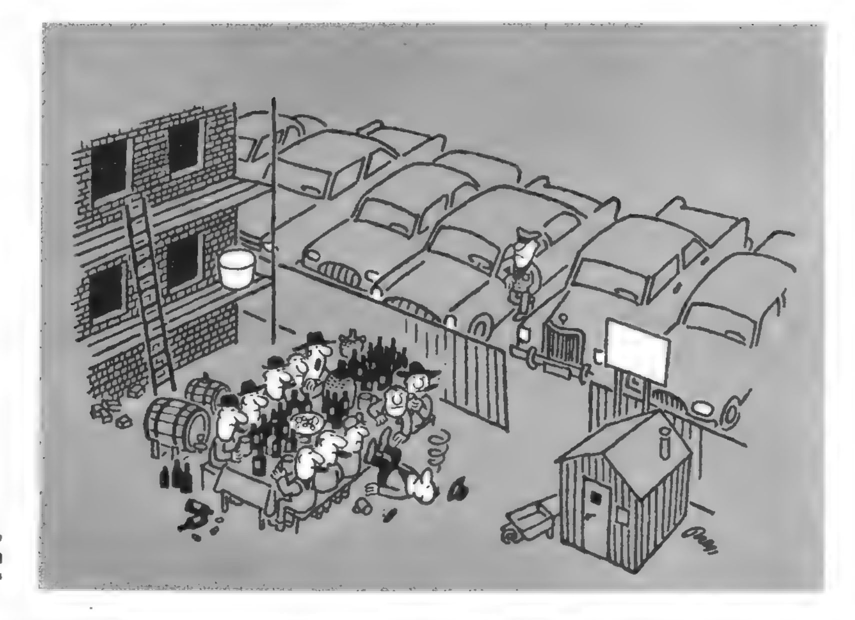
Die Schreiberin hat den Willen zu einer gefestigten, charaktervollen Lebensführung, hat das Verlangen nach Verständigkeit, Klarheit und Sicherheit und besitzt eine Abneigung gegen die Haltlosigkeit und Veränderlichkeit des allein von Trieben und Gefühlen bestimmten Menschen. Gern möchte sie bei der Umwelt einen guten, beherrschten und kultivierten Eindruck hinterlassen. Neben allen Gefühlen steht meistens der beobachtende Verstand, darauf bedacht, sich keine Blöße zu geben, sich so zu verhalten, wie es dem erstrebten guten Ansehen nicht abträglich ist. Trotzdem können aber ihre Gefühle recht tief sein, nur läßt sie sich von ihnen nicht so leicht beherrschen. So vermag sie überhaupt ihre Gefühlsregungen gut zu beherrschen und längere Zeit zu verbergen, ist aber gegen Gefühls- und Stimmungsschwankungen keinesfalls gefeit. So ungern sich die Schreiberin in ihr Inneres blicken läßt, schon aus Angst, man könnte etwas erkennen, was für ihr Ansehen nachteilig sein würde, so aufgeschlossen ist sie für alle Eindrücke von außen. Überhaupt zeigt sich eine größere Empfänglichkeit für Sinnenreize, und gern hält sich die Schreiberin in der Natur auf, zumal ihr diese auch willig ist, die Stimmungen aufzunehmen, die in ihr klingen. Auf Ordnung, Sauberkeit, Genauigkeit und Schönheit darf man rechnen.

—— Hier ausschneiden! ——

Wir übermitteln Ihnen im Namen und für Rechnung unseres Graphologen gern eine graphologische Charakterskizze zu einem Vorzugspreis von vier Mark pro Schriftprobe. Überweisen Sie den Betrag auf das Stern - Postscheckkonto Hamburg 288 740 Abt. Graphologie. (Nachnahme des Betrages ist leider nicht möglich.) Schicken Sie uns gleichzeitig mit der Post: a) diesen

Bestellschein für Schriftanalyse

b) 25–30 Zeilen fortlaufende Handschrift, keine zerschnittenen Texte, keine Abschriften! c) Angaben über Beruf, Alter und Geschlecht, d) einen frankierten Briefumschlag mit Ihrer Adresse. Mit der Bestellung des Gutachtens geben Sie zugleich Ihre Genehmigung zur Veröffentlichung. Unser Graphologe wird Ihnen möglichst innerhalb von 4 Wochen antworten. 47/61



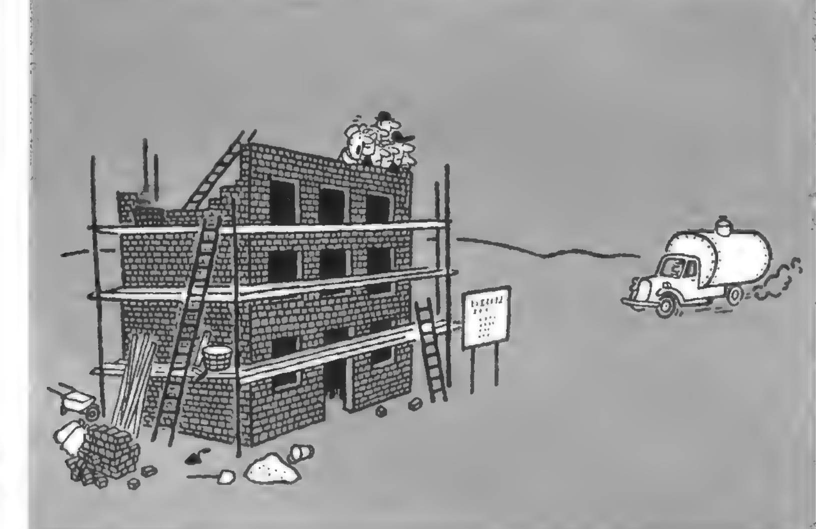
„Der Willi hat's gut, er hält sich einen Chauffeur!"

Auf einem Fortbildungskursus für Psychiater berichtete der leitende Arzt der Trinkerheilstätte Brauweiler, Dr. Beyer, daß Richtfeste zu regelmäßigem Alkoholgenuß verleiten können. Jeder fünfte seiner Schützlinge sei Bauarbeiter

Maß-volle Maurer

„Hoch die Tassen auf das sechste Richtfest in dieser Woche!"

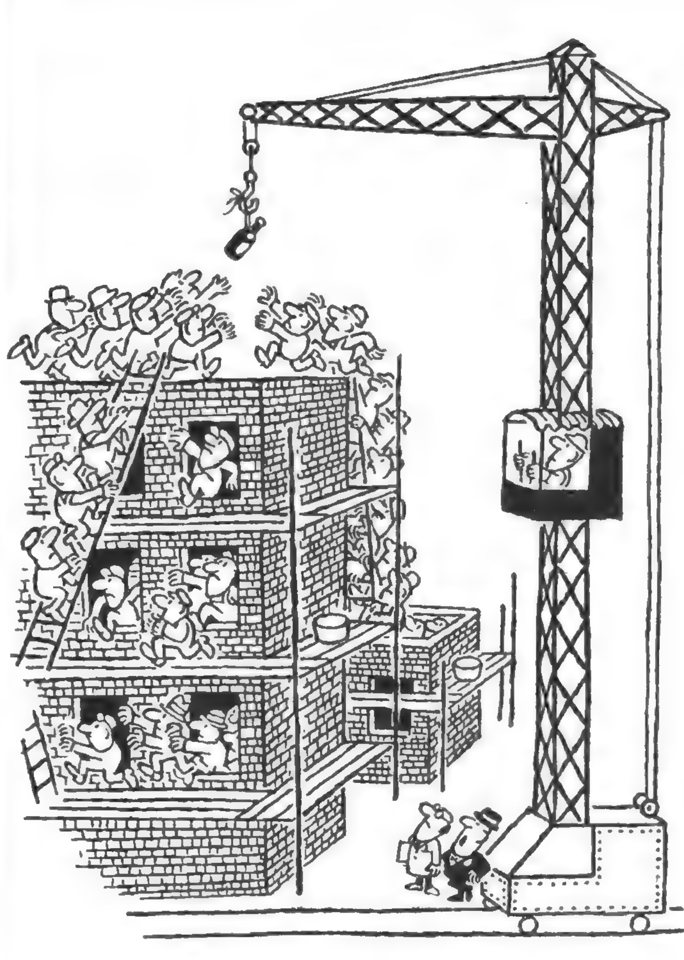
ZEICHNUNGEN VON HANS-JÜRGEN PRESS



„Weitermachen, Leute! Es ist nur der Kessel von der Ölheizung!"



„Kannst du nicht wenigstens am Sonntag abschalten, Heinrich?"



„Ich wollte nur mal kontrollieren, ob noch alle Arbeiter auf dem Bau sind"



Erleben Sie
mit jedem Zug,
wie gut
diese Cigarette
schmeckt!

FINE TOBACCOS
FILTER CIGARETTES
Marlboro

Moderne Menschen modernes Leben - Marlboro gehört dazu

King Size Filter
20 Stück DM 1,75

Der berühmte Marlboro-Geschmack hat diese Cigarette in der ganzen Welt bekannt gemacht

Fr 17. November

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.20 Langusten. Mit Tilla Durieux — 11.20 Mit blanker Feder (Saul Steinberg) — 11.45 Akt. Magazin

Frankfurt: Jugendstunde
17.00 Die Maininger
Ein junges Kabarett stellt sich vor

17.30 Jazz für junge Leute
Mit Olaf Hudtwalcker

Köln:
18.00-18.05 Vorschau auf das Nachmittagsprogramm

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Musik. Unterhaltung — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Guten Appetit! — 19.30 Kleiner Mann in Nöten
WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 22 Minuten Angst
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Mit Musik unterwegs — 19.00 Abendschau — 19.20 Funkstreife Isar 12
Saarländischer Rdf.: 18.45 Abendschau — 19.10 Achtung, Ampel! — 19.20 Die Schiedsrichter



Noch Glasscherben im Haar: Joachim Engel-Denis, Christl Erber und Wolf Schmidt in „Die Firma Hesselbach" (20.20 Uhr)

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Frankfurt:
20.20 Die Firma Hesselbach
Das Zimmer
Von und mit Wolf Schmidt
Szenenbild: Rudolf Küfner
Regie: Wolf Schmidt und Harald Schäfer

21.10 Die roten Rebellen
Bericht aus dem Jugoslawien Titos
Von Jürgen Neven-du Mont

Deutsches Fernsehen:
22.00 Tagesschau (Spätausgabe)

22.15 Herren-Florett-Länderkampf: Deutschland—Frankreich
Sprecher: Werner Beuys
Aufzeichn. v. d. Schlußkämpfen aus der Beethovenhalle in Bonn

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westdeutschen Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Der Flüchtling
Von Fritz Hochwälder
Flüchtling . . . . Erik Schumann
Grenzer . . . . Hanns Ernst Jäger
Seine Frau . . . Ruth-Maria Kubitscheck
Offizier . . . . Horst Naumann
Grenzerchef . . . . . . Hans Zesch-Ballot
Adjutant . . . . . . Jasper von Oertzen
Kommandeur . . . . Konrad Georg
Szenenbild: W. Blokesch. Kamera: K. Gewissen. Regie: Werner Völger

21.20 Eine kleine Nachtmusik
Ballett mit der Musik von Wolfgang Amadeus Mozart
Es tanzen: Erika Zlocha, Karl Musil, Paul Vondrak und das Ballett der Wiener Staatsoper
Die Wiener Symphoniker unter Paul Walter
Szenenbild: Walter Dörfler
Choreogr.: Dimitrije Parlic

Berlin:
21.40 Die Fernseh-Pressekonferenz
(Meet the Press)
Gemeinschaftsprod. des SFB und NDR mit der NBC, New York

Sa 18. November

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.20 Meine bessere Hälfte — 10.45 Hamburger Extrablätter — 11.45 Aktuelles Magazin

Deutsches Fernsehen:
15.00 Ranglistenturnier des Deutschen Tischtennis-Bundes
Sprecher: Alexander von Bentheim
Übertr. aus der Columbiahalle, Berlin

Hamburg:
16.15 Alarm im Hafen:
Die Wächter schweigen
Fernsehfilm

16.40 Mein Sauerkraut
Bereitet von Clemens Wilmenrod

16.55 Aus aller Welt — zusammengestellt:
Das Telebilderbuch
Sprecher: R. G. Wagner u. L. Grützner

17.20 Zauber der Zahlen und Formen
Zahlenmystik
Von Prof. Dr. Heinz Haber

Frankfurt:
17.50-18.30 Hinter der Leinwand
Kino zwischen Geld und Kunst

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Sportporträt — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Vati macht alles — 19.30 Musik liegt in der Luft
WDR: 14.00 Die Woche — Hier und Heute — 18.40 Hier und Heute — 19.15 Alte Briefe
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Mit Siebenmeilenstiefeln — 19.00 Abendschau — 19.20 Die Abenteuer des Hiram Holiday
Saarländischer Rdf.: 18.45 Abendschau — 19.10 Könnten Sie helfen? — 19.20 Dotto

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Wien: Gemeinschaftsprod. ORF/WDR
20.20 Sing mit mir - spiel mit mir!
Musikalische Spiel-Show von Jean Paul Blondeau
Mit Lou van Burg
Es spielen die Orch. Johannes Fehring und Fips Fleischer. Choreogr.: Paddy Stone. Regie: Karl Stanzl

Deutsches Fernsehen:
21.45 Meisterschaftsspiel der Eishockey-Bundesliga:
SC Riessersee—EV Füßen
Sprecher: Sammy Drechsel
Übertr. des letzten Spieldrittels aus dem Olympia-Eisstadion in Garmisch-Partenkirchen

22.20 Tagesschau (Spätausgabe)

Berlin:
22.35 Das Wort zum Sonntag
Msgr. Klausener, Berlin

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westdeutschen Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Mächte des Glaubens
Das Judentum
Bericht von Renate u. Klaus Harpprecht
Kamera: Peter Suschitzky

Hamburg:
21.05 Film-Club
In dieser Sendereihe werden künstlerische Filme aus 5 Jahrzehnten gezeigt
Heute: **Die Hoffnung** (L'espoir)
Französ. Film von André Malraux
Buch: André Malraux und Denis Marion
Musik: D. Milhaud. Kamera: L. Page



Erntedank an Jehovah in Jerusalem („Mächte des Glaubens", 2. Programm, 20.20 Uhr)

So 19. November — VOLKSTRAUERTAG

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.20 Die Bürger von Calais. (Georg Kaiser) — 11.05 Brandenburg. Konzert Nr. 4 (Bach)

11.30 Wochenspiegel

12.00 Internationaler Frühschoppen



Wenn Landsknechte Pause machen: Szene aus „Simplicius Simplicissimus" (20.10 Uhr)

12.50 Programmhinweise

13.10 Magazin der Woche

Hamburg: Jugendstunde
14.30 Rin-Tin-Tin. Der Waldbrand

14.55 Ranglistenturnier des Deutschen Tischtennis-Bundes
Sprecher: Alexander von Bentheim
Übertr. a. d. Sporthalle, Brl.-Schöneberg

München: (Wdhl.)
15.25 Die Troerinnen des Euripides
Von Mattias Braun
Poseidon . . . . Peter Arens
Pallas Athene . . . . . . Margot Trooger
Hekuba . . . . Hermine Körner
Talthybios . . . . Max Eckard
Kassandra . . . . Inge Langen
Andromache . . . . Anna Dammann
Menelaos . . . . Peter Lühr
Helena . . . . Lola Müthel
und andere
Musik: Walter Faith. Szenenbild: W. Dörfler. Regie: P. Verhoeven

Köln:
17.15 Feierstunde des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge
Aus dem Plenarsaal des Bundeshauses in Bonn

18.20 Ranglistenturnier des Deutschen Tischtennis-Bundes
Sprecher: Alexander von Bentheim
Aufzeichn. a. d. Sporthalle, Brl.-Schöneberg, vom Nachmittag

19.00 Diesseits und jenseits der Zonengrenze

19.30 Die Sportschau

20.00 Nachrichten, Wetter

Hamburg:
20.10 Simplicius Simplicissimus
Drei Szenen aus seiner Jugend nach H. J. Chr. Grimmelshausen
Von Hermann Scherchen, Wolfgang Petzet und Karl Amadeus Hartmann
Musik: Karl Amadeus Hartmann
Simplicius Simplicissimus . . I. Bremert
Einsiedel . . . . Richard Holm
Gouverneur . . . . Arturo Sergi
Landsknecht . . . . Gerd Feldhoff
Hauptmann . . . . Hans Herbert Fiedler
Bauer . . . . Sigmund Roth
Sprecher . . . . Hans Caninenberg
Dame . . . . Karin von Aroldingen
Es spielen Mitgl. d. Symph. Orch. des NDR. Musik. Ltg.: Wolfgang Rennert
Szenenbild: Ekkehard Grübler
Regie: Hans Hartleb

Frankfurt:
21.15 Brot und Oliven
Griechenland: Einfach leben ist gefährlich
Filmbericht von Sven Schürenberg und Willy Sedler

Deutsches Fernsehen:
22.00 Nachrichten

ZWEITES PROGRAMM

Bayerischer Rundfunk (Regional):
19.25 Münchner Bilderbogen
Hardegg. Bild einer kleinen Stadt, und: Um sie ist Heimat. Friedhof in Egern

Deutsches Fernsehen:
20.00 Nachrichten, Wetter

20.10 Panorama
Zeitgeschehen — ferngesehen

21.00 Cappella Coloniensis
Konzert im Kaisersaal des Schlosses Corvey mit Werken von Jan Dismas Zelenka, Leopold Mozart u. Carlo Ricciotti
Es spielt die Cappella Coloniensis
Leitung: Eigel Kruttge
Kamera und Regie: Walter H. Schmitt

21.30 Die Sportschau

Mo 20. November

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Diesseits und jenseits der Zonengrenze — 10.35 Sportschau — 11.05 Das unheimliche Haus — 11.30 Plauderei über Argentinien — 11.45 Akt. Magazin

Hamburg: Kinderstunde
17.00 Der Hase und die Schildkröte

17.10 Unser kleines Schattentheater
Wir basteln ein Schattenspiel mit Charl. Piper und Irene Koss

17.40-18.00 Jugendmagazin
Aus verschiedenen Ländern

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Beacon Street 21 — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Fips, der Affe — 19.30 Im letzten Augenblick
WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 Kulturfilm
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Neuguinea — 19.00 Abendschau — 19.20 Hollywood-Stars
Saarländischer Rdf.: 18.45 Sportschau — 19.10 Lieblingsschlager für jeden — 19.20 Drei Männer und ein Zug

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Die Reporter der Windrose
Leitung: Peter von Zahn
Am Mittelstand soll die Welt genesen

Baden-Baden:
20.50 Aus dem Handgelenk
Eine neue Sendung mit dem Wiener Magier Allan



Die Klagen der Menschen kommen vor Indras Thron: Inge Langen in Strindbergs „Traumspiel" (21.20 Uhr)

Köln: (Wdhl.)
21.20 Ein Traumspiel
Von August Strindberg
Die Tochter . . . . Inge Langen
Der Advokat . . . Helmut Peine
Der Offizier . . . . Peter Schütte
Der Dichter . . . . . Peter Arens
Mutter u. Pförtnerin T. Durieux
Vater u. Blinder . . H. Grüneke
Zettelankleber . . K. Hoffmann
Glasermeister . . Karl Jan Bockx
Quarantänemeister . R. Fenner
Der Lehrer . . . . . Otto Collin
Lina u. Christine . I. Schönberg
Universitätskanzler . Kurt Lieck
Die Dekane: Kurt Hoffmann, Otto Collin, Rudolf Fenner, J. Eschenbrücher
Kohlenträger: Eugen Lundt, W. Schlamminger
und Helga Zeckra, Edda Pastor, Jürgen Wölffer, Wolfram Schiebener. Die Stimme Indras spricht Peter Esser
Musik: Werner Haentjes
Szenenbild: Hein Heckroth
Regie: Wilhelm Semmelroth

Deutsches Fernsehen:
23.25 Tagesschau (Spätausgabe)

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Nachtzug
Ein Spielfilm mit Z. Cybulski, L. Winnicka, L. Niemczyk u. a.
Regie: J. Kawalerowicz

Berlin:
21.55 Wir sprechen für die Zone

Di 21. November

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.20 Die Schaubude — 11.00 Sheriff der Gesetzlosen — 11.45 Akt. Magazin

Baden-Baden: Jugendstunde
17.00 Kleine Welt der Signale
Ernst von Khuon berichtet über elektronisch gesteuertes Spielzeug

17.15 Hafen ohne Reede
Die Brandungsboote von Accra

17.30-18.00 Der verschossene Elfmeter
Eine Jungengeschichte aus unseren Tagen

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Mutter ist die Allerbeste — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchn. Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Zeichentrickfilm — 19.30 Es war einmal ein Dieb
WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 Begegnung mit einer Sängerin
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Hucky und seine Freunde — 19.00 Abendschau — 19.20 Barock am Äquator
Saarländischer Rdf.: 18.45 Abendschau — 19.10 Haben Sie das erwartet? — 19.20 Beacon Street 21

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Hamburg:
20.20 Weltbühne Amerika
Beobachtungen von Thilo Koch
Atomkrieg über USA

Bremen:
21.05 In seinem Garten liebt Don Perlimplin Belisa
Vier Bilder eines erotischen Bilderbogens in der Art eines Kammerspieles
Von Federico Garcia Lorca
Deutsch von Enrique Beck
Don Perlimplin . . Walter Rilla
Belisa . . . . Ingrid Resch
Marcolfa . . . . Mila Kopp
Belisas Mutter . . . . . A. Holtz
1. Koboldchen . . . . Leo Weiss
2. Koboldchen . . Walter Ulbrich
Musik: Enno Dugend
Szenenbild: Jürgen Rose
Regie: Oswald Döpke

Baden-Baden:
21.50 Genius Mozart
Scherzo eines Lebens

Deutsches Fernsehen:
22.15 Tagesschau (Spätausgabe)

ZWEITES PROGRAMM

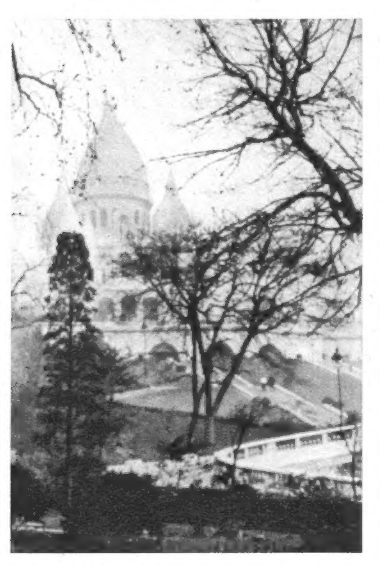
Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

München:
20.20 Glitzernde Palette
Stippvisite bei der Eisrevue in der Casa Carioca in Garmisch

Köln:
20.50 Pariser Journal
aufgeblättert von Norbert Mai

München:
21.35 Jazz aus Holland
Es spielt die Dutch-Swing-College-Band (Den Haag) und Rita Reys mit dem Pim-Jacobs-Trio (Hilversum)



Herbstliche Bilder vom Montmartre bringt das „Pariser Journal" (2. Pr., 20.50)

Mi BUSS- u. BETTAG 22. November

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.20 Der Kreidekreis (Klabund) — 12.00 Akt. Mag.

Hamburg:
15.35 Was da kreucht und fleucht
Ein Disney-Film

Deutsches Fernsehen:
16.20 Das Leben Jesu
Ein Dokumentarfilm
Regie: Marcel Gibaud

Hamburg:
17.30-18.00 Zauber der Zahlen und Formen
Mathematische Gesellschaftsspiele. Von Prof Dr. H. Haber

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Zeitverkauf — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Die Münchner Abendschau

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Frankfurt:
20.20 Spiel um Job
Von Archibald MacLeish
Deutsch von Eva Hesse
Job . . . Hansgeorg Laubenthal
Sarah . . . . . Sigrid Marquardt
Zoisl . . . . . . Fritz Schmiedel
Haftiger . . . . Günther Neutze
1. Bote . . . . . . Hubert Hilten
2. Bote . . . . . . Rudolf Geske
Mädchen . . . Anke Tegtmeyer
Zophar . . . . Konrad Horschik
Eliphas . . . . . . Helmut Kolar
Bildad . . . Giselher Schweitzer
und Andromache Anagnostopoulos, Johanna Bassermann, Witta Pohl, Helene Richter-Mielich, Hildegard Schreiber
Szenenbild: Heinz Ludwig
Regie: William Dieterle
Filmaufnahme von den Freilichtspielen in Bad Hersfeld

Baden-Baden:
21.30 Pompeji — Untergang und Ruhm
Dokumentarbericht von Ernst von Khuon

Deutsches Fernsehen:
22.10 Tagesschau (Spätausgabe)

ZWEITES PROGRAMM



Christine Moosmann und Rudolf Geske in einer Erzählung mit szenischen Bildern: „Die Geschichte vom Soldaten" von H. Reinhart (2. Progr., 21.00 Uhr)

Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Spektrum
Aus Kultur und Wissenschaft

21.00 Die Geschichte vom Soldaten
Nach Ramuz von Hans Reinhart
Musik von Igor Strawinsky
Vorleser . . . Mathias Wieman
Soldat . . . . Rudolf Geske
Teufel
(gespielt) Siegfried Wischnewski
(getanzt) Jürgen Feindt
Prinzessin . . . Chr. Moosmann
Unter der Leitung von Paul Sacher spielen: Jacob Krachmalnick, Geige, Rolf Heister, Kontrabaß, Martin Härtwig, Klarinette, Werner Mauruschat, Fagott, Franz-Willy Neugebauer, Trompete, Willy Walther, Posaune, Siegfried Rockstroh, Schlagzeug
Choreogr.: Gise Furtwängler
Szenenbild: Hein Heckroth
Regie: Wilhelm Semmelroth

Hamburg:
22.00 Mit anderen Augen
Hauptpastor Dr. Hartmut Sierig

Do 23. November

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.20 Herden, Cowboys und Banditen — 11.05 Daniel Henry Kahnweiler — 11.45 Akt.Mag.

Köln: Kinderstunde
17.00 Das dicke Fränzchen
Bildergeschichte von Helmut Höfling

17.15 Die verzauberte Flöte
Märchenfilm aus Frankreich

17.45-18.05 Die Kinder von Bullerbü
Vergnügliche Filmgeschichten nach dem Buch von Astrid Lindgren



Claude Farell und Barbara Rütting in einer Szene des Schauspiels „Der Strafverteidiger" (20.50 Uhr)

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Leben des Meeres — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Florian, der Blumenfreund — 19.30 Sag die Wahrheit
WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 Die Abenteuer des Hiram Holiday
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Menschen im Weltraum (Wdhl.) — 19.00 Die Abendschau — 19.20 Sag die Wahrheit
Saarländischer Rdf.: 18.45 Abendschau — 19.10 Vati macht alles — 19.20 Abenteuer unter Wasser

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

München:
20.20 Adresse: Bonn, Koblenzer Straße 141
Besuch im Palais Schaumburg, dem Amtssitz des deutschen Bundeskanzlers
Filmbericht v. Gerhard Ledebur

20.50 Der Strafverteidiger
Schauspiel in drei Akten von Elmer Rice
Deutsch von Alexander Koval
George Simon . . K. H. Schroth
Cora Simon . . . . Claude Farell
Regina Gordon . . . . B. Rütting
John P. Tedesco . . E. Pohlmann
Charles McFadden G. Gräwert
Bessie Green . Ruth Scheerbarth
Johann Breitstein H. Schneider
Peter J. Malone . B. Sterzenbach
Harry Becker . . . . Harry Engel
Sarah Becker . . . . Nadja Bach
Zedorah Chapman . S. Wengraf
Arthur Sandler . . . . S. Fitzek
Roy Darwin . . Harald Maresch
Lena Simon . . . . . Alice Lach
Francis Clark Baird . . H. Stein
Herbert H. Weinberg . T. Stahl
Postbote . . Walter M. Schwarz
Henry Süsskind . . Fr. Vierock
Mr. Crayfield . . . Mano Freed
Schuhputzer . Kurt Kappelmeier
Szenenbild: Peter Scharff
Regie: Franz Josef Wild

Deutsches Fernsehen:
23.00 Tagesschau (Spätausgabe)

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

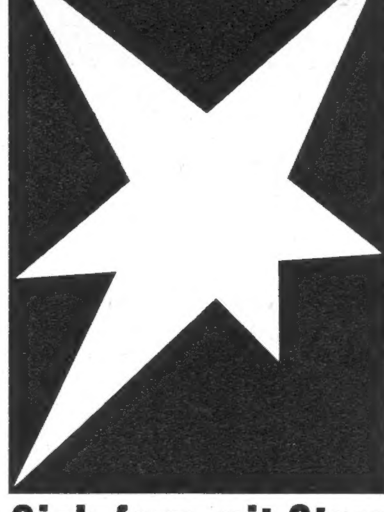
Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Berlin:
20.20 Musik für junge Leute
Musikalische Party des Belgischen Fernsehens mit Donna Hightower, Jo Leemans, Fud Leclerc, Ariane, Cecily Forde, Bob Pauwels und dem Orchester Henri Seegers

Hamburg:
21.10 Die Nacht in New York
Kriminalfilm aus der Serie „Der Mann mit der Kamera"

21.35 Verklingende Trommeln
Der Berg der Könige
Bericht der Max-Lersch-Expedition von einer unpolitischen Afrikadurchquerung
Bearbeitet von Gunter Péus

Änderungen vorbehalten



Sieh fern mit Stern

ÖSTERREICH Kanäle 2, 4–8, 10

Fr., 17. Nov. 19.30 Für Sie notiert — Bauern in Europa: England (1) — 19.55 Kurz vor acht — Zeit im Bild — Kurzfilm-Mosaik — 20.30 Schach dem Tod — 21.10 **O du süaße Weana Musi** (19)
Sa., 18. Nov. 19.30 Für Sie notiert — Was sieht man Neues? — 19.55 Kurz vor acht — Zeit im Bild — Kurzfilm-Mosaik — 20.20 **Sing mit mir — spiel mit mir.** Mit Lou van Burg
So., 19. Nov. 17.00 Leute von heute (Teenagerparty) — 18.15 Welt der Jugend — 18.45 Im Scheinwerfer — Es wird Sie sicher interessieren — Dienst am Kunden — 20.00 Zeit im Bild — 20.10 NDR: **Simplicius Simplicissimus** — 21.15 Zeit im Bild
Mo., 20. Nov. 19.30 Für Sie notiert — Auch das ist Österreich — 19.55 Kurz vor acht — Zeit im Bild — Kurzfilm-Mosaik — Sport — 20.50 **Einundzwanzig.** Quiz — 21.40 Zeit im Bild
Di., 21. Nov. 19.30 Für Sie notiert — Fernsehküche: Apfelkuchen und Weinchadeau — 19.55 Kurz vor acht — Zeit im Bild — Kurzfilm-Mosaik — 20.30 **Ihr Auftritt, bitte** — 21.10 So leben wir alle Tage (Oh, diese Fachleute) — 21.40 Zeit im Bild
Mi., 22. Nov. 17.00 Wer bastelt mit? (Weihnachtskrippe) — 17.30 Sport-Abc (Alpin. Schilauf) — 18.00 Beim Blumendoktor — 19.30 Für Sie notiert — Vater ist der Beste — 19.55 Kurz vor acht — Zeit im Bild — Kurzfilm-Mosaik — 20.20 Deutsch. Ferns.: **Spiel um Job** — 21.30 Zeit im Bild
Do., 23. Nov. 19.30 Für Sie notiert — Sportkaleidoskop — 19.55 Kurz vor acht — Zeit im Bild — Kurzfilm-Mosaik — 20.25 Schwarz auf weiß (George Rouault) — 20.50 Deutsch. Ferns.: **Der Strafverteidiger** — 23.00 Zeit im Bild

SCHWEIZ Kanäle 2, 3, 7, 10

Fr., 17. Nov. 20.00 Tagesschau — Zytglogge — 21.00 Möbliertes Zimmer mit Klavier — 21.20 **Alarm im Hafen.** Mit Wendell Corey
Sa., 18. Nov. 17.00 Magazin d. Frau — 20.00 Tagesschau — 20.15 Wort z. Sonntag f. d. ref. Kirche — 20.20 **Vermißt wird . . .** Kabarettistische Burleske mit Ines Torelli u. a. — 22.20 Nachr.
So., 19. Nov. 10.00 Kath. Gottesdienst — 17.00 Am Sunntignoomidag dehaim — 18.00 Von Woche zu Woche — 18.30 Sport — 19.30 Tagesschau — 20.00 Filmbriefe aus Asien — 20.25 **Als geheilt entlassen.** Mit Wolfg. Neuss u. Wolfg. Müller — 21.55 Nachr., Sport, Progr.
Mo., 20. Nov. 20.00 Tagesschau — 20.20 Winston Churchill: Der zweite Weltkrieg (1) — 20.45 Forum 61 — 21.35 **Kammerkonzert**
Di., 21. Nov. 20.30 Aufzeichn.: **Cabaret "Rotstift"**
Mi., 22. Nov. 20.00 Tagesschau — 20.15 Filmsaison — 21.00 **Schneewittchen und die sieben Knöpfe** — 21.45 Kommentar — 21.50 Zur eidgenössischen Abstimmung über das Uhrenstatut am 3. Dez. 61
Do., 23. Nov. 17.30 Jugendsendung: Mit Pauke, Flöte, Glockenspiel — Fritz und Franz — Kleine Geschenke, große Freude — 20.00 Tagesschau — 20.15 Buch der Woche — 20.20 Als der Stummfilm sprechen lernte — 20.45 Bayer. Rdf.: **Der Strafverteidiger**

LUXEMBURG Kanal 7

Fr., 17. Nov. 19.00 Progr. — Persönlichkeiten: Senator Taft — 19.25 Roman d. Wissenschaft — 19.57 Wetter, Nachr. — 20.30 Rendezvous in Luxemburg — 21.15 Catch — 21.35 **Sherlock Holmes:** Armée secrète — 22.30 Nachrichten
Sa., 18. Nov. 17.00 Progr. — Der Dieb von Bagdad (F. alle) — 18.30 Colonel Rodrigues — 18.55 Sportvorschau — Fußball — 19.57 Wetter, Nachr. — 20.30 Tom und Jerry — 20.55 Pariser Melodien — 21.25 **Spiel mit dem Schicksal** (Saratoga) (Für Erw.)
So., 19. Nov. 17.00 Progr. — Troubles au Canada (F. alle) — 18.30 Seltsame Tiergeschichten — 19.00 Symphonie für einen einzigen Menschen — 19.25 Errol Flynn — 19.57 Wetter, Nachr. — 20.17 Hier Interpol — 20.47 **Pforten der Hölle** (F. Erw.)
Mo., 20. Nov. 19.00 Progr. — Die Wikinger — Sport — 19.57 Wetter, Nachr. — 20.30 **Doktor, ahoi!** (F. Erw.) — 22.00 Große Musiker
Di., 21. Nov. 19.00 Progr. — Große Reisen — Herausford. d. Gefahr — 19.57 Wetter, Nachr. — 21.00 **Das 5. Spiel** — 21.30 Catch — 21.50 Zeitchronik — 22.20 Nachr.
Mi., 22. Nov. 19.00 Progr. — Kulin. Sdg. — 19.20 Strömung — 19.57 Wetter, Nachr. — 20.30 Stars nach Ihrer Wahl — 21.15 **Sonderauftrag: Die Spionin** (F. Erw. und Jugendl.) — 23.00 Nachr.
Do., 23. Nov. 17.00 Progr. — Schulschwänzer — 19.08 Für Mütter — 19.18 Der zerbr. Pfeil — 19.57 Wetter, Nachr. — 20.30 Der Phantasie preisgegeben — 20.55 **Tessa, Nymphe au Coeur fidèle** (F. Erw.)

FRANKREICH Kanäle 5–8

Fr., 17. Nov. 19.10 Seid willkommen! — 19.40 Kameradenzeit — 20.00 Nachr. — 20.30 **Lakmé.** Kom. Oper von Delibes — 22.00 Sport
Sa., 18. Nov. 18.55 Lancelot: Flügel des Sieges — 19.25 Das Rad dreht sich — 19.55 Wetter, Nachr. — 20.30 Das Leben der Tiere — 20.50 Musikal. Lustspiel nach Queneau u. Pillaudin, Musik von Maurice Jarre: **Loin de Rueil** — 22.50 Jazz — 23.20 Nachr.
So., 19. Nov. 17.15 Schallplatten — 18.00 Theater der Jugend: Die kleine Doritt (Charles Dickens) — 18.45 Große Musiker (Berlioz) — 20.00 Nachr. — 20.45 **Dreizehn bei Tisch**
Mo., 20. Nov. 19.10 Die Zukunft gehört euch — 20.00 Nachr. — 20.40 **Schule der Stars** — 21.45 Erinnerungsporträt: Victor Hugo (Gaëtan Picon)
Di., 21. Nov. 19.00 Zartes Alter und Holzköpfe — 20.00 Nachr. — 20.30 Lustspiel: **Die Herzogin und der Page.** Von Alfred Savoir — 22.00 Große Interpreten: Gaspar Cassado
Mi., 22. Nov. 19.10 Jahrmarkt der Illusionen — 20.30 **Weg der Sterne** — 21.30 Sherlock im Zoo: Auf den Spuren der Tiergeheimnisse (1) — 22.00 Lektüre für alle
Do., 23. Nov. 17.00 Jugendsendung — 19.10 Meisterwerke: Mondscheinsonate von Beethoven — 20.00 Nachr. — 20.30 **Der Mensch des 20. Jahrhunderts** — 21.40 Urteilen Sie selbst

Das ZWEITE PROGRAMM über folgende Sender (die eingeklammerten Kanäle gelten jeweils nach der Umstellung):
Bayerischer Rdf.: Augsburg 30 (16), Hof 17 (16), München 27 (28), Nürnberg 29 (27), Würzburg 18. **Hessischer Rdf.:** Feldberg (Taunus) 17 (27), Fulda 19, Kassel 26 (28). **WDR:** Aachen 30, Bielefeld 28 (26), Bonn 19, Dortmund 22 (18), Düsseldorf 20 (22), Minden 16 (19), Münster/Westf. 14. **Süddeutscher Rdf. und SWF:** Freiburg 17 (26), Heidelberg 19 (20), Ravensburg 26 (30), Rottweil 28, Stuttgart 16 (19). **Saarländischer Rdf.:** Saarbrücken 30 (25)



Unsererseits
gut
vorbereitet –
Ihrerseits perfekt gekocht!
mit allem, was zu einer richtigen Rindfleischsuppe gehört. Da schmeckt man so richtig das herzhafte Rindfleisch. Und das pikante Drumherum: ausgesuchte Gewürze, appetitliche Eiernudeln. Alles ist mit Erfahrung und Sorgfalt von einem Meisterkoch komponiert – das ist die Rindfleischsuppe von Knorr.
Eins aber fehlt noch an dieser Suppe: Das Glanzlicht der Vollendung! Das setzen Sie beim Kochen auf – wenn Sie die Rindfleischsuppe von Knorr mit Liebe und Sorgfalt zubereiten. Dann können Sie stolz servieren: vier Teller voller Wohlbehagen. – Guten Appetit!
Knorr
50
Rindfleisch-Suppe
mit Eiernudeln
4 Teller Feinkostsuppe – 50 Pf
K 2/61